M. ALBERTON

BIROBIDSCHAN, DIE JUDENREPUBLIK

epv

epv

M. ALBERTON

Birobidschan, die Judenrepublik

epv

E. PRAGER-VERLAG, LEIPZIG-WIEN

Aus dem Jiddischen von Hermann Peczenik unter Mitwirkung von Dr. Josuah Wiesen

Druck: „Elbemühl", Wien, IX., Berggasse 31

Jüdische Kolonisation in der Sowjetunion

Ein Vorwort

Das vorliegende Buch ist das Werk eines jungen jüdischen Arbeiters aus Ukraina, der unter anderen den Beweis liefert, daß dem jüdischen Schrifttum durch eine sozialistische gesellschaftliche Umschichtung dieses in der ganzen Welt verstreuten Volkes neue Möglichkeiten geboten werden. Die Originalsprache, aus der es ins Russische, Ukrainische und jetzt ins Deutsche übersetzt wurde, ist die eigenartig urwüchsige jüdische Sprache. Schreibweise, Aufbau und Form weichen von den Gepflogenheiten der westlichen Literatur völlig ab: scheinbar fehlt die durchgehende Handlung, und es fehlen die „Helden", die dem ungehemmten, überschäumenden Fluß der Schilderung die Grenzen gesetzt hätten.

Die Pulsschläge der Handlung dieses Buches sind von der geschichtlichen Perspektive zu erfassen. Es ist ein Roman, dessen Held ein Massenwesen ist: in diesem besonderen Falle das Kollektiv der jüdischen Auswanderer nach Birobidschan, der künftigen „Republik der werktätigen Juden". Und es ist sogar ein psychologischer Roman. Die einzelnen auf den Plan gerückten Typen haben die Bedeutung der hemmenden und fördernden

Elemente innerhalb des ideologischen Prozesses, den diese Massenseele, ein Produkt der durch Jahrhunderte wirkenden Sonderbedingungen, im inneren Kampf um neue Wege zur sozialen und nationalen Befreiung durchmacht: es ist spannend, dieses Wunder mitzuerleben, wie kleinstädtische Sodawasserverkäufer und Hausierer sich zu Bauern wandeln. Der Autor selbst — ein jüdischer Sostschenko — wählte für sich die Rolle des aufmerksam registrierenden, selbstkritischen Bewußtseins in dieser Massenseele.

Und diesem Selbstkritizismus, der ausgeprägtesten Eigenheit des „jüdischen Charakters", hat sich auch der Übersetzer angepaßt. Es sei daher vorweg gesagt und betont, daß die im Fortgang der Schilderung sich notwendig ergebenden, scheinbar „jüdelnden" sprachlichen Freiheiten bedingt sind durch die Absicht des Autors, dem es in diesem Buch gelang, den kulturellen Gärungsprozeß im ostjüdischen Proletariat leidenschaftlich, aber trotzdem realistisch zu gestalten. Dieses nicht zu berücksichtigen, hieße, die Grundstimmung des Buches verfälschen.

*

Die große Bewegung der Machtergreifung des Proletariats in der Sowjetunion hat dem Großteil des jüdischen Kleinbürgertums auch den letzten Rest einer ohnedies problematischen Existenzgrundlage entzogen. Dieser Zusammenbruch gab aber zugleich den Weg zum sozialen und nationalen Aufstieg frei, indem das jüdische Proletariat und Kleinbürgertum dem Aufbauprozeß eingeordnet wurde.

Die ersten Versuche, das entwurzelte und deklassierte Judentum in der Sowjetunion umzuschichten, wurden bereits im Jahre 1918 unternommen. Sie erfolgten vor allem im Wege der Landansiedlung, unter der Parole: „Jeder nehme so viel Land, wieviel er bebauen kann!" — also instinktiv planlos.

Die Landansiedlung der Juden in der Sowjetunion zerfällt in zwei Abschnitte, die voneinander wesentlich unterschieden sind.

Es sind auseinanderzuhalten: die hauptsächlich in den ersten Revolutionsjahren erfolgte Siedlung in unmittelbarer Umgebung der Wohnsitze der betreffenden Juden, die sogenannte Vorstadtkolonisation; und die planmäßige, 1925 beginnende Ansiedlung der werktätigen Juden auf den Ländereien des Kolonisationsfonds des „Komset". In die erste Gruppe gehören auch die Reste jener wilden Kolonisation in der Ukraine und in Weißrußland, die zum größten Teil in den Stürmen der Bürgerkriege und des Krieges mit Polen zusammenbrachen. Zur zweiten ist die Kolonisation in der Krim und das auch national-politisch bedeutsame kolonisatorische Werk in Birobidschan zu rechnen).*

Im Jahre 1918 organisierte das Volkskommissariat für die Angelegenheiten der Nationalitäten, an dessen Spitze Stalin stand, ein eigenes „Zentrales Jüdisches Kommissariat", das die ersten Schritte einleitete, die wilde Kolonisation in planmäßige Bahnen zu lenken, an die Lösung der jüdischen Frage systematisch heranzutreten. Das Jahr 1919 brachte eine stürmische Entwicklung der unorganisierten jüdischen Siedlungsbewegung, und zwar vor allem in der Ukraine und in Weißrußland, die aber durch die verheerenden Folgen der Intervention, des Banditismus, der Pogrome und des Krieges mit Polen einen starken Rückschlag erfuhr. Im September 1921 beschäftigte sich das Volkskommissariat für die nationalen Minderheiten von neuem mit dem Judenproblem. Man setzte die Arbeit auf der 1919 begonnenen, dann unterbrochenen Linie der Ansiedlung auf altem Gutsboden fort, siedelte womöglich in unmittelbarer Nähe der Stadt oder des Städtchens, aus dem die Juden stammten, wobei die engste Verbindung mit diesen alten Wohnorten aufrechterhalten wurde. Im Jahre 1924 hatte der Zustrom der Siedelnden solchen Umfang angenommen, daß man sich genötigt sah, beim Präsidium des Nationalitätenrates der Zentralexekutive der Sowjetunion eine eigene Instanz ins Leben zu rufen, der die Aufgabe zufiel, die landwirtschaftliche Kolonisation der werktätigen Juden zu organisieren. Diese Instanz erhielt den Namen „Komset" (russische Abkürzung). Mit der Schaffung des Komset war die Lösung der Judenfrage in die

---

**) Die hier angeführten Berichte über das jüdische Siedlungswesen in der Sowjetunion sind zum Großteil Otto Hellers Buch: „Der Untergang des Judentums" (Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin, 1931) entnommen.*

allgemeine nationale Politik der Sowjetregierung einbezogen, sie wurde zu einer Sache des gesamten sozialistischen Aufbaues des Sowjetstaates und k o n n t e n u r a u f d e r G r u n d l a g e d e r t e r r i t o r i a l e n u n d k u l t u r e l l e n A u t o n o m i e d e r N a t i o n a l i t ä t e n b e i v o l l k o m m e n e r G l e i c h b e r e c h t i g u n g a l l e r N a t i o n e n u n d N a t i o n a l i t ä t e n d e r S o w j e t u n i o n e r f o l g e n.

Die Frage nach dem T e r r i t o r i u m trat in den Vordergrund.

1924 tauchte der Plan auf, in der Krim auch jüdische Großkolonisation durchzuführen, und es fand auch eine Massenüberwanderung statt. Die Krim spielt in den Auseinandersetzungen um Birobidschan eine sehr große Rolle. Der Streit Krim oder Birobidschan ist in der einzig möglichen Weise entschieden worden: es wurde beschlossen, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln sowohl die Krim als auch Birobidschan zu entwickeln.

Im Jahre 1927 beschloß die Sowjetregierung, die Juden in einem wenig besiedelten Gebiete Sibiriens zu kolonisieren. Zwei Gebiete wurden für diesen Zweck in Erwägung gezogen und durch Expeditionen gründlich erforscht. Mit der Verordnung vom 28. März 1928 entschloß sich das Präsidium des Zentralexekutivkomitees der Sowjetunion, das fernöstliche Gebiet „Birobidschan" für die jüdische nationale Siedlungsbewegung zu erschließen, mit dem Plan, in diesem wenig besiedelten Land e i n e j ü d i s c h - n a t i o n a l e V e r w a l t u n g s e i n h e i t zu schaffen. In sämtlichen Fragen der jüdischen Sprache und der Organisierung jüdischer Sowjets und Exekutivkomitees wurde beschlossen, in den Rayons mit vorwiegend jüdischer Bevölkerung die Einrichtung jüdischer Sowjets und Rayonsexekutivkomitees, die in jüdischer Sprache amtieren, zu beschleunigen, mindestens hundert verschiedene Punkte jüdischer Kultur mit jüdischer Sprache, von der Elementar- bis zur Hochschule zu schaffen, ferner in den Städten mit namhafter jüdischer Bevölkerung Maßnahmen zu treffen, daß die jüdische Bevölkerung bei Behörden und Gerichten in ihrer Sprache bedient werde. Die Proklamation einer autonomen jüdischen Republik wurde naturgemäß an die Bedingung geknüpft, daß die Einwandererzahl in Birobidschan eine relativ stärkere Minderheit den anderen Minderheiten gegenüber (Russen, Kosaken, Koreaner, Golden usw., ins-

gesamt ungefähr 32.000) ergibt). Die Jahre 1931 bis 1932 sollten die Entscheidung darüber bringen. Die Berichte über die Entwicklung bis zum 31. März 1932 lassen jedoch den Erfolg der jüdischen Kolonisation in Birobidschan als unzweifelhaft erscheinen.*

Ist der „Komset“ ein Organ der Sowjetregierung, das in engster Verbindung mit allen zentralen Instanzen der Sowjetmacht die Grundlagen für die jüdische Kolonisation durch Beistellung des Bodens, Verwaltung der für die Kolonisten bereitgestellten Budgetmittel, Verhandlungen mit den ausländischen Hilfsorganisationen schafft und in jüngster Zeit auch die Industrialisierung zumal der jüdischen Jugend staatlich regelt und organisiert, so stehen dem Komset seit 1924 eine Reihe von Hilfsorganisationen zur Seite, die durch Beistellung von Geldmitteln für die Anschaffung landwirtschaftlichen Gerätes, Wohnungsbau, Einrichtung von Musterwirtschaften, agronomische Beratung und dergleichen, mitwirken. An erster Stelle ist hier der „Geserd“ zu nennen — in der russischen Abkürzung heißt es „Oset“ — der die breiten Massen der jüdischen wie nichtjüdischen Bevölkerung in der Sowjetunion für die Lösung des Judenproblems interessieren, Mittel aufbringen und die organisierende Tätigkeit des „Komset“ durch breite, politisch aufklärende Arbeit im Land unterstützen, später aber auch für die Ländereien, die der „Komset“ als Staatsorganisation zur Verfügung stellte, die Kontingente der Überwanderer auf Grund seiner Verankerung in den breiten Massen der Bevölkerung zusammenstellen soll. Diese Arbeit hat der „Geserd“, der in Albertons Buch oft erwähnt wird, in sehr rascher Folge in breitem Umfang aufgenommen. Die Geserdbewegung griff über die Grenzen der Sowjetunion. Heute gibt es in der ganzen Welt Geserd-Bruderorganisationen, die in einzelnen Ländern verschiedene Namen tragen, überparteilich, aber im wesentlichen sowjetfreundlich sind.

Der jüdischen Siedlungsbewegung im allgemeinen, und in Birobidschan im besonderen, stehen verschiedene hemmende Momente im Wege: so anfangs die Einführung der Neuen Ökonomischen Politik (Nep), die in den ersten Jahren der Nachrevolutionszeit dem jüdischen Kleinbürgertum eine Atempause gewährte durch

---

**) Nach einer Erklärung Kalinins, des Präsidenten des Zentralexekutivkomitees, würden schon 15.000 genügen.*

die Illusion, es seien dem Privathandel neue Möglichkeiten geboten; dann die in beispiellosem Tempo fortschreitende Industrialisierung der ganzen Sowjetunion, die einen großen Teil der jüdischen Umschichtung beansprucht, indem sie sehr viele der jüdischen Arbeiter in ihre Betriebe aufnimmt; und zuletzt — die Rückwanderung. Wie aus den Schilderungen Albertons ersichtlich ist, waren die Schwierigkeiten des ersten Jahres groß. Das Jahr 1928 war klimatisch sehr ungünstig und es fiel viel Regen. Unter den Kolonisten gab es nicht genügend qualifizierte Kräfte, die Siedlungsform war auch nicht durchdacht. Die Hälfte der Einwanderer verließ das Land, kehrte nach Europa zurück oder faßte in Chabarowsk und in anderen Städten Ostsibiriens Fuß. Der Prozentsatz der Abwanderung sank in umgekehrtem Verhältnis zur steigenden Zahl der Einwanderung: im Jahre 1928 sind 841, 1929 1200, 1930 1520 und im Jahre 1931 sind 3330 Juden in Birobidschan eingewandert. Was das Jahr 1932 anlangt, möge es eine nachstehend wörtlich wiedergegebene Moskauer Nachricht illustrieren:

Moskauer Komset an Kolonisationsleitung in Birobidschan am 31. März 1932, veröffentlicht am 6. April 1932 im „Birobidschaner Stern".

„Bis zum 20. März reisten von hier ab: 453 Familien und 228 Einzelne aus der Ukraine; aus Weißrußland 20 Familien und 208 Einzelne. In der Ukraine sind bereits 338 Familien reisefertig. Bedarf nach Überwanderungsorders wächst unausgesetzt. Während zehn Tagen sind fast 500 Überwanderer durch Moskau durchgefahren. Telegraphieret, ob Möglichkeit vorhanden, noch fünfzig Zimmerleute und 200 Schwarzarbeiter einzuordnen.

Der Überwanderungsplan für das erste Vierteljahr wird überschritten werden. Ergreifet alle Maßnahmen, einer Masseneinwanderung zu genügen.

Stellvertreter des Vorsitzenden der Zentralstelle des Komset."

Daraus ersieht man, daß die Zahl der Einwandernden im steten Anwachsen begriffen ist; sie betrug im ersten Viertel des Jahres 1932 rund 3000 Seelen, wobei sich noch außerdem 2000 auf dem Wege befanden (laut Protokoll Nr. 7 der Sitzung des

Zentralrates des „Geserd" vom 4. Mai 1932). Indes die Rück-, bezw. Abwanderung im Jahre 1931 nicht mehr als etwa 10% ausmachte.

*

Das Land Birobidschan) ist über 8000 km von Moskau und etwa 1000 km von Wladiwostok entfernt. Es hat eine Fläche von 3,862.682 Hektar. Birobidschan ist also größer als Belgien, beinahe doppelt so groß wie Palästina, größer als die deutsche Wolgarepublik und als die Krim. Von seiner Bodenfläche sind für die Landwirtschaft 1,835.000 Hektar geeignet, von denen allerdings rund 500.000 Hektar feucht und sumpfig sind und durch Trockenlegung meliorisiert werden müssen. Die Wälder umfassen 1,973.100 Hektar, der tote, vollkommen unverwendbare Boden 64.500 Hektar. 60% des Bodens sind bergig, die Berglandschaft ist allerdings nicht sehr hoch, der Rest ist Tiefland, Ebene. Birobidschan zerfällt also im wesentlichen in zwei Teile: in ein gewaltiges Oberland und in das zum Teil steppenartige, nur stellenweise durch Wald unterbrochene Niederland. Südwestlich, südlich und östlich hat Birobidschan natürliche Grenzen: den bis zu 3 km breiten Amur, der Birobidschan von der Mandschurei trennt, und den Urmifluß. Der Nordteil ist zumeist Urwald. Die Transsibirische Bahn durchquert das Land in seiner Länge von 392 km. Der westliche Teil des Landes ist gebirgig und reich an Naturschätzen, wie Kalk, Eisen, Gold, Granit, Torf, Graphit, Marmor und Edelsteinen. Im nordwestlichen Teil gibt es auch heiße Schwefelquellen, denen große Heilkraft zugesprochen wird. Es befindet sich dort bereits ein Sanatorium „Kuldur", das den ganzen fernen Osten bedient. Der Süden ist eine zum Teil versumpfte Ebene, die von zahlreichen Flüssen und Bächen durchzogen wird.*

Für das Klima ist ein heißer, schwüler Sommer und ein trockener, kalter Winter charakteristisch. Am heißesten sind die Monate Juli und August, am kältesten Dezember bis Februar. Der Winter ist trocken, sonnig, sehr kalt, vollkommen windstill; hingegen ist der Sommer überaus reich an Niederschlägen und Feuchtigkeit. Frühjahr und Herbst sind sehr angenehm. Für den Europäer sind die beiden heißen und niederschlagreichen Monate die schwersten.

**) Siehe Landkarte im Anhang.*

Die Dauer der Vegetationsperiode beträgt 150 bis 176 Tage. Die Flora ist sehr reichlich. An Bäumen findet man neben der nordsibirischen Kiefer, neben der Linde, Eiche und Weide die subtropische Zeder, ferner Äpfel, Birnen, Kirschen usw. Angebaut werden in Birobidschan: vor allem Weizen, Hafer, Hirse, Mais, Buchweizen, Sojabohnen, Sago, Reis, Kartoffel, Tabak, dann eine Reihe technischer Kulturen, wie Flachs, Hanf, Rizinus usw. An der Eisenbahn sind die Aussichten für Gemüsebau und Milchwirtschaft sehr günstig, da das Gemüse fast sämtlicher geographischer Zonen gedeiht. Für den Getreidebau eignen sich besonders die Hochflächen in der Nähe der Amurniederung, die Amurniederung selbst eignet sich vorzüglich für den Reisbau. Der Fischreichtum des Amur wird neben der Viehzucht die Basis für eine Nahrungsmittel- und Konservenindustrie abgeben. Die Bienenzucht hat in den höhergelegenen Gebieten gute Bedingungen. Birobidschan ist auch sehr reich an den verschiedensten Tiergattungen und beliefert den russischen Markt mit den besten Pelzarten und Fellen.

Die Bevölkerung des Landes belief sich zur Zeit des Beginnes der Kolonisation auf rund 32.000. Hiervon waren 18.000 angesiedelte Kosaken und 7500 längs der Eisenbahnlinie, in der Hauptsache in den Eisenbahnstationen, angesiedelte sonstige Russen (Eisenbahner, Handwerker usw. und ihre Familien). Am 1. Jänner 1930 zählte man in Birobidschan 37.450 Einwohner; hiervon waren 27.350 Russen, 3000 Ukrainer, 3200 Koreaner, 2700 Juden, 700 Eingeborene (Golden und Tungusen), 500 Chinesen. Die Einwohnerzahl betrug noch nicht 1 auf 1 km^2.

Die größten Orte sind der Hauptort Birobidschan (vormals Tichonkaja) mit 1500, In mit 3000, Birakan mit 2200 Einwohnern — diese drei Orte liegen an der Transsibirischen Bahn — ferner Michailo-Semenowskoje mit 1300, Wenseljewo mit 1100, Blagoslowenje mit 2000 (Koreaner), Jekaterino-Nikolskoje mit 1900 und Amurset mit 400 (Juden) Einwohnern.

Die Wirtschaft Birobidschans wird zwei Wege nehmen, den landwirtschaftlichen und den industriellen; letzterer wird vielfach unmittelbar mit der Landwirtschaft zusammenhängen.

Wie überhaupt Sibirien, so ist auch Birobidschan ein Land der großen Möglichkeiten. Die Fruchtbarkeit und der Reichtum an Naturschätzen schaffen eine Grundlage für einen gesunden indu-

striellen und landwirtschaftlichen Aufbau. Der Kürze halber sei zum Abschluß ein im „Birobidschaner Stern" vom 6. März 1932 veröffentlichter Bericht wiedergegeben:

„Unser Rayon ist zu 78% kollektiviert. Sechs Sowchose (Staatsgüter) sind ausgebaut und sie beschäftigen immer mehr jüdische Arbeiter. Eine ganze Reihe von Unternehmungen ist gegründet: Bergwerke, Möbelfabriken, Forstarbeit, Transport usw., und die jüdischen Arbeiter sind allmählich in alle Gebiete eingedrungen. Die Kolchose (Kollektivwirtschaften) der Überwanderer, die anfangs durch die nicht befriedigende Führung, durch den nicht ausgelebten Individualismus geschwächt waren, werden jetzt immer mehr und immer wirtschaftlicher organisiert.

Während der ersten vier Jahre der Birobidschaner Kolonisation, die mit den vier Jahren des ersten Fünfjahrplanes zusammenfallen, ist Birobidschan ein Anziehungspunkt für die jüdischen Arbeiter aller Länder geworden. Die ersten Monate dieses Jahres haben die opportunistischen Ängste zur Gänze zerstreut. Tausende Menschen sind bereit, aus allen Weltrichtungen nach Birobidschan überzuwandern. Es wird Aufgabe der Leitung sein, die Möglichkeiten der Einordnung neu ankommender Kolonisten voll auszunützen und durchzuführen."

Der Aufsatz schließt mit einer an die Pioniere des Birobidschaner Werkes ergehenden Ermahnung, alle Kräfte anzuspannen und Stalins Ausspruch zu beherzigen:

„Die Realität unserer Pläne beruht in lebendigen Menschen!"

Hermann Peczenik

Zu Hause

Mechl kam spät nachts nach Hause, trat in die finstere Kellerstube, tastete sich zum breiten Holzbett in der Ecke und sagte zu seinem schweratmenden Weib, daß er fahre. Basta. Er fährt.

„Wohin?"

„Nun, dorthin. Nach Birobidschan."

„Dann soll mich noch vor dem Wochenbett der Schlag treffen, wenn du hinfahren wirst!"

Kajle unternahm den Versuch, sich zur Wand zu wenden. Sie wollte mit ihrem Mann kein Wort mehr reden. Aber der große Bauch hinderte sie. So wandte sie sich nur mit dem Oberkörper und mit den mageren Armen ab und wartete auf den Mann.

Mechl ließ sich mit dem Ausziehen Zeit. Er schwieg. Aus der anderen Stube, dem „Salon", tönte das gesunde Schnarchen kleiner Kinder herüber. In dieses Geräusch

flocht sich von den Wänden das Gezirpe von zahllosen Schaben ein. Durch das niedrige Fenster konnte man über die Gasse in Bentschiks, des Trödlers Stube die Lampe brennen sehen. Zugleich begann dort eine Nähmaschine zu gehen, und ihr geschäftiges Schnurren übertönte alles.

Mechl zog sich noch immer nicht aus. Er blickte versonnen durch das Fenster hinaus, sah, wie Bentschik sich erhob, gähnte und den Rock ablegte.

„So eine schmale Gasse", kam es Mechl in den Sinn, „die ganze Gasse ist nicht breiter als ein kleines Zimmer."

Mechl hörte, wie jener, der Trödler, die Schuhe abwarf und mit großen Schritten barfuß auf dem Lehmboden umherzustapfen begann.

„Was stehst du wie ein Heiliger? Leg dich doch schon endlich einmal schlafen, die Cholera in dich ..."

War es Kajle, sein Weib? Oder Bentschiks Gattin, Mindl?

Mechl begann sich zu entkleiden.

„Platsch", ging es plötzlich neben dem Fenster nieder, und noch einmal „platsch".

Aha, morgen wird es regnen. Die Nachbarn entleeren schon ihre Kübel auf die Gasse. Er hat aber doch auf dem Nachhauseweg keine Wolken am Himmel ...

„So leg dich doch schon hinein, daß es dich verkrüppelt!"

Mechl kratzte sich noch ein paarmal und legte sich auf den Rand des Lagers, fast schon auf die Kante,

damit er die erzürnte Kajle nicht berühre. Er überlegte, was er sagen sollte, um sie zu besänftigen.

„Na, die werden jetzt einen hübschen Kredit hergeben müssen“, bemerkte er.

„Reiß nur dein dummes Maul auf! Sie werden dir die grüne Feige schon hineinstopfen!“

Aber Mechl wußte, daß er nur eine Sache zu erwähnen habe, um Kajle zu beruhigen: Der hiesige Geserd hat sich verpflichtet, die Familien der Auswanderer wie die eigenen Augen zu betreuen ...

Weiter kam er nicht.

„Lieb haben und versprechen kostet kein Geld!“ unterbrach ihn Kajle. Mechl merkte, daß sie nicht mehr so böse war. Der Ton, mit dem sie das sagte, klang um vieles milder. Im Gegenteil, sie war schon wieder versöhnt, denn sie hob langsam den Arm vom Kissen und schob ihn unter seinen zerzausten Schopf, wobei sie schmollte: „Warum läßt sich so ein schöner Mensch nicht das Haar schneiden? So ein Haar gehört immer geschoren.“

Mechl atmet auf. Bald wird er Kajle alles vom Meeting erzählen, über Birobidschan und warum er hinfährt. Aber augenblicklich erzählt er ihr noch über seinen Dienst beim Kaiser, wie er Koch wurde und wie ihn der General gelobt hatte. Das erzählt er ihr immer, wenn er ihre Laune verbessern will.

Das war noch zur Zeit, als er, kaiserlicher Soldat, in der Kaserne einen Herd reparieren mußte. Auf diesem Herd hatte man für die Offiziere gekocht. Und dieser kleine Mechl war im Handumdrehen drin im

Herd, und im Nu war der Herd fix und fertig, daß es nur so eine Wonne war. Und nachher, da haben die Offiziere Mechl natürlich zum Koch ernannt. Der General aber mochte nicht leiden, daß ein verfluchter Jude Koch werde. Da tat ihm Mechl einen Leckerbissen aufmarschieren, daß der General sich nur so die Schnurrbartspitzen abschleckte, und zuletzt rief der General aus: „Mechl, Judkerl, du bist der beste Koch der Welt!"

Kajle rückte unter der Decke näher und glaubte Mechl alles, wie sie es schon oft und oft getan hatte. Und jetzt ist sie wieder einmal zufrieden, daß ihr Mechl beim General solche Gunst erlangt habe. Und das ist wirklich keine Lüge. Mechl repariert auch jetzt Herde, und in manchen Häusern hat er Fußböden gerichtet, wie es kein Tischler und kein Zimmermann besser gekonnt hätte.

Jetzt wußte Mechl, daß der Augenblick gekommen war, Kajle alles zu berichten: Wie der Redner gesprochen hat! Tz-tz-tz ... eine Menge von Menschen hat Tränen geweint! „Man muß", hat der Redner geschrien, „die Juden aus den dumpfen Gäßchen auf den breiten Weg des Sozialismus führen!" Aber das ist noch gar nichts! Er hat gesagt, der Redner, daß dort alle Juden arbeiten werden, sogar die besten Juden werden arbeiten. Und er hat noch gesagt, der Redner, daß es Arbeit geben wird für alle, vom ersten Tag an in Hülle und Fülle. Und für gute Arbeit wird man gute Bezahlung bekommen.

Kajle seufzte ungläubig.

„Gott gebe, daß wenigstens die Hälfte davon wahr sein soll."

Gleich darauf fügte sie hinzu:

„Mechl, ist dort schon etwas für uns vorbereitet?"

„Sie fragt noch, die dumme Gans! Jede Kleinigkeit ist fertig. Sogar Baracken sind da. Nicht in Zimmern wird man wohnen; in besseren Baracken!" Mechl legte sich bequem zurecht, sein Gesicht kam neben Kajles zu liegen. Jetzt konnte sie sehen, mit welcher Begeisterung er sprach und erörterte, daß man „dorthin, und nur dorthin" fahren müsse. Er mit seinen zwei goldenen Händen werde dort sicher ein Glück machen. „Sie" brauchen dort Riemer, Tischler, allerlei Handwerker. Nunu, sie sollen nur soviel Arbeit geben, wieviel Mechl dort schaffen würde. Mechl nähert seine platte Nase ihrem Gesicht und spricht, besser gesagt singt: Als sein Vater gestorben ist, hat er den Kindern nur ein paar Holzscheite hinterlassen, ein paar trockene Holzspäne. Und nichts mehr. Was sind schon Späne? Man steckt sie in einen Ofen und verbrennt sie, und dann ist es vorbei. Er aber würde seinen Kindern ein ganzes Hauswesen hinterlassen, Erde, Garten und alles, was Kinder brauchen.

„Hörst du, Kajle?"

Aber Kajle gab keine Antwort. Sie atmete nur laut durch die längliche Nase. Schau nur: Mechl will erst recht anfangen, über Birobidschan zu erzählen, und sie, sie schläft gar!

Mechl rückte wieder ab, lag auf dem Rücken und ließ den Gedanken freien Lauf. Im Geiste wiederholte

er sich auswendig den ganzen Hergang der Versammlung. Alles hat ihm dort gut gefallen. Der Redner hat so wunderbar gesprochen; er war lebhaft, schneuzte sich fein ins Taschentuch, und alle haben ihm gespannt zugehört. Während der Redner in seiner Rede fortfuhr, flog ihm ein Zettel zu; da hatte er sich gebückt, den Zettel aufgehoben, gelesen und gesagt: „Daß Birobidschan für die Juden gut ist, haben wir schon eingesehen. Ob ihr, die Juden, für Birobidschan gut seid — darauf müßt ihr selbst antworten ..." Und was sollte das heißen? Mechl spie den Speichel aus dem Mund. Seht mal die Typen, die sich eingeschrieben haben. Mit Leuten, die sich einschreiben, muß man vorsichtig sein! Nach Mechls Meinung müßte man nur solche ... solche, nun solche feine Personen hinschicken, die einen klaren Verstand haben und sich immer zurechtfinden können. Nein, Angst darf man nicht haben. Nicht einmal vor dem größten General darf man Angst haben.

Mechl legte sich auf die Seite um und sah durchs Fenster hinaus. Der Rinnstein war mit Glasscherben verstopft und ließ das Spülicht nicht abrinnen. Es stank. Gut, daß es zu Sommer geht, dachte Mechl. Denn zu Hause bleiben unberufen drei Kinder und eines bei ihr im Bauch ... Mechl warf sich unruhig herum und kam wieder auf die Kante zu liegen. Lange und ernst betrachtete er Kajle, sein Weib. Schließlich gelangte er zum festen Entschluß, daß er fahren muß. Da gibt's nichts mehr zu überlegen. Obwohl ihm, ehrlich gesprochen, das ganze Drum und Dran nicht ge-

heuerlich erschien. Wer kann wissen, ob keine Gaunerei dahintersteckt? Vielleicht wollen sie die Leute nur übers Ohr hauen? Und vielleicht nicht. Schließlich kann es ja dort nur besser werden, trauriger als hier kann es gar nicht sein. Jedenfalls — Mechl hat keine Furcht. Man wird sich schon Rat schaffen. Basta. Mechl fährt. Und jetzt will er schlafen ...

Scha, still.

Da flammt beim Trödler ein Zündholz auf. Wahrscheinlich beißt ihn etwas. Er sucht. Was sucht er zum Beispiel?

„Hör schon endlich auf, dich herumzuwinden", hört Mechl. Ist es Kajle, sein Weib? Oder Bentschiks Gattin, Mindl. Natürlich, wenn die Gasse so schmal ist, hört man, was die Nachbarn reden. Und wenn es keine Abtritte in den Häusern gibt, entleert man die Kübel vor dem Regen auf die Gasse. Ein Gestank, schrecklich ... pfui!

Mechl zieht die Decke über den Kopf und zwingt sich zum Schlaf. Aber sein Kopf schmerzt, und er deckt sich wieder auf.

Aus der Stube nebenan, dem „Salon", tönt das gesunde Atmen der schlafenden Kinder herüber. Zwischendurch zirpen schrill die Schaben auf den nassen Kellerwänden.

Abreise

Nicht bei Tichonka, und nicht einmal bei der Station Biro beginnt Birobidschan. Birobidschan ist schon viel früher; für einige ist die Grenze in Irkutsk, in Nowo-Sibirsk, Pensa, und für viele beginnt es einfach bei der ersten Station nach ihrem Städtchen.

Für Chajim Pustelnik aus Teplik begann „Birobidschan“ schon in Teplik. Ohnedies gab es kein Zurück mehr. Seinen ganzen Kram hatte er für vierundzwanzig „Schmarbunzen“ veräußert, in Bausch und Bogen verschleudert, wiewohl er, hätte er alles stückweise auf den Märkten verkaufen wollen, mindestens um vier Tscherwontzen mehr erzielen könnte. Aber sobald man einmal aufgehört hatte, Nepmann zu sein, sobald man sich entschlossen hatte, eine „werktätige Klasse“ zu werden, konnte man sich nicht mehr auf Spekulationen einlassen.

Am liebsten würde er jetzt schon, da er auf dem Wagen des Fuhrmannes sitzt, seine Gedanken Birobidschan widmen, es stören ihn aber die anderen Passagiere, nicht zuletzt Itzek, der Fuhrmann selbst. Zum tausendsten, millionsten Mal wiederholt man ihm: Teplik. Er solle ja an Teplik nicht vergessen, sobald als möglich über alles nach Teplik berichten und dazuschauen, wie am schnellsten auch die anderen aus Teplik zu holen. Als ob er, Chajim mit dem blinden Auge, auf den früher im Städtchen kaum jemand geachtet hatte, jetzt auf einmal die maßgebendste Person wäre.

Überhaupt hapert es irgendwie. Den ganzen Weg wähnt er, Leije, und zwar seine Leije zu sehen, wie sie ihm winkt, ihm etwas sagen will. Er versteht nicht, ob ihr Gewinke schnellere Fahrt oder Umkehr bedeute, aber etwas nagt am Herzen und die Gedanken stolpern merkwürdig.

Da ist die Schmiede von Fawysch dem Roten, das letzte Haus des Städtchens. Dort fehlen einige Schindel im Dach. Die Sparren knicken ein, und er, Fawysch der Rote, ragt wie ein Popanz in die Lüfte und glotzt wie erstarrt.

Am Weg zur Station stehen bekannte Bauern. Sie grüßen mit dem wochentägigen „Guten Tag“ und gehen weiter. Klobige Schädel, diese Bauern. Vollgestopft mit Mais. Sicherlich glauben sie, daß Chajim Pustelnik zum Jahrmarkt fährt. Keinen Deut, nicht eine Silbe wissen sie über Birobidschan!

Und nachher, schon im Zug, treten vertraute Ort-

schaften, Felder, Bäume in die Fenster des Abteils ... Sie geben keine Ruhe, lassen nicht eine vernünftige Überlegung über Birobidschan aufkommen.

Während der ganzen Fahrt, bis Charkow sogar, klappern die Gedanken im Kopf wie dürre Lederstücke in einem halbleeren Sack. Überall kommt einem der Ruf entgegen: „Pioniere!" Daß sich die Leute nicht schämen, aus erwachsenen Menschen, aus Familienvätern „Pioniere" zu machen! Auf jeder Station schreien die Leute, daß sie die Auswanderer beneiden, und geben ihnen zu essen. Begreiflich, daß sie sie beneiden. Aber wenn man beneidet wird, bleibt einem das Essen im Halse stecken, sei es auch im erstklassigen Büfett selbst ...

Erst nach Charkow wird es etwas freier im Kopf. Schon der Waggon und die neuen Menschen ermahnen, sich von allem zu verabschieden. Jetzt heißt es, sich's im Wagen bequem machen, sich auf eine lange Fahrt einrichten. Man muß auch ein wenig nachdenken, wohin und wozu man fährt.

Nun, Burschen, richtet euch häuslich ein. Die Stiefel abnehmen? Wie viele Nächte hat man sie schon nicht von den Füßen gestreift? Ukrainischer Staub liegt noch auf ihnen. Ach, Ukraina! Ist der Staub noch von dort — dann mag er bleiben. Eine Wonne! Man kann die Zehen gradstrecken, sich kratzen. Wie hat sich doch der Fußlappen hineingeschnitten.

„Man müßte sich in Birobidschan angewöhnen, barfuß zu gehen", meint Chajim und zwinkert mit dem gesunden Auge, „das muß man dort einführen!"

Jankl, der Sohn des Lieferanten, richtet sich auf dem obersten Schlafbrett auf, läßt die bloßen Beine herabbaumeln und schneidet eine fröhliche Grimasse:

„Der hat schon keine Zeit mehr. Für ihn ist hier schon Birobidschan. Wart noch eine Weile. Wenn so eine kleine Fliege, die nur ein Kilo wiegt, geflogen kommt und dir ein Stück Bein abbeißt — oj, da wirst du schreien: Mutter, was hab' ich doch für ein Pech!"

Jankale hat einen langen Hals, und wenn er spricht, ist es, als preßte er aus sich etwas heraus. Sein Gesicht, daß jetzt vom obersten Wandbrett herabglänzt, ist rot; er freut sich und schreit, daß man ihn im ganzen Waggon hört.

Aber niemand lacht über seine Scherze. Eine Weile verbleibt die Grimasse auf seinem Gesicht, dann zieht er die Beine wieder hoch, legt sich hin, und von dort fügt er noch hinzu:

„Selbst ein Krämer und verlangt, man soll barfuß herumlaufen . . ."

Burech Schkrab ist von allem Anfang an nicht gut auf die ganze Fahrerei zu sprechen. Er fährt nur deshalb, weil alle in Teplik versicherten, daß er, der Burech, sein Geschäft mit Selterwasser nicht verlassen und sich nicht auf solche weite Reisen einlassen werde. Da hat er ihnen eben gezeigt, daß ein Burech Schkrab ein Burech Schkrab ist, und wenn er ein Wort sagt, so ist es ein Wort.

„Nun, Scherz beiseite, aber aus Uman ist einer gekommen, der hat erzählt, in den Zeitungen sei ausdrücklich gestanden, daß es dort, in Birobidschan, eine

Art „Gnusi“ gebe, eine Gelse, die fünfundsiebzig Kilo wiegt, und wenn sich ein paar solche Fliegelchen über ein Pferd machen, dann könne es nicht einmal einen leerlaufenden Pflug vom Fleck rühren!“

Burech Schkrab ist kein Bürschchen. Er würde keine Großmuttermärchen erzählen. Aber ihn wird das nicht abschrecken. Er hat einmal sein Wort gegeben, und er fährt. Und außerdem hat er sich schon seinen Plan für Birobidschan zurechtgelegt.

Jankl, der Sohn des Lieferanten, richtete sich nochmals auf, ließ die nackten Beine herab, grinste wieder übers ganze Gesicht — auch er hatte seine Ideen für Birobidschan. Und er begann, Fragen zu stellen und sie sich selbst zu beantworten; „Braucht man dort Pferde? Oho, man braucht dort mächtig viele Pferde. Nu, so werd’ ich mir einen Haufen Geld geben lassen und werde die schönsten Pferde einkaufen ...“

Aber wozu soll das Geschwätz, wenn man nichts Sicheres weiß! Man kann sich nur verwirren. Besser, man schweigt und wartet. Und dort wird man schon sehen.

„Ech-ech-ech ... meine Lieben. Ihr habt nur Dummheiten im Kopf. Was ihr euch hier ausdenkt, hat dort sowieso keine Bedeutung. Dort ist es ganz anders. Dort ist ...“

Chajim Pustelnik wollte ein für allemal sagen, „wie es dort ist“. Da bemerkte er aber, daß er selbst keine Ahnung hatte.

Wem zunutze soll man über Dinge faseln, über die man nichts Sicheres weiß. Chajim Pustelnik hat sich

schon einmal arg blamiert, als er über Dinge sprechen wollte, von denen er nicht genügend wußte. Das war an einem Samstagmorgen, als er in einem Zuhörerkreis erzählte, was er auf dem Jahrmarkt gesehen hatte. Und da hatte er sich unwillkürlich verplaudert, und flugs war so ein Nichtsnutz zur Stelle, der ihn verspottete: „Ein Tauber hat gehört, wie ein Blinder gesehen hat, daß ein Lahmer zu einer Kindstaufe bei einer Kinderlosen lief!" Da lachten sie alle laut über Chajim, Chajim errötete, und aus seinem erblindeten Auge tröpfelte es.

Wozu braucht er das wieder? Er weiß ganz genau, daß Birobidschan etwas ganz anderes ist. Schon hier sieht man durch die Fenster andere Felder, andere Häuser, andere Menschen. Und dort, in Birobidschan? ... Man wird ja sehen.

„Simche, was meinst du?"

Simche meint nichts. Simches Kopf steckt in runden Schultern, und jetzt neigt sich dieser Kopf ein wenig zur Seite — er denkt. Die kleinen Äuglein sind zusammengekniffen; er denkt, aber er sagt nichts.

Simche meint nur, daß man nichts zu verlieren habe. Er hat schon allen Götzen gedient. Er war schon obenauf und ganz unten gewesen. Ein Beweis, seine Nase ist eingequetscht und blau angelaufen. Das Leben hat ihm schon arge Stöße versetzt. Sogar in der letzten Zeit, als er schon in einer Mühle gearbeitet und sogar Gewerkschaftsmitglied war, war es auch kein rechtes Glück gewesen. Auch so mußte seine Bejle wie dreizehn Bäuerinnen schuften, und seine sechs Buben

konnte er schwer auf einen grünen Zweig bringen. Und so, im allgemeinen ...

Was er mit dem „allgemeinen“ meinte, erklärte Simche nicht. Er schüttelte bloß den kurz aufgesetzten Kopf, erhob sich und langte nach dem Proviantsack.

Suchst das Essen? Ja, ja, der Hunger nagt einem wirklich am Herzen.

Die Auswanderer begannen aus ihren Säcken harte Eier, Geflügelstücke und Brotrinden hervorzuholen.

„Meine Pesja hat mir für den ganzen Weg Eier mitgegeben.“

„Meine hat mir gehackten Fisch für den Weg gekocht. Gehackten Fisch eß ich gerne.“

Man plauderte eine Weile über die verschiedensten Speisen, und dann schwiegen sie alle und kauten eifrig.

Und wenn die Auswanderer schweigen, wird es im ganzen Waggon ruhig. Man kann auch andere hören, wie sie reden.

Hinter der Scheidewand sitzen Tataren, die vom Donbas nach Hause fahren. Einer erzählt, wie er sich selbst im Fünfzehnerjahr den Finger abgehackt, als er Befestigungsarbeit machen mußte. Alle beaugapfeln seinen Fingerstumpf und sagen ihm, daß er ein Kerl sei.

Etwas weiter zankt sich ein alter Tatar mit einer Frau wegen des Rauchens im Waggon. Er beweist ihr, daß es nicht „konturell“ sei, einem Manne das Rauchen zu verbieten. Zum Beispiel in Europa rauchen sogar alle „Französischen“ wie die Männer. Die Frau erwidert nichts darauf. Sie unterzieht ihre Strümpfe einer eingehenden Betrachtung, als wollte sie sehen,

ob sie nicht zerrissen sind. Dann hebt sie den Kopf, glotzt mit den blauen, gleichgültigen Augen und stochert mit der Zunge in den Zähnen.

In der Ecke, am letzten Fenster, sitzt ein Tatar mit einem gerunzelten Altweibergesicht, sieht durchs Fenster hinaus und singt die Fensterscheibe an. Er singt leise eine wallachische Zigeunermelodie. Zwischen Mund und Scheibe summt die Melodie wie durch dünnes Zigarettenpapier.

Dann wurde es ganz still im Waggon. Alle legten sich auf ihre Lagerstätten. Chajim Tepliker blinzelte mit den Augen und rechnete angestrengt. In jeder Hälfte des Waggons blakte schwach eine Kerze.

Nur die leise, unverständliche wallachische Zigeunermelodie summte wie durch ein dünnes Zigarettenpapier.

Dann klomm ein großer runder Mond den Himmel empor und lief dem Zug nach. Er tauchte bald links, bald rechts auf, schielte neugierig in die Waggons, beleuchtete unbekannte Erde, fremde Häuser und große schimmernde Schneehalden.

Und obwohl der Schnee blendete, schwamm doch alles in trübem Zwielicht; man konnte nichts unterscheiden, nichts sehen. Und doch möchte man wissen, wie es hier aussieht, wie gerne würde man es jetzt schon, sofort, sehen ...

Und wenn einer der verschlafenen Reisenden plötzlich die Tür zur Plattform öffnet, dringt hartes Rädergestampf herein:

„Bi-ro-bid-schan, Bi-ro-bid-schan ...“

Dann wachen wohl die Auswanderer aus dem Schlaf auf, und ihre klopfenden Herzen erwidern auf den Gesang der Räder:

„Ach, wird das sein ... Ach, wird das sein ...“

* * *

Sonntag um sieben Uhr zehn langen wir in Pensa an. Heute geht kein Zug mehr. Zusammen mit den Teplikern schlendere ich durch die Gassen der Ortschaft. Pensa gefällt ihnen nicht: hölzerne Häuser, hölzerne Gehsteige und man versinkt in aufgeweichter Erde. Uman — meinen sie — sei viel schöner. Hier ist jeder private Kramladen mit einem Schildchen versehen: „Tschastnaja torhowla.“ Alle Läden sind heute geschlossen. Nur auf dem Marktplatz werden Wolltücher gehandelt.

Jankale kritisiert vor allem die Pensaer Pferde: dieser Scheck hat „elende Vorderbeine“. Das ist ein Zeichen, daß der Gaul eine schwache Brust hat; jene Stute ist zu schwer, und dieses Füllen ist viel zu hitzig. Die besten Pferde, das sehe er erst jetzt, sind doch im Tepliker Sowjet, obwohl sie nicht mehr als hundertzwanzig Karbowantzen kosten.

Simche erkundigt sich, welche Mühlen in Pensa arbeiten, und lächelt überlegen, wenn man ihm zu verstehen gibt, daß er hier leicht in einer Mühle Arbeit bekommen könnte. Nein, Gott behüte! Er frage nur so. In Pensa könne er auf keinen Fall bleiben. Er fahre nach Birobidschan! Was sollte er in Pensa?

Chajim Pustelnik tritt nirgends ein. Ihn interessiert nichts. Mag da sein was will — ihn läßt es kalt. Wäre er nur schon in Birobidschan, dann wüßte er gut, was er tun würde. Man soll ihn mit diesen Geschichten in Ruhe lassen.

Er antwortet allen:

„Bei uns, in Birobidschan, wird man schon wissen, was man zu tun hat!“

Die Räder stampfen

Zodek Schtyper ist außer sich. In seinem neuen Zeltstoffanzug, den er vom Kiewer „Oset" bekommen hat, steht er im Waggongang, hält den Reiseführer an den Rockaufschlägen fest und schüttelt ihn kräftig:

„Ein Reiseführer bist du? Du bist eine Null! Sei froh, daß hier Leute sitzen. Sonst hätt' ich dir meine Meinung schon gesagt. Wer steigt auf einer solchen Station wie Rjaschewsk um? ..."

Der Reiseführer zog die Schultern ein, vielleicht nur, um den Durchgang freizulassen, und argumentierte ruhig, aber mit Gefühl und Überzeugung, daß man in Rjaschewsk umsteigen müsse ... Er wiederholte es sogar, daß man in Rjaschewsk umsteigen, unbedingt umsteigen müsse, und zwar aus dem Grund, daß, wer aus Kiew nach Birobidschan fahren will, der müsse in Rjaschewsk umsteigen.

„So sagst du?“ beruhigte sich Zodek, offensichtlich durch die Argumente seines Widersachers überzeugt, und gab die Rockaufschläge frei. „Nun, und die Jungens? Wozu haben wir diese zurückgelassen? Die besten Burschen haben wir zurückgelassen. Und was das Wichtigste ist, gerade die besten Sachen, alle guten und teuren Dinge, die uns der Kiewer Geserd mitgegeben hat, sind mit ihnen zurückgeblieben. Solche Sachen kann man ja nicht zurücklassen! Und die Burschen sind ja doch nur junge Bürschchen! Die Nähmaschinen mit allen wichtigen Dingen — sind einfach geblieben, verstehst du was das heißt?“

Zodek wand sich in seinem neuen, raschelnden Zeltstoffanzug nach allen Seiten, blickte, Beifall heischend, bald dem, bald jenem in die Augen. Und wenn jemand durch den Gang gehen wollte, mußte er stehenbleiben und warten, bis Zodek ein wenig zur Seite trat und den Durchgang freigab. Vielleicht blieben die Leute nur stehen, um sich den erregten jungen Mann in der Spez-Uniform anzusehen?

Etwas später setzte sich Zodek zu Schmul aus Skwire und begann ihm alles Gesagte zu wiederholen. Schmul Skwirer schüttelte leicht seinen großen Kopf und stimmte ihm von Zeit zu Zeit bei:

„Jaja, jaja ...“

Und gerade deshalb vermutete Zodek, daß Schmul ihm gar nicht zuhörte. Während Schmul zustimmend nickte, blickte er jedesmal auf seine Uhr und schien angestrengt zu rechnen.

„Verstehst du, Schmul? Nur die Jungen sind geblie-

ben und mit ihnen die besten Sachen! Man fährt und fährt, und sie kommen nicht nach! Nu? Was sagst du? Wir fahren alle zusammen, ein großes Kollektiv ..." Und plötzlich schrie er gekränkt: „Hör mal, wozu schaust du denn ununterbrochen auf die Uhr?"

Schmul schnalzte mit der Zunge, machte mit den Fingern eine vielsagende Bewegung:

„Das verstehst du nicht, Brüderchen? Da geht es um etwas Besonderes." Und Schmul begann lang und breit seine Geschichte zu erzählen, womit er Zodek ganz in den Hintergrund drängte. Zuerst leise, aber dann immer lauter, je mehr Zuhörer sich einstellten.

Schon auf mehreren Stationen vergleicht Schmul seine Uhr, die wirkliche „ausländische" Uhr mit den Bahnhofsuhren, und er muß feststellen, daß sie zurückbleibe, obwohl er die Uhr erst vor kurzem vom Uhrmacher geholt hat.

Vor der Abreise sei er, Schmul, zu Löwi, dem hinkenden Uhrmacher, hineingegangen — zu ihm kommen die Leute aus der ganzen Umgebung — und habe ihn gebeten, die Federn seiner Uhr nachzusehen und zu reinigen: das sei kein Kinderspiel, habe er ihm gesagt, Schmul fahre nach Birobidschan. Dort gebe es nicht nur keinen Uhrmacher, sondern man wisse nicht einmal genau, was eine Uhr ist.

Schmul ist eine wichtige Persönlichkeit in seiner Stadt. Seit jeher war er gut Freund mit den Bolschewiken und ihren Funktionären. Hier, diese Narbe auf dem Kopf, die hat er von einer weißgardistischen Kugel, die in den Schädel eingedrungen, dort das ganze

Gehirn mit allen Nerven durchgewühlt hat und hinten, am Nacken, wieder herausgekommen ist. Und darüber brummt ihm auch häufig der Schädel.

Als man in Skwira einen Stadtrat organisierte, war er, Schmul, dort eine Art Sekretär, eine Art Kurier. Dann nachher hat er es sich allerdings ein wenig verdorben durch einen völlig überflüssigen Ankauf von einigen Pud Brot. Dann hat er in einer Tischlerei, manchmal auch beim Zimmermann gearbeitet.

Seitdem er lebt, hat er, Schmul, sich nie an jemand mit einer Bitte gewandt. Sein Gesicht, groß und länglich, mit dichten Brauen, ließe sich zu einem bittenden Ausdruck gar nicht zurechtlegen. Aber wenn er sich schon an jemand wendet, sagt man ihm niemals ab. Und so war es auch jetzt, als Schmul den Uhrmacher bat, die Uhr zu reparieren. Und da hat er ganz genau gewußt, daß Löwi ihm die Uhr in tadellosem Zustand zurückgeben werde. Und nun, auf einmal, seit Rjaschewsk, erweist es sich, daß die Uhr verschnupft ist. Er hat sie mit der Pensaer Uhr und mit allen Uhren auf den Stationen verglichen, und das Werkel hinkt um eine halbe Stunde nach. Vielleicht ist sie stehengeblieben? Ja, aber wie soll sie dann wieder von selbst in Gang gekommen sein?

Nu, soll dem hinkenden Löwi nicht noch der zweite Fuß verdorren? !

„Aj, wie klug du bist! In Pensa dreht sich ja die Sonne ganz anders! Und gar in Birobidschan, da dreht sich die Sonne so, daß von dort nach Amerika nur ein Katzensprung ist!"

Das alles weiß Sälig, der Schuster. Er weiß sogar von Birobidschan schon seit zwei, oder vielleicht sogar seit drei Jahren. Was? Vielleicht nicht? Dann liest eben keiner Zeitungen! Er selbst liest zwar auch keine, denn er ist ja kein Arbeiterkorrespondent, aber über Sibirien hat er schon vor langer Zeit gehört, und daß es dort ein Land für die Juden gibt, darüber hat er auch schon munkeln gehört.

„Der hat eben so eine Gewohnheit! Von allem weiß er schon seit langem. Über die Armee des Zaren — weiß er. Von der Roten Armee — weiß er schon längst alles, von allen Welten weiß er ganz genau Bescheid."

Sälig erwidert nichts darauf. Gleichgültig wendet er sich zum Fenster, holt aus der Tiefe der Hosentasche seinen Machorkabeutel hervor und dreht sich eine Zigarette. Dann wendet er sich wieder um und erklärt ruhig, daß er es nicht leiden könne, wenn Rotznasen sich einmischen. Schöne Zeiten sind das, wenn Lajser ihn belehren will! Dieser Lajser, der noch ein sechzehnjähriger Nichtsnutz war, als er in der Roten Armee gedient hatte. Er war zwar ein kräftiger Bursche, aber ein „ganz Klassenbewußter" war er doch nicht gewesen. Lajser ist nur wegen des Khaki-Waffenrockes und wegen des „Braweninks" in die Rote Armee eingetreten. Er selbst aber, der Sälig, war doch ein „ganz Klassenbewußter" gewesen.

Und dann nachher, als man ihn, der Spionage verdächtig, in eine Zelle mit einem Denikinoffizier eingesperrt hatte, da hat er, Sälig, jenen bis auf das letzte Pünktchen über dem „i" ausgeforscht. Und schon da-

mals hat ihm der Kommissär, der mit der großen Narbe — Tichonow war sein Name — gesagt, daß er ihn nach Birobidschan schicken werde. Er kann sich jetzt nur nicht mehr genau erinnern, ob er „Berbidschan“ oder „Asbidschan“ gesagt habe.

„Was tratscht ihr da? Daß ein Jude reden soll und dabei selber nicht wissen, was er redet! Ununterbrochen bringt er alles durcheinander!“

Sälig schweigt. Er weiß gut, was er redet. Er schüttelt leise den Kopf mit dem verwitterten Gesicht und dem kleinen Spitzbart, saugt an der Zigarette und brummt in sich hinein, daß er schon gut wisse, was er redet. Wüßten es nur die anderen so gut.

Möglich ist es ja. Awrumel Pastower hat auch schon gehört, daß man seit langem von Birobidschan sprach. Wenn Awrumel spricht, läßt er die Nasenflügel beben; er spricht ernst und sicher, so daß ihm alle Glauben schenken müssen. Und er ist gerade klein und unansehnlich, aber ernst und selbstsicher. Awrumel ist überhaupt ein sonderbarer Mensch. Meist steht er am Fenster und schreit jedesmal auf: „Oj, seht nur! Ach, wie schön es dort ist!“ Fragt man ihn aber, was er meine, läßt er seine Nasenflügel erbeben und meint, man sei schon vorbeigefahren.

Nur einmal, an der Wolga, wandte er sich um und rief aus: „Ach, wie schön und breit sie ist!“ Dann kehrte er den Leuten wieder den Rücken und fügte leise für sich hinzu: „Wäre es nur in Birobidschan so schön!“

„Oh, in Birobidschan ist es noch schöner“, weiß der

Schuster Sälig mit Gewißheit zu berichten. „Und darum hat man das Land auch Birobidschan genannt. Denn es gibt dort Flüsse, die größer und breiter sind als das Meer selbst."

Und wenn man ihm auch das nicht glauben will, dann hat er überhaupt nichts mehr zu sagen.

„Ja, wenn man wüßte, wie es dort ist", wirft Awrumel träumerisch ein. Ein Bein über das andere geschlagen, lehnt er mit der Schulter an der Wand und hält den Finger wie ein bejahrter Mann an den Lippen, „das ist es ja, daß man nichts weiß!"

Wenn Awrumel spricht, so ernst und selbstbewußt, und dabei mit den Nasenflügeln bebt, dann glauben ihm alle. Man glaubt ihm, daß man nichts weiß. Niemand weiß etwas. Und nicht zuletzt war es der „Oset" selbst, der alle Gedanken zerschlagen, einem das Herz schwer gemacht hatte. Nein, die Sache steht lange nicht so schlecht, wie „sie" es einem zu Fleiß ausmalen. Wahrscheinlich ist es dort ganz anders. Sie wissen es selbst nicht, reden ins Blaue hinein . . .

Erst in Samara, als einige Passagiere ausstiegen, wurde es etwas freier im Waggon. Die Auswanderer bemächtigten sich zweier geräumigen Abteile und ließen niemand zu sich herein. In beiden Abteilen wurde stürmisch debattiert. In den anderen Coupés war es fast still. Ein paar ukrainische Bauern steckten die Köpfe zusammen und redeten leise. In der Ecke lehnte ein junger Mann in einem grünen Hemd, las in einem Buch und bewegte die Lippen dabei.

Awrumel Pastower stand die ganze Zeit an die

Scheidewand zwischen beiden Abteilen angelehnt, sprach mit keinem, war mit den eigenen Gedanken beschäftigt...

Ein Russe, der noch von früher her im Abteil der Auswanderer geblieben war, schloß sich dem Gespräch an, und man begann russisch zu reden. Als die Ukrainer vom Nebenabteil hörten, daß russisch gesprochen wird, und als sie begriffen, daß es sich hier um Auswanderer handelt, kamen sie herzu und nach einer Weile auch der junge Mann im grünen Hemd.

Nein, für sie sei das nichts Neues. Diese Auswanderer seien nicht die ersten, denen sie begegneten. Viele wären schon durch Pensa durchgefahren.

Und doch stellten sie die gleichen Fragen, die sie schon nicht einmal gestellt hatten:

„Wozu fahrt ihr?"

„Wir fahren arbeiten."

„Wohin?"

„Zu sich."

„Hat jemand den Boden gesehen?"

„Nein, niemand."

„Dann fahrt ihr, heißt es, als Wanderarbeiter?"

„Nein, als Überwanderer."

„Wahrscheinlich, um Handel zu treiben?"

„Gold graben?"

„Kontrabande?"

Sälig, der Schuster, kann nicht länger an sich halten. Er verabscheut Kontrabandisten und Konterrevolutionäre aus tiefstem Herzen. Wozu also das Getratsch? Nun, man müsse ja jeden ausreden lassen.

Wozu brauche man denn eine Revolution? Er selbst, Chweder, ist Ukrainer, kennt alle Juden sehr gut und weiß, daß es bei ihnen im Dorf einen Juden gibt — Naftule heißt er —, zu dem alle um Rat gehen. Und bei ihnen, erzählt ein zweiter ukrainischer Reisender, im Chersoner Gouvernement, gibt es ein ganzes jüdisches Dorf. Die Juden ackern und säen dort wie echte Menschen.

Der Rotarmist, ein magerer Mann mit breitem, knochigem Gesicht, kaute die ganze Zeit, als hätte er etwas Schmackhaftes im Mund, das er nicht herabschlucken wollte. Schließlich öffnete er den Mund, offenbar entschlossen, das Gekaute auszuspucken. Er errötete, aber schon nach den ersten Worten beruhigte er sich. Er sprach deutlich und entschieden, daß es in allen Nationalitäten Proletarier und Burschujs gebe, so auch bei den Juden und bei den Russen. Und so kommt es, daß die einen arbeiten und die anderen exploitieren. Wie zum Beispiel die Krämer, oder sogar die Burschujs und überhaupt die Imperialisten. Das sagt ausdrücklich Karl Marx und der politische Kommissär seiner Kompagnie.

Alle lauschten respektvoll dem Rotarmisten, der so entschieden und klar redete. Die Auswanderer saßen aufmerksam vorgebeugt, die Stirnen in Falten gelegt, und schüttelten zustimmend die Köpfe:

„Soso, soso, jaja . . ., es wird schon so sein . . .“

Aus dem zweiten Abteil, in dem jüdisch gesprochen wurde, fing Awrumels Ohr Worte aus dem Kollektivstatut auf:

„Gut, daß sie sich alle wie die Schafe unterschrieben haben, aber keiner weiß, was dort steht ... So zum Beispiel: wer weiß, was ‚Artikel' heißt?"

Natürlich weiß es keiner. Aber Schmul Skwirer weiß es. Nicht umsonst hat er als Sekretär im Stadtsowjet gearbeitet.

„Gut. Und was heißt zum Beispiel ‚entsprechende'?"

Darüber weiß Sälig Bescheid.

„Das ist eine Art Reden. Wie man redet ... Zum Beispiel sagt man immer: zwei Künstler ‚reden' nicht miteinander, sondern sie ‚sprechen' ..."

„Ein Beispiel ist das! Was haben denn die Künstler mit Wasserquellen und mit der Melioration des Bodens zu tun?"

Sälig staunt, starrt aus grünen Augen auf den Fragenden.

„Dafür ist es ja in Birobidschan", erklärt er schließlich.

Nun, das ist uninteressant. Man wird lieber über die Finanzierung lesen: woher das Geld hernehmen.

„Siehst du? Die Regierung gibt Geld. Das Kooperativ. Die Kreditbank gibt, und außerdem gibt es noch spezielle Kapitalsquellen."

„Aber was heißt das: ‚Reservefonds'?"

„Ach, dieses Wort kann man überspringen. Das braucht niemand zu wissen. Interessant ist, daß man zu allen Kapitalien das Wort ‚obligatorisch' hinzufügt. Das heißt, von Obligationen. Da kann man also leicht mit einem Schlag ein paar Tausend Karbowantzen gewinnen, und dem Kollektiv ist geholfen."

„Ein gutes Wort steht da bei ihnen im Statut: ‚Gemeinsame Wirtschaft'. Das steht bei ihnen an erster Stelle. In Birobidschan wird alles gemeinsam und wirtschaftlich sein, wie es sich für einen guten Bürger gehört."

„Was ist schon dabei? Zu Hause hat man uns gesagt, daß jeder fünfzehnhundert Rubel kriegen wird, und für so ein Geld kann man sich schon etwas kaufen."

„Und bei uns hat der Oset zweitausendfünfhundert Rubel versprochen."

„Bei uns hat man zweitausendfünfhundert Rubel, aber dazu ein Stück Vieh und ein Paar Pferde . . ."

„Dummheiten! Das kann nicht sein", mischt sich wieder Awrumele ernst und selbstsicher ein. „Niemand konnte etwas versprechen. Nur Scharlatane haben versprochen. Niemand weiß, wie es dort sein wird."

Alle wenden sich Awrumele zu, glauben ihm, werden ernst und traurig, indes Awrumele selbst schon wieder in das andere Abteil hinschaut und mit dem anderen Ohr hört, wie der Rotarmist sich anschickt, viel Wichtiges über Karl Marx und den politischen Kommissär der Kompagnie zu erzählen. Aber niemand, scheint es, hört ihm gehörig zu. Alle schauen sie schon auf Awrumele, wollen hören, worüber im zweiten Abteil gesprochen wird, und schlagen sich allmählich ins zweite Coupé hinüber. Bald darauf erhebt sich auch der Rotarmist und begibt sich ebenfalls dorthin. Hier zieht er sein Hemd aus, als wollte er sich schlafen legen, und singt dabei halblaut ein Liedchen:

Sitzt ihr auch hier im Waggon,
Trinkt Kaffee und Tee euch;
Aber in Birobidschan —
Was werdet ihr dort singen?

Aber Sacharia, der Kiewer Poet, der behauptet, daß er in einem Tag hundert Liedchen und in einer Nacht drei der besten Dramen dichten könne, beginnt plötzlich mit den Augen zu blinzeln, versinkt für eine Weile in Gedanken, und schon hat er ein fertiges Lied. Sein Mund ist offen, die Goldzähne blinken und es ergießen sich Reime:

Ich trinke ruhig meinen Tee,
Fürchte nicht vor morgen;
Und alle Juden, wie ich seh',
Haben keine Sorgen.

Alle Kiewer und auch der Rotarmist mit dem grünen Hemd nehmen die Melodie auf:

Tram-tam dam-dam-dam
Tram-dam-dam ajda-did-dam
Tram-taruda dam-dam-dam
Ajd-dam-dam.

... Der Zug nähert sich Slatoust. Vielleicht muß man auch hier umsteigen, denn es steigen viele Passagiere aus... Der Reiseführer aus Kiew weiß selbst nicht: man wird dort schon sehen, meint er. Inzwi-

schen stehen alle mit ihren Bündeln und Koffern. Auch auf den Wandbrettern ist genug liegen geblieben. Aber der ganze Waggon ist vollgestopft mit Körben, Bündeln, Munterkeit, Ungeduld und Birobidschan. Niemand mag an Trauriges denken. Der Zug rennt wie zu einer Hochzeit.

Und wenn jemand die Tür zur Plattform öffnet, hört man, daß die Räder nur ein Lied ausschlagen:

„Bi-ro-bid-schan, bi-ro-bid-schan! . . .“

Und alle erwidern heimlich darauf:

„Ach, wird es sein, ach wird es sein . . .“

Die Jungen

Wie soll man die Plätze verteilen?

Im ganzen gibt es hier, im Waggon, vier Wandschlafbretter und sechsundzwanzig Auswanderer. Wenn man zu je sechs auf jede Schlafstätte verteilt, dann bleiben noch zwei Mann ohne Plätze; je sieben — dann bleiben zwei Plätze. Niemandem würde einfallen, noch Leute herzurufen. Nicht wahr? Es bleiben also zwei Mann ohne Plätze.

Sacharia, der Führer des Kiewer Kollektivs, rechnet gut. Wieviel er schon zu tun gehabt hat mit Leder und mit Geld, soviel haben nicht einmal die größten Kommissäre gerechnet. Nicht umsonst hat er, Sacharia, den Mund voll mit Goldzähnen.

„Dann werden eben zwei Wache halten", schlägt er vor.

„Eine Idee! Wer soll aber als Wächter bleiben?"

Die Berdytschewer können keinen von den Ihrigen als Wächter bestimmen; ihr Kollektiv hat alle Bretter in den Waggon hereingetragen, so sind sie jetzt todmüde. Sie können kein Glied rühren. Die Snamenker sind erst jetzt eben in den Waggon eingestiegen. Zuerst hatten sie gar nicht daran gedacht, ihren Klassenwaggon zu verlassen, aber in Irkutsk hat man ihnen gute Plätze versprochen, und jetzt sollten gerade die Ihrigen nicht schlafen? ! — Und von den Kiewern? Soll nur jemand wagen, von ihnen Wächter zu verlangen. Sie würden dem Betreffenden auf der Stelle die Zähne einschlagen und ihn obendrein noch aus dem Waggon hinausschmeißen. Zodek, Zodek Schtyper wäre der erste, der ihm die Zähne einschlagen und aus dem Waggon hinausbefördern würde. Hat man schon so etwas gehört? Die Kiewer fahren von Anfang an in diesem Waggon und haben sich mit Mühe solche schöne Plätze belegt, und jetzt sollten gerade sie Wächter aufstellen? Nein, das wird niemand erleben!

Alles redet, schreit, gestikuliert lebhaft mit den Händen. Man droht, macht Vorschläge:

„Vielleicht losen?“

„So? Da könnte es doch noch so ausfallen, daß ein Kollektiv zwei Wächter liefern müßte!“

„Nu, dann mögen die Vorsitzenden der einzelnen Kollektive selbst entscheiden.“

„Ganze Macher sind sie, die Berdytschewer und die Snamenker! Kaum in den Waggon gekommen, wollen sie schon die Rädelsführer sein! Schließlich könnte man sie überhaupt noch hinauswerfen — o!“

Aber Chanka aus dem Kiewer Jugendhaus ist bereit, Wache zu halten. Sie meldet sich freiwillig. Den ganzen Tag hat sie geschlafen und ist überhaupt nicht müde. Außerdem heizt sie sehr gern einen Ofen. Sie wird die ganze Nacht wach bleiben und den Ofen heizen.

Man spricht ja nicht davon, daß man die ganze Nacht wach bleiben müsse. Man redet nur so. Schließlich könnte ja jedes Kollektiv doch einen oder zwei Leute bestimmen — aber nur so; man muß sich ja nicht übereilen. Man steigt noch morgen nicht aus, und schlafen kann man noch soviel man will. Aber, einfach so ...

Wenn man schon davon reden will, wer bei Tag geschlafen hat, so hat Welwel auch geschlafen, und Jascha nicht minder. Viele haben geschlafen.

Alle haben geschlafen ...

Der Lärm legt sich. Im Waggon wird es stiller. Das Rädergestampfe stört niemanden mehr, im Gegenteil, es wäre schon sonderbar, wenn man dieses Geräusch entbehren müßte. Man ist bereits an das Leben im Waggon gewöhnt. Es ist langweilig und man gähnt. Manche stehen angelehnt, der eine zieht sich aus, ein anderer geht zum Fenster, um hinauszuschauen.

Chanka tritt ihren Dienst an. Auf einer Station bittet sie einen von den Überwanderern, mit ihr Holz holen zu gehen. Holz gibt es hier genug, mehr als genug.

Wieviel Holz hier herumliegt! Mit diesem Holz könnte man Millionen Winter alle Jugendhäuser in

Kiew beheizen, und es bliebe immer noch welches zurück!

Hätte Chanka im Jugendhaus genug Holz gehabt, ach, ganze Nächte wäre sie beim Ofen gesessen und hätte geheizt. Denn in den Jugendhäusern war es immer so kalt! Ach, hätte sie damals nur genug Holz gehabt!

Noch gut, daß damals ihre Mutter Köchin im Jugendhaus war. So durfte Chanka immer beim Herd hocken. Dort konnte sie sich erwärmen. Kein Wunder! Chanka ist sehr mager, Haut und Knochen. Noch dazu hatte sie „Pawos" gehabt, und darum fror es sie immer.

Kein Mensch weiß, was „Pawos" für eine Krankheit ist? Da hat man solche Geschwüre auf dem Kopf. Alle Kinder in allen Jugendhäusern haben das gehabt. Denn Chanka hat sich, nachdem die Huligane ihren Vater umgebracht haben, lange Zeit als Verwahrloste herumgetrieben, hat in Kellern und Winkeln geschlafen und niemand hat sie gewaschen. Und so wurde sie immer schmutziger, bekam allerlei Geschwüre auf Kopf und Körper. Die Geschwüre auf dem Körper wurden noch im Tetiwer Kinderhaus geheilt. Mit den Kopfgeschwüren hat man sie nach Kiew geschickt.

Chanka wandte sich dem Ofen zu, schob sich Holzscheite näher und warf einige Späne in die Öffnung. Sie schaute dann zu, sah, wie zwei dürre Holzspäne Feuer fingen, und auf ihrem Gesicht regte sich der rote Widerschein des Feuers. Dann legte sie noch einige Holzscheite nach, schloß plötzlich das Türchen und

wischte sich mit den heißen Händen das Gesicht ab. Mit einem weichen, verbogenen Kamm ordnete sie ihr kurzes Haar, dann stand sie hurtig auf, fuhr sich mit der Hand über Hals und Brust und straffte die dünne Bluse. Aber die Bluse legte sich nicht gut an. Zwei junge Brüste hinderten. Da warf sie einen flüchtigen Blick auf sie, steckte die Bluse in den Gürtel und lächelte ...

Warum lächelt sie? Meint sie etwa, daß alle Umsitzenden auch lächeln würden? Sie lächeln bloß so, unwillkürlich. Mit durstigen Augen beglotzen sie ihr Haar, den beinernen Kamm, das entflammte Gesicht, und man verweilt länger auf der dünnen Bluse. Wie sie anliegt, sich spannt! ...

Aber nein. Chanka wollte bloß fragen, was das für eine Station ist. Man sei stehengeblieben, und kein Mensch wisse, wo in der Welt man sich befände. Chanka meint, es sei ein Fehler, daß ihnen der Geserd niemanden mitgegeben habe, der ihnen den Weg gezeigt hätte. Man fahre durch so schöne Ortschaften, Berge und Täler, und noch vieles andere, und kann jemand auch nur ein erklärendes Wort sagen? Keiner.

Nun, wie diese Station heißt, kann Frauke, der Lehmarbeiter, gerade noch sagen: er hat nämlich einen Reiseführer und dort kann er es lesen. Diese Station zum Beispiel heißt „Bajkal, 66 Kilometer von Irkutsk". Man ist durch das Uralgebirge durchgefahren, an breiten Flüssen vorbei, und er hätte sogar darüber etwas zu sagen gewußt. Denn er hat ja einen Reiseführer. Aber Genaues kann auch er nicht sagen.

„Ich bitte euch, wozu hält man die ganze Zeit die Waggontüren geschlossen? Man kann ja ersticken vor Hitze. Die Schlafenden werden sich sicherlich nicht verkühlen."

Ach, es ist ein Vergnügen! Wie angenehm kühl es vom Bajkal weht. Man sagt, daß einige hundert Flüsse von ihm ihr Wasser beziehen. Frauke weiß es: einen Reiseführer hat er und etwas lesen kann er ja auch.

Nur schade, daß man gerade hier bei Nacht fährt. Alles liegt in Finsternis gehüllt da. Ein Mondfragment schickt sich zwar an, über den Himmel zu kriechen, aber er leuchtet niemandem. Auch die Sterne geben kein Licht. Vielleicht reicht es eben nur für ihre eigene Nase.

Man durchfuhr einen wunderschönen Ort — Slatoust —, zwar auch bei Nacht, aber hier leuchtete schon ein heller Mond und außerdem noch kleine Laternen, die sich von der Ferne sehr schön ausnahmen. Zuerst klommen sie sanft bergan, dann sanken sie, zerstreuten sich im Tal, um dann wieder auf andere Hügel zu steigen. Und der Zug windet und schlängelt sich und fährt weiter ...

Nein, von einer solchen Schönheit kann man ganz wirr werden ...

Frauke würde seiner Riwa all das gerne beschreiben. Es bereitet ihr großes Vergnügen, seine Briefe zu lesen. Riwa ist verkrüppelt. Ein Petljurtschik hat ihr ein Bein abgehackt. So sitzt sie jetzt auf ihrem Schemel am Ofen und liest Briefe. Frauke schreibt nicht einmal so schlecht. Aber die Schönheit von Slatoust kann

er in einem Brief doch nicht wiedergeben. Er müßte schon selbst zu Hause sein, da würde er seiner Riwa mit den Händen, den Augen, mit lebendigen Grimassen alles erklären.

„Vielleicht möchtet ihr einmal schon aufhören, einem den Kopf vollzutratschen?"

Die ganze Zeit sitzt man, quatscht und läßt Foulman nicht schlafen! Noch dazu hat man die Türen geöffnet. Eine strenge Kälte kommt herein, und man könnte sich noch durch solche Kälte ins Grab bringen.

„Glaubst du, daß du zu Hause bist?!" brüllt Schojlek, Foulmans Stiefsohn. Er glaubt, daß er zu Hause ist. Seit fünf Jahren liegt dieser gesunde, eiserne Jude auf der faulen Haut und tut nichts. Er verläßt sich nur auf seine Kinder, daß sie sich für ihn abrackern werden. Und dazu schreit er sie noch an. Kiew hat sich da eine Zierde ausgesucht. Man sollte alle Geserdleute erschießen. So ein fauler Hund! Er bildet sich ein, der „Vater", daß er nach Birobidschan kommen wird, und Schojlek wird für ihn arbeiten. Er, Schojlek, sei zwar gut gewachsen, aber zart und gar nicht gesund. Nein, er sei nicht verpflichtet, für alle zu arbeiten. Erwürgen wird er ihn, oder in den Sumpf den Fischen zum Fraß werfen.

Aber Frauke liebt es nicht, wenn gestritten wird. Schojlek darf dem Vater nicht widersprechen, wenngleich er unbedingt recht hat. Sehr schlecht hat der Geserd die Leute ausgesucht. Nur auf das Gewicht kam es ihnen an: Ob der Lehm weich oder brüchig ist? — danach hat niemand gefragt...

Er, Frauke, wenn er fährt, so ist er zu allem bereit. Er schreckt vor nichts zurück. Was Gesundheit anlangt, ist er kein Schwächling. Wieviel Lehm, roten, gelben, weißen, hat er schon auf seinem Buckel getragen? Würde er nur ein Zehntel davon in Birobidschan besitzen! Und seinem Rücken hat das gar nicht geschadet. Er ist nur kräftiger geworden. Daß er mit der linken Wange zuckt — das tut gar nichts. Das hat er vom Schreck oder von einer Erkältung. Aber bei der Arbeit stört ihn das überhaupt nicht. Was immer man dort, im fernen Land, würde tun müssen, er schreckt davor nicht zurück.

Aber da fährt mit Frauke noch einer. Kein geborener Lokschiwker; ein Poltawker ist er. Zwar gehört er schon jetzt zum Kollektiv und ist auch sonst noch etwas. Aber er hat keinen einzigen Zahn im Mund. In Tscheljabinsk hat ihm der Arzt gesagt, daß er nur diät essen darf. Und wer wird ihm in Birobidschan diät kochen? Nein, in Birobidschan würde man für niemanden Krankenkost kochen ...

Das meint ja gerade Schojlek. Er hat denen im Kiewer Geserd gesagt, er wolle nicht, daß man ihm einen Nichtstuer aufbürde. Wenigstens dort, in Birobidschan, möchte er diese Drückeberger loswerden. Aber nein, sie wollen nichts hören, diese Geserdleute, und schicken ihm jenen auf den Kopf ...

Kopel Foulman konnte nicht länger schweigen. Er kroch zwischen den Schlafstätten hervor und trat in hilflosem Zorn zu Schojlek.

„Du Bankert, Bankert vermaledeiter, Bankert!“

Kopel schnaubte und wischte sich den Schaum vom Mund. Nachher legte er sich zurück, atmete schwer und brummte vor sich hin: „Und Gedrisch hat man schicken können? Er redet noch, dieser Bankert! Gedrisch, der ein Bettler ist, den hat man schicken können. Er sitzt auf dem Markt und singt, und doch hat man ihm erlaubt, zu fahren. Wie wird er arbeiten? ... Er wird nicht einmal ein kaltes Wässerchen rühren ... Ach, solche Hundesöhne, Bankerte auf mein Alter ...“

Niemand achtete mehr seiner. Man befand sich auf der Station „Sljudanka“. Der Zug wird hier längeren Aufenthalt haben. Draußen tagt es schon. Da ist nichts zu sagen: der Bajkal ist wirklich schön. Frauke möchte alle Überwanderer aufwecken, damit sie ihn, den Bajkal, ansehen. Aber er fürchtet, daß sie ihm Fragen stellen könnten, auf die er keine Antwort zu geben wüßte. Hier hätte man wirklich einen Menschen gebraucht, der einem etwas erklärt hätte. Und auf der nächsten Station, „Moryna“, wo rechts so große, mit Schnee bedeckte Berge und links blaue, blaue Gewässer sind, noch frisch, kalt — da hier, auf dieser Station hätte man unbedingt jemanden haben müssen, der einem etwas erklärt hätte. Und auf dem ganzen Weg fehlt ein Mensch, der Kino gemacht, den Dingen Namen gegeben und den Überwanderern die Zeit vertrieben hätte. Aber geh, rede, wenn keiner was weiß.

Chanka bittet, man solle die Türe schließen. Am frühen Morgen ist es ja wirklich kalt. Chanka kann keine Kälte ertragen. Mögen die Leute ihr noch Holz bringen, und sie wird weiterheizen.

Man willfährt ihr. Chanka erfreut sich eines besonderen Ansehens. Sie ist das einzige Mädchen im Waggon. Zwar gibt es noch eines, Manja heißt sie — aber jene wollte sich schon in Krasnojarsk beim Stationsdiensthabenden mit Grischka, dem Fuhrmann, trauen und registrieren lassen.

„Wenn Grischka seit Rjaschewsk die ganze Zeit neben mir schläft", verteidigte sich Manja mit einem verlegenen Lächeln, „dann hab' ich ihn eben lieb." Und ihre Oberlippe mit der Warze zitterte.

Es scheint, daß sie sich in Irkutsk tatsächlich haben registrieren lassen, denn sie holen sich bereits abgesondert ihr Essen, trinken aus einer Schale und küssen einander ohne Scheu vor allen.

Das hätte Chanka um keinen Preis getan. Sie hat ihrer Mutter das Wort gegeben, daß sie sie nach Birobidschan holen werde. Mit ihrem kleinen Stand, an dem sie Kwas verkauft, kann die Mutter heute nicht viel anfangen. Es reicht, sich hinzustrecken und zu sterben. Und dazu muß man auch noch an das kleine Brüderchen denken...

Chanka spricht wie ein erwachsener Mensch. Wenn ihr Gesicht beim Ofen erhitzt wird und sie sich die Bluse strafft, dann ist sie ein Prachtkerl, das beste Mädchen im Waggon.

Benjo hätte ihr das gerne gesagt. Benjo kennt Chanka noch von Kiew her. Sie pflegte zu ihnen ins Jugendhaus zu kommen. Aber dort hatte sie nicht diese Anmut. Damals hat er nicht bemerkt, daß sie so schöne Wangen und, wenn sie die Ärmel aufrollt, so schöne

Arme hat. Sehr anmutig sind auch die Grübchen an den Ellbogen. Er möchte ihr gerne sagen, daß sie sich immer das Gesicht so erhitzen sollte, dann würde sie allen gefallen.

Aber Chanka wird von solchen Dingen wahrscheinlich gar nichts hören wollen. Chanka ist mit Frauke, dem Lehmarbeiter, beschäftigt. Neben dem großen, breitschultrigen Frauke sieht sie wie ein Kind aus. Aber sie spricht wie eine Erwachsene. Frauke meint, daß man dort, in Birobidschan, nicht würde handeln dürfen, weder mit Kwas noch mit Lehm. Obzwar Lehm ein gutes Geschäft wäre; wenn ihn nur der Fininspektor in Ruhe ließe, könnte man solche Arbeit leisten, daß man auf das Handeln ruhig verzichten würde.

Zum Beispiel: Frauke versteht etwas von Eiern. Er hat einen Schwager, der mit Eiern handelt, und so versteht er auch etwas davon. Er weiß gut, daß ein Ei nichts Besonderes ist. Aber ein Ei legt man zum zweiten, und es wird ein Paar; nachher werden allmählich zwölf daraus, und legt man die Dutzende zusammen, werden Hunderte, und so weiter und so weiter, bis man einige Kisten hat. Und dann schickt man sie mit dem Schiff weg — Schiffe gibt es dort wie Sand am Meer — und verdient einen Batzen Rubel.

Und wenn man will, ackert man einige Deßjatinen Boden, stellt einige Kühe ein und schafft so tüchtig, daß einen die ganze Welt beneidet.

Benjo liebt solche Gespräche nicht. Er ist viel kleiner als Frauke, und er hat noch außerdem einen kur-

zen Hals: der Kopf ist direkt an die Schultern angewachsen. Aber Hände hat er, fest und stark und sonnverbrannt, und er weiß gut, daß es in Birobidschan viel, viel Arbeit geben wird. Zum Beispiel fährt man durch große Wälder. Aus einem solchen Wald könnten junge Leute viele Stämme in die Stadt überführen, dort würde man dem Verwalter sagen, er soll Geld dafür verlangen, dann würde man eine gesunde Wirtschaftskommission zusammenstellen, und diese wüßte schon, was mit dem Geld anzufangen . . .

Mit dem Tag wird die Schar um den kleinen Ofen zahlreicher. Jeder von den Neuzugekommenen fügt seine Meinung hinzu: Was Birobidschan sei und was man dort tun würde. Der Lärm wächst, und es gibt immer weniger Schlafende.

Nachher sind schon alle von ihren Schlafstätten herabgeklettert, nur Manja und Grischka bleiben auf ihrem Brett, obzwar auch sie nicht mehr schlafen. Manja schaut jedesmal her, lächelt, die Oberlippe mit der Warze zittert, und sie küssen einander, ohne sich vor den anderen zu schämen.

Sicherlich haben sie sich in Irkutsk registrieren lassen.

Man öffnet die Tür. In den stickigen Waggon strömt frische, kühle Luft herein. Rechter Hand sieht man noch immer eine lange Kette zerklüfteter Berge mit spitzen, weißen Gipfeln. Und links? Links weitet sich der breite, blaue Bajkalsee, der mit seiner Schönheit bezaubern würde, könnte nur jemand etwas über ihn erzählen . . .

Aber niemand erzählt, und man weiß nichts über ihn. Es ist nur bekannt, daß man bald in die Bahnstation „Tichonkaja“ einfahren werde. Dort würde der Zug ungefähr eine Stunde Aufenthalt haben. Man würde Tee trinken, die Fragen der neugierigen Einwohner beantworten, und diese werden sich über alles wundern.

Benjo, der „sehr bewußte Kommunist“, wird prahlen, daß man bis nach Birobidschan fahre. Dort würden alle Juden zu Arbeitern werden. Und wenn dort viele Juden wohnen werden, würde ein jüdisches Land erstehen. Und wenn alle Juden arbeiten werden, würde Birobidschan eine sozialistische Republik der werktätigen Juden sein. Und die ganze Welt würde wissen, daß es dort, weit, am Rande der Sowjetunion, ein sozialistisches Land gebe, das Birobidschan heißt. Hört doch, wie die Räder singen und singen:

„Bi-ro-bi-dschan, bi-ro-bi-dschan . . .“

Und die große Tajga und die sehnsüchtig schlagenden Herzen hallen wieder:

„Ach, wird das sein, ach, wird das sein! . . .“

Der Snamenker Stadtgarten und die fernöstliche Landschaft

Mit Irkutsk waren wir alle zufrieden. In Irkutsk wurden wir gastlicher empfangen als in allen anderen Städten. Sogar besser als in Pensa; während der Pensaer Oset die schönsten Mädchen der Stadt zum Bahnvorstand schicken mußte, zu bitten, daß er die jüdischen Überwanderer in guten Waggons unterbringe und vor allen anderen abfahren lasse, hatten wir in der Irkutsker Bahnverwaltung einen unserer Leute, der dort schalten und walten konnte wie in der eigenen Tasche.

Mit einemmal wurde Irkutsk eine jüdische Stadt, voll mit jüdischen Überwanderern. Überall begegneten wir unseren Leuten, und man sprach, wie es scheint, überall nur von uns.

Sich vorzustellen: nicht nur in Irkutsk, sondern auf dem ganzen Weg von Charkow bis Chabarowsk,

auf einer Strecke von 9000 Kilometern, beschäftigte man sich hauptsächlich mit den jüdischen Überwanderern. Sälig, der Schuster aus Kiew, sagte mir, daß heute nicht ein einziger Zug nach dem „sehr fernen Osten“ abginge, in dem sich nicht jüdische Überwanderer befänden. Sälig, der Schuster, ist ein älterer Mensch, der schon etwas versteht, und er würde keinen Unsinn reden. Nachher erzählte er noch, daß man uns auf einer Station besondere Aufmerksamkeit geschenkt habe: Auf der Bahnstation „Tajga“ wollte ein sechzehnjähriger Flegel von der Minsker „wilden Division“ einem Knaben eine geschnitzte Rute entwinden, worüber eine Schlägerei entstand.

Sälig hat so gleichgültige grüne Augen, daß man ihnen niemals anmerken kann, ob er das, was er sagt, ernst meint oder nicht. Aber daran, daß seine Finger zitterten, als er seinen Machorkabeutel aus der Tasche hervorholte, erkannte ich, daß ihn der Vorfall ärgerte. Meine Annahme fand auch bald Bestätigung: er warf mir einen gleichgültigen Blick aus seinen grünen Augen zu und meinte:

„Es war wirklich ein feines, geschnitztes Stäbchen. Das ist wahr. Aber deshalb unterwegs mit den Straßenjungen Händel suchen — das ist nicht ganz nötig ...“

Schwerer als wir alle trennte sich von Irkutsk Ljowa, der Snamenker. Sogar jetzt noch, da wir schon längst in voller Fahrt sind, frißt ihn noch der Ärger, daß er nicht wenigstens noch einen Tag in Irkutsk geblieben ist.

„Was versteht denn ihr", meinte Ljowa. Er rieb sich die niedrige Stirn und funkelte mit den schwarzen Augen. „Ich war mit ihr schon fast am Ziel. Ich bin ein Mensch, der rasch von Entschluß ist; noch ein Tag, und sie wäre mit mir gefahren."

Aber niemand glaubt ihm das. Ljowa hat die Gewohnheit, sich herauszustreichen... So lag er während der ersten Tage der Reise allen mit dem Snamenker Stadtgarten in den Ohren. Wie? Der schönste Park ist der Snamenker Stadtgarten! Nirgends gibt's so einen Garten!

Er erzählte auch gern, wie er sonnabends in seinem Festtagsstaat zu seinem Onkel, dem Selterwasserfabrikanten, einzutreten pflegte, dort seinen Wochenlohn einkassierte und ein Glas Wasser trank mit so viel Himbeersaft, wieviel man sonst für fünf Gläser braucht. Süß war das! Und dann pflegte er spazierenzugehen, und zwar in den Snamenker Stadtgarten, in den schönsten Park der Welt!

Alle wissen schon ganz genau, was es mit dem Snamenker Stadtgarten für eine Bewandtnis habe, und man hat es so ziemlich satt, Ljowas Prahlereien über Rosa, die Irkutsker Sockenmacherin, zuzuhören. Man geht ihm aus dem Weg, jeder widmet ihm einen Gähner und geht schlafen.

Ljowa hat nichts dagegen einzuwenden, daß man schlafen geht. Es ist ihm sogar angenehm, denn so wird man ihn nicht unterbrechen. Lieber sollen weniger Personen auf den Bänken sitzen, dann wird man ihn auch weniger am Sprechen stören. Jetzt erst kann

er mit der ganzen Begeisterung über Irkutsk loslegen, als wäre sonst keiner von den Auswanderern in Irkutsk gewesen, und nur er allein hätte einige Abende hintereinander im „Klub der Irkutsker Heimarbeiter" getanzt.

Ach, ist Irkutsk eine schöne Stadt! Eine wirkliche Stadt! Dort erst gibt es schöne Straßen, und wie viele Kirchen! Und der Fluß — wunderbar! Er heißt Angara und seine Gewässer sind grün wie die Blätter im Snamenker Stadtgarten. Wie schön war es doch, als die Überwanderer über die Brücke marschierten, unbeschreiblich schön.

Sie, Rosa, habe damals Ljowa vom Weg weggerufen, damit er einen Blick auf den Fluß werfe. Die Boote glitten pfeilschnell abwärts, stromaufwärts aber schleppten sie sich nur mit Mühe. Rosa habe sich dann über das Brückengeländer gebeugt und ihm die dicken grünen Eisschollen unter der Brücke gezeigt. Dabei hätte sie gelacht und Ljowa in die Augen geschaut. Ach, sei er, Ljowa, damals mit ihr gut gestanden; noch ein Tag, und sie wäre mit ihm gefahren ...

Niemand mehr störte Ljowas Wortschwall. Denn fast alle schliefen schon. Chanka, die Kiewerin, die so gerne das Feuer unterhielt, hockte mit erhitzten Wangen vor dem Ofen, warf von Zeit zu Zeit Scheite nach und schwieg. Neben ihr saß Frauke, der Lehmarbeiter, und schwieg ebenfalls. Seine große linke Wange mit der kleinen Narbe an der Nasenwurzel zuckte von Zeit zu Zeit zusammen und glättete sich wieder.

Ljowa setzte sich zu ihnen auf einen Holzhaufen und erzählte leise, aber mit Begeisterung von Irkutsk und von Rosa. Seine Füße schlugen auf den Boden, um zu demonstrieren, wie die Auswanderer über die Angarabrücke marschierten. Als er damals mit Rosa abseits stand, konnte er das gut beobachten. Rosa machte die Bemerkung, daß es ihr auch gut gefiel, die Auswanderer so marschieren zu sehen. Sie könne, sagte sie, den Anblick nie mehr vergessen, wie die jüdischen Überwanderer über die Irkutsker Brücke marschierten.

Nachher hat Rosa mit ihren abgehärteten Fingern seine, Ljowas, Hand genommen und sie gedrückt. An diesem Tag ist sie nicht mehr zur Arbeit gegangen. Sie macht nämlich Socken auf einer Maschine. Aber an diesem und am nächsten Tag machte sie keine Socken.

Und als sie dann beide, Rosa und Ljowa, die ganze Nacht im „Klub der Heimarbeiter" getanzt haben, habe Rosa gesagt, sie möchte keine Socken mehr machen, sie wolle lieber mit Ljowa dorthin fahren, wohin er fahre, wie hieße das — Birobidschan? Ja, nach Birobidschan. — Sogar bis Birobidschan wollte sie mit ihm fahren!

Ljowa mußte vorläufig seine Erzählung damit beenden, daß Rosa ein breites, großes Gesicht mit grünen Augen habe. Mehr konnte er nicht erzählen, da ihm niemand zuhörte. Selbst Frauke wandte sich von ihm ab, starrte in die Ofenöffnung, wo die Glutklümpchen zunächst in der Dunkelheit des Ofens

klein erschienen, wie sie sich dann entfachten, langsam aufglühten. Bald stand der ganze Ofen in heller Glut und hauchte die erhitzten Wangen Chankas rosig an.

Frauke betrachtete sie und suchte zu erraten, ob sie Ljowas Erzählung zugehört hatte oder nicht. Da sieht er, wie Chanka aufsteht, sich ein wenig abwendet und mit ihren jungen, schon abgerackerten Mädchenhänden das frische erhitzte Gesicht abreibt. Dann strafft Chanka die dünne schwarze Bluse und steckt sie in den Gürtel. Als sie sich zurücksetzt, hakt sie den hohen Kragen der Bluse ein und rollt die Ärmel auf.

Frauke war in den Anblick des Ofens und Chankas derart vertieft, daß er gar nicht bemerkte, daß der Zug stehengeblieben war. Es war finster. Frauke stand auf, sah hinaus, konnte aber in der Dunkelheit nichts sehen. Vielleicht ist der Zug auf der Strecke stehengeblieben? Und vielleicht steht man so weit vom Bahnhof, daß man seine Lichter nicht sieht.

Er kehrte zum Ofen zurück, und Ljowa schickte sich schon wieder an, mit seiner jünglinghaften Stimme über Irkutsk und Rosa zu erzählen, als sie plötzlich bei der Tür jemanden sprechen hörten.

Irgendein Russe bittet, daß man ihn in den Waggon einlasse. Er fahre gar nicht weit, nach Tschita. Und vielleicht würde er schon in Werchneudinsk aussteigen. Man möge ihm erlauben, einzusteigen.

Im Waggon war stickige Luft. Aber es schickte sich nicht, abzusagen. Ljowa fürchtete zwar, daß man

ihn in seiner Erzählung stören würde, und runzelte die Stirn. Aber Frauke erlaubte.

Der Russe warf sein Bündelchen herein, kletterte in den Waggon, beugte sich zur Tür hinaus und rief in die Dunkelheit:

„Komm doch her! Nu, was stehst du dort? Tummel dich. Schau nur, wie sie es gnädig hat!"

Der Unbekannte rückte etwas zur Seite, reichte jemandem die Hand. Gleich darauf erschien eine Frau. Sie schob das Kopftuch vom Mund weg und sprach schnell:

„Alle Waggons sind zugeriegelt. Man kann nirgends hinein. Überall ist es finster, daß man sich die Augen auskegeln könnte. Und die Kälte dringt einem durch Haut und Knochen. Wartesaal, in dem man sich wärmen könnte, gibt's keinen, und das ist wirklich sehr ungeschickt! Hu!" Die Frau hauchte in die gefalteten Hände und sah sich nach einem Platz um.

Das Auftauchen der Frau war so plötzlich und unerwartet vor sich gegangen, daß niemand sich für oder gegen ihren Eintritt aussprechen konnte. Es kam auch niemandem in den Sinn, sie hinauszuweisen. Den Waggon betrat sie mit einer solchen Behendigkeit und Leichtigkeit, daß niemand auch nur daran denken konnte, sie werde stören oder Platz wegnehmen. Ihr Wortschwall sprudelte melodisch und bilderreich.

Chanka machte neben sich Platz für sie. Sie setzte sich leicht, als schwebte sie nieder. Jetzt erst wurde ihr Gesicht ganz sichtbar: es war länglich, klar, vom

Feuerschein leicht gerötet, mit großen blauen Augen, die so blank waren, als hätte man sie eben mit Salz ausgerieben und gewaschen. Die Augen kamen erst recht zur Geltung, als die Frau das Kopftuch hinaufzog.

Die drei noch wachen Überwanderer waren überrascht und bemerkten gar nicht, daß noch ein Mann mit einem großen Kopf und einer mächtigen Pelzmütze an die Tür des Waggons herankam. Er sagte in jüdischer Sprache, daß man nirgends hineinkönne, die Waggons seien alle verschlossen, als wären sie plombiert.

Da hätte ihm der Stationsvorstand gesagt, daß es hier „Israeliten" gäbe, so sei er gleich hierhergekommen.

Der große Jude bat und fragte niemand, sondern kletterte geradewegs in den Waggon, warf den plumpen Pelz ab und drängte sich gleich, mit den Füßen die Holzhaufen durcheinanderwerfend, zum kleinen Ofen. Keine Minute ruhend, setzte er sich auf einen Holzhaufen und dann sofort auf einen zweiten. Die ganze Zeit schnaufte er schwer und laut wie einer, der, vollgefressen, keine Kraft mehr hat, die Worte richtig auszusprechen.

Unvermittelt begann er in grobem, stark mit russischen Wörtern durchsetztem Jüdisch auszuführen, daß er nach Tschyta fahre. Etwa tausend Werst von hier. Hier, in diesem Rayon, haben solche Werstenanzahlen keine Bedeutung. Nur dort, in Rußland, mache man aus solchen Entfernungen ein Wesen.

Wie, die Leute schlafen schon? Hu, Schlafmützen. Schade. Nun, dann wird er ihnen eben morgen sagen: er will nämlich einige Juden zu sich mitnehmen. Er ist kein Muschik, bewahre! Er ist ein ganzer Jude, und er wird den Juden gut zu verdienen geben. Er selbst ist aus Bargusin, von dem man singt:

Und der Jude riß seinen großen Mund weit auf und begann zu brüllen, wie ein alter Hund bellt:

„Es trug die See mich am hellichten Tag,
Zurückkehrte der schweigsame Blick;
Mit Brot haben die Mägd' mich genährt,
Mit Machorka die Burschen versehen!"

Inmitten des Liedes unterbrach er sich, näselte etwas Unverständliches (es klang, als würde er fluchen) und runzelte sein großes Gesicht. Dann fuhr er fort:

„Hej, Bargusin! — Beschleunigt die Fahrt,
Nicht mehr weit ist des Burschen Ziel!"

Unmittelbar darauf begann er von seiner Heimatstadt Bargusin zu erzählen:

„Nicht weit von Irkutsk, etwa fünfhundert Werst, nein, vierhundertundachtzig. Über den Bajkal kann man direkt hinfahren. Eine großartige Stadt ist Bargusin . . ."

Der Jude erzählte weiter, daß man vor Bargusin nichts zu fürchten habe. Wer will, kann auch dort Jude bleiben. Sie haben dort eine Synagoge, Tora-

rollen, und gegen zweihundert Juden gehen jeden Jomkipur beten. Niemand knausert mit dem Geld für Gott. Man zahlt mit Gold. Dort hat jeder Gold genug. Und für Gott, für den „jewreischen Gott", geben sie Goldklumpen. So wie es in der Bibel steht ...

Der Jude hielt die haarigen Hände vor den kleinen Ofen, so daß er ihn beinahe verdeckte.

Die Goldbergwerke befinden sich nicht in Bargusin selbst. Siebenhundert Werst von Bargusin sind sie. Im Winter ist es ganz leicht, durch die Tajga hinzufahren. Man fährt mit einem Schlitten hin. Dort wohnt man in Blockhäusern. Aber im Sommer ist es bitter. Mit einem Fuhrwerk kann man nicht fahren, da es keine Straße gibt; man kann nur reiten. Alle Arbeiter reiten dorthin.

Unter den Arbeitern gibt es keinen einzigen Juden. Bei ihm selbst, in den Gruben des Juden, arbeiten fast fünfzig Arbeiter, durchwegs Kazapen und Burjaten. Kein einziger Jude. Aber in ihm, meinte er, wohne eine echte jüdische Seele, und er wäre bereit, jetzt einige Juden mitzunehmen und ihnen zu verdienen zu geben. Für zweihundert Rubel garantiere er. Man brauche vor Bargusin bei Gott keine Angst zu haben. Wer will, könne auch dort Jude bleiben ...

Das alles sagte der Jude in einem Zug, als hätte man ein Werk in ihm aufgezogen. Er ließ keinen zu Worte kommen, ließ keine Frage zu. Kaum war er aber zu Ende, setzte er sich auf den Holzscheiten bequemer zurecht. Seine Knie ragten in die Luft. Un-

vermittelt sank sein großer Schädel auf die Knie, und er schnarchte bereits. Nur einmal hob er noch den mächtigen Kopf, um hinzuzufügen: „Ach, Zobelfelle gibt es bei uns, jedes ein Prachtstück! Morgen werde ich schon einige von euch mitnehmen ..." und der große Kopf setzte mit kräftigem Geschnarche ein, als wollte er den ganzen Schleim aus der Tiefe des kraftstrotzenden Körpers herausschleudern.

Als der Bargusiner eingeschlafen war, wandte sich Frauke zu Chanka und schaute sie mit einem erstaunten Blick an. Mit gleichem Staunen erwiderte sie seinen Blick.

Beide hatten sie nur sehr wenig verstanden. Frauke zuckte mit der Wange und fragte:

„Chanka, wollen Sie hinfahren?" Ohne ihre Antwort abzuwarten, fügte er hinzu: „Fahren Sie und schreiben Sie auch mir."

„Ach, laß mich in Ruh'", erwiderte Chanka brummig.

Aber Chanka war nicht wegen dieser Frage so bös. Chanka war unzufrieden, daß ein so großer Jude wie Frauke ihr, dem kleinen Mädchen, „Sie" sagte. Sie strich sich das Haar aus der Stirn. Offenbar bereute sie, so unfreundlich geantwortet zu haben. Sie lächelte:

„So gewiß es ist, daß ich ein Mädchen bin, so gewiß ist es, daß ich nicht hinfahren werde, wenn man mich auch mit Gold überschütten würde."

„Sie sind ein Kerl, Chanka, das nenne ich mir ein Mädchen!"

Chanka war sehr stolz darauf, daß ein so kräftiger Bursche sie lobte. Es verwirrte sie nur, daß er sie nicht duzte. Sie faßte Fraukes Schulter, drehte ihn zu Ljowa herum und sagte:

„Soll er für mich antworten!"

„Nu, was glauben Sie? Ich würde sofort hinfahren!" Und Ljowas Augen funkelten und er war schon bereit, etwas „sehr Wichtiges" auszuführen.

Aber Frauke unterbrach ihn:

„Ich glaube gar nichts. Ich weiß, daß du hinfahren würdest."

„Ein ganzer ‚Aufgeklärter', der Frauke! Wenn du auch eine Waise wärst und wie ich beim Onkel in der Sodafabrik arbeiten müßtest, würdest du auch dort hinfahren, wo man Gold und Zobelfelle verdienen kann!"

„Ich habe nichts dagegen, daß du hinfährst. Es ist nur schade, daß der Geserd sich bis auf die Kopeke für solche Nichtsnutze wie du verblutet ..."

Ljowa liebt es nicht, wenn einer sich für den Obergescheiten hält. Er legt die niedrige Stirn in Falten und spricht mit Eifer:

„Wozu wandern Menschen aus? Um ihr Glück zu suchen! Und wenn man schon so weit fährt, darf man sich doch sein Glück aussuchen! Ich bin ein Mensch, der rasch von Entschluß ist!"

„Nicht wahr, Onkelchen?" wendet sich Ljowa zum Russen. „Glück muß man haben."

Der Fremde lebte auf. Er schien sehr zufrieden zu sein, daß er einen ganzen Satz verstehen konnte. Von

der Erzählung des Bargusiner Juden hatte er nur einzelne Wörter verstanden, und das verdarb ihm die Laune. Jetzt rückte er aus seinem Winkel näher und erklärte tiefsinnig und nachdenklich:

„Oh, in diesem Rayon gibt's sehr viel Glück. Aber nicht jeder packt es. Zuweilen wird aus dem Glück ein Unglück."

Sprach's und schwieg.

Was er sagte, klang so tiefsinnig und versonnen, das niemand weiter zu fragen wagte.

Der Russe wartete eine Weile, dann wiederholte er:

„Zuweilen wird aus dem Glück ein Unglück ... Ich bin in diesen Ländern zu Hause und ich weiß, was Glück und Unglück ist. Vorsitzender bin ich, Vorsitzender eines Dorfsowjets."

Ljowa fürchtete, daß der Fremde jetzt zu erzählen beginnen könnte, und er, Ljowa, würde wieder nicht zu Worte kommen. Er wollte schon zu reden anfangen. Aber Frauke und Chanka wandten sich zum Vorsitzenden. Auch dieser rückte näher und erzählte langsam, würdevoll, mit häufigen Unterbrechungen:

„Selbst lebe ich im Teldiner Rayon. Dort bin ich Vorsitzender des Daktojer Dorfrates. Viel zu arbeiten gibt's im Dorf. Die Leute wollen nicht wissen, daß es eine Revolution gab und es nicht mehr angehe, sich gegenseitig umzubringen ..."

Das war zur Zeit, als man die Listen für die Ernährungssteuer zusammenstellen mußte und Badjarin, der Vorsitzende, bis spätnachts über seiner Liste saß. Dann mußte er hinausgehen, um ein menschliches

Bedürfnis zu verrichten. Nu, er öffnet also die Tür, draußen ist es finster, der Himmel gestirnt, und auf der Schwelle liegt etwas Schwarzes, gleichsam ein Mensch. Ein Vorsitzender des Dorfrates darf keine Angst haben. Er fragt: „Wer ist's?" „Ich", antwortet das Schwarze. Und läßt den Kopf hängen.

Daß es ein „Ich" ist, das sieht Badjarin, aber wer ist dieser „Ich"? Ein Muschik aus dem Woliner Gouvernement. Wahrscheinlich ein Überwanderer? Stimmt, sagt der Muschik und hält den Kopf noch immer gesenkt. Badjarin ließ ihn in die Stube hereinkommen, gab ihm zu essen, zu rauchen, wies ihm einen Winkel an, wo er schlafen durfte. Am Morgen ließ ihm Badjarin ein Frühstück geben und ein Glas Branntwein. Aber der Woliner Muschik will nicht einmal dazu riechen. Schon weinte er, und die Tränen rollten nur so über das gerunzelte Gesicht. Das konnte Badjarin nich länger mit ansehen, es griff ihm ans Herz: „Trink", sagt Badjarin, „wirst nachher erzählen!" Aber jener weint und vergießt bittere Tränen. Schließlich hört er doch auf, leert das Gläschen Branntwein, spuckt aus, ißt einen Bissen Brot und erzählt:

„Aus Wolin bin ich. Ein gewöhnlicher Bauer aus Wolin. Im vorigen Jahr, da war ich Wanderer. Den ganzen Sommer hab' ich nach einem geeigneten Bodenabschnitt gesucht. Denn geholfen hat mir niemand. Einen beschriebenen Zettel haben sie mir gegeben und gesagt, ich soll mir den Boden selbst aussuchen. Das Papier ist stumm, es sagt nichts. Viel

Zeit verging, bis ich ankam, bis ich fand und bis der Boden mir gefiel. Inzwischen gab's zu Hause, auf dem Hof, viel Arbeit.

Dann bin ich nach Hause gefahren, hab' alles verkauft, das Stück Acker abgegeben, einigen Nachbarn zugeredet mitzufahren, nur das Vieh, Frau und Kinder und das Pferdegeschirr mitgenommen." Die Familie mit allen Sachen waren in einem anderen Waggon, er, der Muschik, mit den Pferden in einem Viehwaggon. Keinen Schritt wich er von ihrer Seite. Er selbst fütterte sie, brachte ihnen Wasser und schlief mit ihnen zusammen. So ist man gefahren, gefahren, ohne Ende gefahren. Dann blieb der Zug stehen. Man koppelte die Waggons ab, und irgendein Bahnhofbediensteter sagte, daß es d i e Station sei, daß er angekommen sei. Da ist der Bauer aus dem Waggon gestiegen, hat sich umgeschaut, und richtig erkannt, daß er angekommen ist. Die Pferde futterten gerade. Der Bauer wartete, bis sie sich sattgefressen hatten, klaubte ihnen sogar noch die Überreste des Hafers vom Boden zusammen, dann drehte er sie um, um sie aus dem Waggon hinauszuführen. Er schob die breite Türe zurück und begann sie behutsam hinauszuführen. Aber die Pferde wollten auf einmal nicht gehen. Fürchteten, scheint es, auf das steile Brett vor der Waggontüre zu treten. Schließlich brachte er sie doch hinaus.

Plötzlich begannen sie sich auf dem Boden zu wälzen. Während sie sich wälzten, ging er einstweilen in den Waggon, das Zaumzeug zu holen. Er kommt

zurück, und die Pferde stehen in einiger Entfernung und grasen. Er näherte sich ihnen unmerklich, und sie, sie entfernen sich ebenso unmerklich. Er geht rascher, die Pferde entfernen sich rascher. Dann beginnt er zu laufen, um die Pferde einzufangen, und auch die Pferde laufen vor ihm davon. Er rennt, und die Pferde galoppieren, sie galoppieren, und er ihnen nach ...

Sie galoppierten, bis sie an einen Wald kamen. Und der Wald ist dicht, mit zahllosen Bäumen. Die Stute hatte einen Strick umgebunden. Die Pferde liefen, liefen, bis die Stute schließlich mit dem Strick irgendwo hängen blieb.

„Das ist dir deshalb passiert", sagte er, Badjarin, dem Bauern, „weil die Pferde einen ganzen Monat im Waggon gestanden sind, nichts getan, kein Licht gesehen, nur gefressen haben. Und als sie aus dem Waggon hinauskamen, sind sie eben wild geworden."

„Warte", sagte der Muschik. „Noch nicht zu Ende."

Er packte die Stute, die hängen geblieben war, bekreuzigte sich, stieg auf ihren Rücken und ritt zurück. So fahre ich, heißt es, sagt der Bauer, auf der Stute zurück, und der Hengst rennt hinterdrein.

Plötzlich schoß der Hengst voraus, und die Stute ihm nach. Ein richtiges Zaumzeug und Zügel hatte er nicht, er hielt sich nur an der Mähne fest und hopste auf dem Rücken der Stute, daß Gott erbarm: es schüttelte nur so die Gedärme durcheinander.

Und dann nachher sah der Muschik noch, wie der

Hengst zusammenzuckte, in die Luft schnellte und schneller davonraste. Der Muschik begriff nicht, was geschehen war; er erschrak und ließ den Strick los. Im gleichen Augenblick gab es auch der Stute einen Ruck, und der Muschik flog in weitem Bogen durch die Luft ...

Der Muschik begann wieder in Strömen Tränen zu vergießen. Auf alle Fragen Badjarins erwiderte er mit wildem Geschluchze. Schließlich lispelte er durch die Tränen, daß, als er wieder zu sich kam, er in einem tiefen Graben lag. Der Graben war dunkel, mit faulendem Gezweig und mit Laub gefüllt. Er wischte sich das Blut aus dem Gesicht, kroch mit Mühe heraus und befand sich in einem großen Wald mit einer Unzahl verschiedenster Art Bäume. Weit und breit keine Spur von einem Weg.

Da ging und ging der Muschik. In der Hand hielt er krampfhaft einige Pferdehaare, die er aus der Mähne der Stute herausgerissen hatte. Das war alles, was ihm von den Pferden geblieben war.

Er ging einen Tag und eine Nacht, und er ging dann noch immer. Übernachtete im Wald. Der Boden war naß und kalt. Nachher ging er noch einen Tag, aber von den Pferden war nichts zu sehen. Am Abend erblickte er in der Ferne irgendein Feuer. Bis er aber hingelangte, war schon tiefe Nacht ...

In Daktoj gibt es einen Burschen mit dem Namen Arkascha. Arkascha ist noch ganz jung, blond, mit zwei großen grauen Augen, großen Ohren und einer Narbe auf dem blonden Kopf. Arkaschas Augen se-

hen, was nicht jedes Auge im Dorf sehen kann; seine großen Ohren hören, was nicht jeder von den Dorfleuten hören kann. Dieser Arkascha eben hat schon unzählige Japaner umgebracht. Arkascha pflegte zu erzählen, daß die Japaner die Gewohnheit haben, sich in große und schwere Pelze einzuhüllen, da sie sich vor den sibirischen Frösten sehr fürchten. Wenn sie Posten standen, waren sie starr wie die Statuen und rührten sich nicht. Arkascha pflegte an ihnen vorbeizulaufen (er ist sehr flink und geschmeidig), rasch einen Schuß abzufeuern und flugs zu verschwinden. Und dafür haben ihm die Japaner die große Narbe auf dem Kopf zugefügt. Arkascha kennt den Wald, die Schluchten und die Bäume sehr gut. Sein Ohr unterscheidet genau jedes Geräusch, alle Vögel und Winde. Und Arkascha weiß auch, daß in der Tajga nichts verlorengehe, sofern es nicht von wilden Tieren aufgefressen oder vom Frost getötet werde. Stehlen würde aber niemand. Kein Dorf würde sich Fremdes aneignen.

Und dieser Arkascha beschloß, die Pferde des Muschiks zu finden. Er durchwanderte den Wald kreuz und quer. Der Muschik saß in Daktoj und ließ sich vom Vorsitzenden auffüttern, während Arkascha suchte.

So verging der Frühling, und der Sommer kam. Auch der Sommer verging, der Herbst nahte und Arkascha ist noch immer nicht zurück. Der Muschik sitzt bei Badjarin und läßt es sich gut gehen.

Alle im Dorf wußten, das Arkascha mit einer be-

stimmten Antwort heimkommen werde, und so geschah es auch. An der Neige des Herbstes, als das Laub von den Bäumen sank, die hohen Gräser in der Tajga saftlos wurden und zu welken begannen und die Viehherden sich in die Dörfer verstreuten — da gelang es Arkascha auszukundschaften, daß in einem Dorf ein fremdes Pferd aufgetaucht war ...

„Seht ihr nun? So kann sich manchmal Glück in Unglück verwandeln", schloß Badjarin seine Erzählung.

Die um den Ofen Sitzenden beglotzten das längliche Gesicht Badjarins und warteten, daß er fortfahre. Aber Badjarins rotüberhauchtes Gesicht blieb unbeweglich. Seine Augen schimmerten im Feuerschein und verrieten nicht die leiseste Absicht, die Erzählung fortzusetzen.

„Nu, was geschah dann weiter?" konnte sich Chanka nicht länger zurückhalten.

Badjarin wandte ihr seine Augen zu und lächelte.

„Junges Blut ist immer ungeduldig." Er wurde ernst und sagte dann tiefsinnig: „Hier, in Sibirien, muß man das Blut abkühlen, man muß geduldig werden. Sonst ..." Badjarin drohte mit dem Finger und verstummte.

Niemand fragte mehr. Vielleicht fürchteten sie, Ungeduld zu verraten. Ljowa begann zu erzählen, wie ihm in Snamenke fast genau dieselbe Geschichte passiert wäre, und zwar eben im Stadtgarten, aber es kam irgendwie nichts aus der Sache heraus.

Links tat sich durch das Gerüttel des Waggons

eine Türe auf, und kalte Nachtluft strömte herein. Der Zug flog hart am Ufer des Bajkals dahin, und der stickige, verstopfte Waggonraum verschmolz durch die offene breite Tür mit dem prachtvoll weiten blauen Raum. Alle erlagen dem Zauber des bestrickenden Anblickes.

Weit zur Linken leuchtete tief und blau der Horizont auf. Die matte, durchsichtige graue Luft läuterte sich allmählich zu klarer, tränensamtener Bläue. Der Samt ist so zart und fein, daß ihn bereits ein schärferer Blick durchlöchern und bis in seine tiefsten Tiefen dringen kann. Es wird heller ...

Jetzt sieht man schon ein blau-blaues Tuch von grenzenloser Breite. Es spannt sich der Länge nach bis ans Ende der Welt. Dort, am Ende der Welt, verschmilzt es mit einem ebenso blauen, aufgebauschten Tuch, das mit keinem Sinn, außer den Augen, zu erfassen ist. Dieses schwebt mit einem gewaltigen Halbrund über dem gespannten Tuch, und der ganze so geschaffene Hohlraum ist mit erquickender, belebender blaublauer Luft gefüllt, die keinem Sinn erreichbar ist ...

Keiner mochte auch nur ein Glied rühren. Die Räder unter den Waggons schienen jetzt auch matter zu rattern, als wollten sie die gerundete Feierlichkeit nicht trüben. Die ganze Empfindsamkeit aller Sinne vereinigte sich jetzt in den Augen. Und die Augen zog es unwiderstehlich dorthin, nur dorthin, zum Bajkal.

Nur eines gab es im Waggon, das den zurückkehrenden Blick nicht gestört hätte: die fremde Frau, die

Russin. Ihre Augen sind jetzt frei und auch so prächtig blau wie die ganze Welt zur Linken des Waggons. Das längliche, ovale Gesicht ist ungewöhnlich, von matter Blässe überzogen. Und diese Frau erhebt sich, zieht das Kopftuch tief über die Augen wie eine Nonne, nähert sich der Tür und ruft mit echtem Schreck:

„Mein Mütterchen! ..."

Die drei am Ofen wenden ihr Augenmerk wieder dem Bajkal zu und bemerken, daß der fromme See plötzlich unruhig wird: er zittert wie im Fieber, kräuselt sich, bildet kleine Wellen. Ist jemand mit rauher Hand über die samtene Fläche gefahren? Dort, wo die beiden Linien ineinanderfließen, glüht es rosig auf, loht ins Orange über, das Orange zerfließt, zerrinnt über den ganzen gewaltigen Glassturz, heftet sich an die kleinen Wölkchen, vergoldet, färbt sie mit dem feurigen Saft der Weichsel.

Über die Himmelskuppel schweben kleine, merkwürdig geformte Wolkenbausche wie die Seifenblasen über dem Strohhalm. Und wie Seifenblasen schimmern sie im Widerschein des flammenden Horizonts in allen Farben. Sie gleiten tiefer herab, zerplatzen auf den Kämmen der kleinen Wellen ...

„Seht ihr!" weckte die singende Stimme der fremden Frau die versonnenen Betrachter. „In der letzten Zeit kommt es oft vor, daß der Bajkal sich plötzlich, unter dem heitersten Himmel, zu wölben und Wellen zu bilden beginnt. Vor Jahren ist das nie vorgekommen."

Und als die fremde Frau merkte, daß niemand sie verstand und daß sie mit staunenden Blicken angestarrt werde, sagte sie mit lächelnder Verwunderung:

„Ach, ihr wißt nichts davon? Bei uns weiß jedes Kind alles vom Bajkal, ja, ja, jedes Kind weiß es. Und wenn ihr in unsere Rayons übersiedeln wollt, müßt ihr auch über unsere Räuber Bescheid wissen, und überhaupt die Geschichte vom Bajkal und der Angara müssen alle kennen."

„Mit den gleichen Worten erzählen das bei uns Erwachsene und Kinder", fügte Badjarin, der Vorsitzende des Dorfsowjets, hinzu.

Niemand unterbrach sie mehr. Man setzte sich nur bequemer zurecht und schickte sich mit Vergnügen an, zuzuhören. Die fremde Frau aus Daktoj wurde ernst, öffnete noch weiter ihre großen Augen und erzählte mit scheu staunender Stimme:

„Er war ein ganz Ruhiger, der Bajkal. Nur selten runzelte er sein Antlitz. Und warum sollte er auch nicht ruhig sein? Er liegt in einem großen, tiefen Bett, das seinen Gewässern eine friedliche Ruhestätte sichert. Er ist ein See, der Bajkal, aber austrocknen wird er niemals. Ringsherum hat er so viele Berge, und auf den Bergen gibt es so viel Schnee, und der Schnee liefert so viel Wasser, daß er ruhig sein kann, der Bajkal.

Sechshundert Flüsse, Flüßchen und Bäche laufen ihm vergnügt zu, erhaschen jeden Tropfen vom schmelzenden Schnee und tragen ihn in den Bajkal. Bevor sie sich mit ihm vereinigen, verlangsamen sie ihren Lauf,

um die Schmutzmassen abzulagern: der ewig frische, wohlriechende Bajkal liebt den Schmutz nicht. Seine Gewässer sind so blau ... nein, geradezu grün, aber eigentlich auch nicht grün; sie sind so lauter, daß man bis zu seinem tiefen Grund durchsehen kann.

Und so lebte er, der Bajkal, seine Jahre. So viele Jahre, zahllose Jahre in tiefster Ruhe. Mochten woanders auch Stürme wüten, mochten die größten Hitzen sengen — der Bajkal blieb unberührt davon. Er hat genug Berge, die ihn beschützen.

Aber da kam seine böse Stunde. Es kam ganz unerwartet: irgendein Fluß, ein ganz nichtiger Fluß hörte auf, dem Bajkal Wasser zuzuführen. Man sagt, daß der Jenissej, der Alte, den Fluß überredet hatte.

Es verging ein Tag, ein Jahr und gar viele Jahre, und der Fluß versuchte zuerst beim Bajkal heimlich zu stehlen: leise pirscht er sich heran, schnappt einen Schluck Wasser und rennt davon. Und dann tat er es immer offener und frecher. Schließlich verbreiterte er sein Bett und stahl nicht mehr, sondern raubte und raffte, was er raffen konnte, und führte alles dem Jenissej zu.

Aber der Bajkal konnte sich das nicht gefallen lassen. Er konnte nicht länger seine Ruhe wahren; er konnte nicht untätig zuschauen, wie seine Quellen und Flüßchen sich für den Teufel abrackerten. Wenn ein See ein See bleiben will, dann braucht er seine Gewässer für sich. Und wenn ein freches Flüßchen ein Fluß werden möchte, dann soll es sich selbst sein Wasser besorgen. So beschloß denn der Bajkal, sich zu rä-

chen: er wird abrechnen mit der Angara, er wird sie verschütten, die Übermütige.

Er löste gewaltige Gesteinmassen vom Grund, riß Felsen aus den Bergen heraus — er muß die Angara verschütten, auf daß keine Spur von ihr bleibe.

Und er begann mit den mächtigen Steinbrocken nach ihr zu werfen, einen Tag, zwei Tage und viele Jahre hindurch. Schleuderte die Steine bis zum Himmel und traf die Angara, die freche Diebin.

Die Angara krümmt und windet sich, schrumpft zusammen, wird vernichtet. Ihre ganze Arbeit war umsonst: aus ihr wird ein großes Steinfeld.

Die Angara wehrte sich verzweifelt. Mit den letzten Kräften brodelte sie wild über das Gestein hinweg, riß, rüttelte an den Felsbrocken und schäumte wütend.

Der Bajkal aber wurde traurig und unruhig. Seine Majestät war erschüttert. Und jetzt kocht und bebt er auch ohne Wind, zürnt und nagt an den Ufern. Und manchmal bringt er auch in ungerechtem Zorn ein Boot zum kentern ...

Es vergingen Zeiten, ein Jahr und zahllose Jahre. Die Angara brodelte und der Bajkal schleuderte zornig Gestein. Man sagte schon, daß die Angara besiegt sei. Alle versicherten bereits, daß sie nie mehr aufkommen würde ...

Aber da geschah folgendes: ein großer Fels, der größte und schwerste von allen, riß sich los und stürzte gerade auf die Stelle, wo die Angara entsprang. Und dieser große Stein hat den Kampf für eine Zeitlang zum Stillstand gebracht.

Der Bajkal hat aufgehört, Gestein zu schleudern. Und Angara — sie klimmt und windet sich, aber sie fließt. Frank und frei, ganz offen säuft sie aus dem Bajkal und trägt das Wasser zum Jenissej. Der Bajkal schaut zu und schweigt vorläufig.

Aber er hat bei seinen Flüssen, Bergen und bei seiner Lauterkeit geschworen, daß er Angara, die niederträchtige Treulose, unbedingt vernichten werde. Entweder wird er noch einmal Steine gegen sie schleudern, oder, wenn sich der große Fels rühren sollte, wird er ihre Ufer überfluten und sie ersäufen. Ihre Ufer muß er auf jeden Fall niederreißen und ihr ganzes Gebiet überschwemmen ..."

Die Russin schwieg. Die Umsitzenden schauten auf den Bajkal und auf die Augen der Fremden; beide waren tief und durchsichtig.

Die Räder federten leicht, paukten rhythmisch. Im Waggon schwieg und schaute alles.

„Mit den gleichen Worten erzählen das bei uns Erwachsene und Kinder", sagte leise Badjarin.

Plötzlich wachte der Bargusiner Jude auf und brüllte fröhlich und heiser:

„Ach, der Bajkal! Ein hübsches Teicherl. Blinkt und glitzert."

Und er begann, heiser zu singen:

„Glorreiches Meer, grüner Bajkal,
Ruhmbedecktes Schiff, pechschwarzes Boot ..."

* * *

Auf den Wandbrettern begann es sich zu regen. Die Leute wachten auf, gähnten. Als erster kroch Sacharia, der erste Poet aus Kiew, herunter. Er warf einen Blick auf die fremden Reisenden, zeigte die goldenen Zähne und begann gleich, für die Gäste Lieder zu dichten. Er kletterte auf alle Wandbretter, weckte mit Scherz und Unfug die Überwanderer. Und als alle seine Mitsänger halbwegs wach waren und sich noch die Augen rieben, da begann Sacharia mit seiner immer gleichen Melodie zu singen:

„Hackt ihn, zwackt ihn,
Kneift und reibt ihn,
Sagt ihm's und spuckt auf sein Gold.
Soll sich nicht einbilden, er sei ein Held,
Wir pfeifen ihm etwas auf sein ganzes Geld."

Die Umstehenden vergaßen ihren Schlaf; sie wurden lebendig und fielen lärmend in den Singsang ein:

„Hackt ihn, zwackt ihn . . ."

Chanka stören die Lieder und das Geschrei. Der Schlaf lastet schwer auf ihr, und außerdem hat sie auch Kopfweh vom Ofendunst. Sie setzt sich zur Wagontür, neben die fremde Frau. Der Bajkal und der Himmel haben jetzt eine Farbe. Fern, im Horizont, glüht es wie feuriges Metall. Etwas näher hierher sind beide, Himmel und See, von der Farbe reinen Weichselsaftes. Und die Ufer sind überstrahlt von goldenem Glanz. Sonst bietet sich nichts, kein einziger Anhaltspunkt für die Blicke. Die Augen der Frau sind auch nicht mehr so groß, nicht so blau, sie erzählen nichts mehr.

Aber rechter Hand sieht man jetzt beklemmend hohes Gebirge. Nicht umsonst hat sich Frauke, der Lehmarbeiter, auf der anderen Seite niedergesetzt. Seine linke Wange zuckt, und die großen Augen starren abwechselnd auf die steinernen Wände und in seinen berühmten Reiseführer, in dem über alles in der Welt geschrieben steht. Jedesmal, wenn ein Fels aus der Wand an die Bahntrasse heranspringt, beugt Frauke den Kopf zurück, als früchte er, daß der Fels auf ihn herabstürzen könnte, und seine breite Hand spreizt sich sogar schützend vor Chankas Kopf. Frauke erzählt und liest aus dem Reiseführer vor, wie viele Rubel diese Eisenbahnlinie gekostet hat, und er seufzt dabei auf. Er erklärt Chanka, daß es deswegen so kostspielig war, weil man aus dem hart am Ufer aufsteigenden Fels ganze Steinblöcke wegsprengen mußte, um den Bahndamm legen zu können. Und dort, wo die Wände zu massig waren, bohrte man Tunnels, solche großartige Korridore.

Wieviel Tunnels und wie finster es in ihnen ist! Sogar der Zug selbst fürchtet sich vor ihnen. Die ganze Zeit keucht die Lokomotive, und die Räder lärmen; sie erfüllen den ganzen Raum mit Geklapper und Gekreisch, die Luft ist voll mit Rauch, Finsternis und Geräuschen.

Chanka schmiegt sich an Frauke. Er legt seinen starken Arm um sie und drückt sie fest an sich. Beiden wird es traulicher und wärmer dabei. Und nachher, da der Zug mit fröhlichem Geschrei aus dem Tunnel hinausschießt, gibt es zwar Sonne, Licht und frische Luft, aber Chanka und Frauke ist es nicht mehr so traulich.

Ljowa Snamenker setzt sich zu ihnen. Er zeigt Chanka die Felsen, in die Lenins Züge gemeißelt sind. Er wundert sich und schreit:

„Wohin haben sie, die Arbeiter, den Lenin schon verschleppt! Sogar zwischen die Felsen, in die Berge, an den Bajkal!"

Aber Chanka mag den Ljowa nicht. Sie liebt nicht Leute, die sich herausstreichen. Immer hat er irgendeine Geschichte zu erzählen und meint, daß es auf der ganzen Welt nichts Schöneres gebe als den Snamenker Garten. Phi! In Kiew ist er gerade etwas schöner! Und will man zu einem „Ziel" kommen und etwas erreichen, dann fahre man schon lieber nach Birobidschan und basta. Und er, Ljowa, möchte auf jeder Station aussteigen und bleiben. Zwar hat er ganz schönes, krauses Haar, aber er hat eine niedrige Stirn und wahrscheinlich auch einen kleinen Verstand. Chanka wird ihm nicht antworten. Lieber rückt sie noch näher an Frauke heran und zeigt ihm die Telegraphenstangen, wie sie die ganze Zeit dem Zug nachrennen. Wirklich die ganze Zeit. Aber eigentlich rennen sie nicht nach, sondern umgekehrt: sie fliehen zurück.

Nach Chankes Anschauung sind die Telegraphenstangen die treuesten Hüter der Züge. Ach, würden nur die Menschen so treu bleiben! Überall und immer sind sie da. Sie klettern über Berg und Tal, über gewaltiges Gefels, und wollen nicht zurückbleiben. Wenn der Zug eine Kurve beschreibt, so daß man schon von ferne die Einfahrt des Tunnels sehen und schon jetzt angenehm frösteln kann, sieht man auch, wie an der

Einfahrt schon schlanke Stangen stehen und den Zug ungeduldig erwarten. Mit der gleichen Ungeduld laufen sie wahrscheinlich über die Berge, um dann beim Ausgang des Tunnels auf den Zug zu warten. Denn, kaum schießt er mit hellem Pfiff aus dem Dunkel hervor, stehen sie schon wieder, die hohen schlanken Telegraphenstangen und begleiten ihn auf der weiteren Fahrt.

Führernaturen

Zodek Schtyper hielt den Agenten der GPU am Arm fest und marschierte mit ihm über den Bahnsteig der Station „Botschkarjowo". Zodek bemühte sich, vor dem Agenten zu gehen, um ihm ins Gesicht schauen zu können. Darum lief er alle paar Schritt vor, verdrehte die Schultern und drängte das zu einer bittenden Grimasse verzerrte Gesicht dem Agenten entgegen. Aber der Agent schob bloß geschickt den linken Fuß vor, als würde er in der Kolonne Schritt wechseln, und war schon wieder in gleicher Linie mit Zodek oder womöglich noch etwas vor ihm. Und Zodek mußte wieder vorlaufen...

Währenddessen beklagte sich Zodek auf den Verwalter der Überwandererstation. Er stotterte und verschluckte sich:

„A-aber w-was heißt?... W-warum w-will er uns

aufh-halten? Für einen ganzen T-tag will er uns zurückhalten! S-sagen S-sie doch selbst, wozu?"

Zodek fühlte aus tiefster Seele, daß er unbedingt recht hatte. Er ist ein „Bevollmächtigter", obwohl ihn niemand „bevollmächtigt" hat, aber er spricht im Namen vieler Überwanderer. Und vor allem möchte er den Agenten überzeugen:

„Er glaubt, daß wir gewöhnliche Überwanderer sind! Er weiß gar nicht, der Verwalter, daß wir nach Birobidschan fahren! Nach Birobidschan fahren wir, und er will uns gar baden lassen ... S-sagen S-sie selbst, warum?"

Ob nun der Agent alles verstanden hatte oder nur sehr wenig — er fragte nicht, sondern begab sich geradewegs zum Verwalter der Überwandererstation.

Refuel, der Maurer, wußte wieder einmal nicht, was er tun sollte. Er stand schon ziemlich lange da und bemühte sich, den Verwalter der Überwandererstation zu bewegen, daß er von seinen „prinzipiellen Vorschlägen" ablasse. Denn es geht nicht an, daß man Menschen, die schon seit einundzwanzig Tagen unterwegs sind, knapp vor dem Ziel für einen ganzen Tag aufhalte. Man müsse, meinte er, die Angelegenheit „proletarisch" auffassen, und wenn der Verwalter Wert darauf lege, könne ihm Refuel das Parteibüchel vorlegen noch aus dem Zwanzigerjahr, jawohl, noch aus dem Zwanzigerjahr!

„Möchten Sie nicht endlich aufhören, mir den Schädel vollzubrummen", wandte sich der Verwalter von einem anderen Überwanderer weg zu Refuel. Und er

schrie: „Alle Auswanderer baden hier, und ihr genießt keine Ausnahmsstellung. Ich habe so eine Verordnung und Schluß."

Der Verwalter wollte Refuel sein Parteibüchel zurückgeben, aber seine beiden Hände waren beschäftigt; mit der Rechten schrieb er und mit der Linken hielt er die Telephonmuschel am rechten Ohr. So konnte er nur mit Augen und Mienenspiel Refuel bedeuten, daß er die Legitimation wegnehme.

Aber Refuel nahm sie nicht. Er beharrte auf seinem:

„Genosse! Sie müssen ja wissen, wie man an die Masse herantreten muß. Die Masse fährt nach Tichonkaja. Dort ist schon Birobidschan und dort ist alles für uns vorbereitet, und was das Wichtigste ist — die Masse darf man nicht reizen!"

„Genosse, ich ersuche Sie, mich in Ruhe zu lassen. Das verlange ich von Ihnen und fertig. Was kann ich dafür, wenn Sie nicht wissen, was Hygiene ist! Sie wissen nicht, was Hygiene ist, und außerdem werde ich gleich die Nummer Ihrer Legitimation aufnehmen und mich über Ihr Verhalten beschweren."

Refuel wandte den Kopf ab, blinzelte mit den Augen und schnitt mit dem gelblichen, gerunzelten Gesicht eine Grimasse, während er langsam die Legitimation von der Tischplatte abzog. Als er sie in der Tasche hatte, murmelte er vor sich hin, daß man *ihretwegen* nur Ängste auszustehen habe. Es ist sehr schwer, mit *ihnen* auszukommen und Anführer bei *ihnen* zu sein. Die tscherkessischen Auswanderer sind noch zu ertragen, aber die Lisaweter, gerade seine

eigenen Lisaweter sind wie die wilden Bestien. Jemand ist natürlich schuld daran … Aber jetzt mag Refuel an den Betreffenden nicht einmal denken. Gelegentlich wird er mit ihm schon abrechnen.

Und obwohl Refuel an niemand Besonderen denken mochte, spie er doch kräftig aus:

„Tfu! Lausbuben! Niemand braucht sie, und sie drängen sich überall vor!"

Dieser Sinowjejsker Lehrer ist wenigstens still und beleidigt niemanden. Aber der Kiewer, der ist geradezu ein Auswurf! Noch in Tscheljabinsk, als man die Waggons zusammenkoppelte, da ist jener, dieser Zodek, bald ein großer Macher geworden und hierher in den Waggon gekrochen, ohne daß ihn jemand gebeten hätte. Nach wenigen Tagen ist er schon mit seinem Sacharia, dem Kiewer Poeten, dahergekommen, der sich ein Spottlied ausgedacht hatte:

Refuel, der Greis,
Glaubte, man fahre nach Paris;
Da verriet man ihm dann,
Man fahre nach Birobidschan …

Alle Auswanderer haben damals über Refuel schallend gelacht, und einige schlugen sogar vor, daß man Zodek zum ältesten Kommandanten des Transports wählen soll.

Und so oft ihn Refuel dann nachher aus dem Waggon jagte, es nützte nichts. Er hatte sich eingenistet und war nicht mehr wegzubringen.

Der Maurer entschloß sich, wieder zum Verwalter zu treten und ihm zu sagen, daß er doch damit einver-

standen sei, daß man bade. Ein Mensch muß eben einen starken Charakter haben, muß seine eigenen Fehler einsehen können. Aber der Verwalter sprach in einem fort in die Telephonmuschel. Refuel konnte nicht gut weggehen, er blickte nur auf den Verwalter, dachte daran, was er ihm alles sagen werde. Im Innern war er aber doch überzeugt, daß den Überwanderern unrecht geschehe. Man fährt doch nach Birobidschan! Dort ist gewiß alles vorbereitet. Er selbst hat den Auswanderern während der ganzen Fahrt ausgemalt, wie es dort sein würde. Und als erstes hat er das Bad erwähnt. Denn er selbst möchte nach einer so beschwerlichen, langen Reise gerne baden. Aber warum gerade hier, während der Fahrt?

Der Verwalter der Überwandererstation hatte inzwischen sein Gespräch beendet und wandte sich zu Refuel mit der Frage, was er denn wieder wolle. Refuel aber vergaß inzwischen, was er sagen wollte. Er legte sein Gesicht in tausend Falten und dachte angestrengt nach. Und gerade in diesem Augenblick kam Zodek Schtyper mit dem Agenten der GPU. Refuel trat zur Seite. Er wollte schweigen, aber er konnte nicht an sich halten, als er hörte, wie Zodek schrie und argumentierte, daß er ein „Bevollmächtigter" sei. So eine ekelhafte Wanze! Schon dieses Vogelgesicht anzuschauen! Die freche Nase springt wie eine Kartoffel vor ...

„Nein, das ist nicht wahr! Er ist ein ‚Niemand'! Kein Mensch hat ihn bevollmächtigt", entfuhr es Refuel.

„Dich fragt man nicht! Du schweige“, fuhr Zodek dazwischen. Und er wollte wieder von vorne anfangen, aber der Agent unterbrach ihn. Er erklärte, daß ihn die ganze Sache nichts angehe. Diese Angelegenheiten zu regeln, obliege dem Verwalter.

„Natürlich!“ regte sich Refuel auf. „Er, dieser unkultivierte Mensch, braucht keine Hygiene. Hier ist eine Verordnung von der Regierung, und da gilt kein Nationalismus!“

„Erstens hat dich niemand gebeten, deine Meinung zu sagen“, bemühte sich Zodek ihn zu überschreien. „Und der Agent ist selbst ein Jude, und er wird schon Ordnung machen!“

Aber der Agent lächelte bloß gutmütig, winkte mit der Hand ab und ging. Der Verwalter wandte sich anderen Überwanderern zu, und die beiden Anführer verließen unter Geschrei die Kanzlei, um dann auf dem Bahnsteig weiter zu zetern und zu streiten ...

Als sie zu den Waggons kamen, hatten schon viele Überwanderer gebadet und schickten sich jetzt an, die schmutzige Wäsche in die Desinfektionskammer zu tragen. Als erster hatte Dawid Feinman seine Sachen genommen, und seinem Beispiel folgten viele Auswanderer. Er gab ihnen zu verstehen, daß es keinen Sinn habe, sich zu versteifen. Es ist auch gar nicht sicher, ob es in Tichonkaja überhaupt ein Bad gebe.

Sei es, daß Feinman es gut zu erklären wußte (er war seit mehreren Jahren Lehrer), sei es, weil er gutmütig lächeln konnte und gute Augen hatte — jedenfalls verstanden ihn die Auswanderer. Man ging

haufenweise zum Bad. Das Bad konnte nicht so viele auf einmal fassen, man mußte also gruppenweise baden. Feinman beschwichtigte Streitende, teilte sie ein, bat, redete gut zu und nahm es auf sich, die ganze Zeit auf die Kleider aufzupassen, damit man nur nicht streite.

Für ihn, meinte er, sei es ohnehin schwer zu baden. Seine linke Hand und der Arm sind ganz verdorrt. Die Weißgardisten haben ihm sie verkrüppelt, als er in Sinowjesjk geholfen hatte, sie zu vertreiben. Und mit einer rechten Hand ist es schwer, sich abzuwaschen. So war er also bereit, draußen zu stehen und auf die Kleider der Badenden aufzupassen.

„Natürlich!" schrie Zodek, der gerade ankam, „ich werde mich wie ein Verrückter mit allen Verwaltern herumraufen, und sie tun, was sie wollen. Sie gehen baden! Wozu mußte ich dann so viel rennen?"

„Es hat dich auch niemand aufgefordert, es zu tun."

Refuel, der Maurer, gibt zu, daß man unbedingt baden müsse. Nur sollte das auf andere Art und Weise geschehen: „organisiert!". Und da befinden sich Elemente, die die reinste Desorganisation einführen. Geradezu Saboteure!

Dawid Feinman sagt, daß man nicht antworten solle. Es sei auch nicht nötig, so zu brüllen und die „Kommandanten" zu verspotten. Wozu auch? Wichtiger wäre es, etwas zum Essen zu besorgen.

In Botschkarjowo ist alles so billig, viel billiger als in der Ukraina. Gebratene Ferkel und frische Semmeln kann man um einen Pappenstiel erstehen. Man

muß sich unbedingt einen Proviantvorrat kaufen, obwohl die Odessaer zum Beispiel hier gar nichts zu kaufen brauchen. Sie hat man zumindest für drei Monate mit Proviant versorgt, wie um Schwiegersöhne hat man um sie gesorgt...

Ja, noch etwas möchte Dawid vorschlagen. Man müßte irgendwie für Rosa eine Wanne auftreiben. Sie fährt schon so lange, ein einzelnes Mädchen zwischen so vielen Männern, und hat keine Möglichkeit zu baden.

Aj, Rosa liebt es nicht, wenn man sich mit ihr beschäftigt. Eine merkwürdige Gewohnheit hat dieser Feinman: überall steckt er seine Nase hinein. Sie hat ihn für einen feineren Menschen gehalten, besser als alle anderen, aber sie mag das nicht, wenn man sich mit ihr beschäftigt.

Und wenn Rosa böse wird, dann errötet sie und die Sommersprossen treten auf dem Gesicht deutlicher hervor. Die etwas vorhängende Unterlippe beginnt zu zittern, und Rosa liebt es nicht, wenn ihre Unterlippe zittert, und sie kann es nicht leiden, wenn man auf sie schaut.

„Aj, schaut nicht auf mich. Schon genug. Dawid hat mich hineingemischt, und sie schauen schon alle auf mich. Schaut besser hinaus. Seht, was für Wälder...“

Von hier muß man noch einige und zwanzig Stunden fahren: heute den halben Tag noch, die ganze Nacht, und morgen fast einen ganzen Tag. Aber alle drängen sich zur breiten Schiebetüre des Lastwaggons,

alle Überwanderer wollen die Ortschaften sehen, die an Birobidschan grenzen. Man langweilt sich nicht mehr auf den Stationen wie früher; im Gegenteil, der Zug soll nur noch eine Weile stehenbleiben, obzwar man so rasch als möglich schon in Tichonkaja sein möchte, im langersehnten Birobidschan. Aber es wird auch gut sein, in den Stationen vor Tichonkaja Umschau zu halten.

... Heute ist ein schöner, sonniger Tag. Der Himmel ist klar und durchsichtig. Rosa meint, daß es in Birobidschan offenbar auch so einen Himmel gebe wie in Skwire. Und doch hatte sie geglaubt, daß der Birobidschaner Himmel ganz anders sei. Interessant!

Wieder schauen alle auf Rosa und sehen, wie sie unter den Sommersprossen errötet und wie ihre vorhängende Unterlippe zittert. Rosa ärgert sich. Warum schaut man sie wieder an? Und um die Aufmerksamkeit abzulenken, sagt sie:

„Seht nur, man hat vergessen, das Mittagmahl aufzuessen! Seht nur, was für gutes Essen uns der Auswandererkommandant gegeben hat. Wieviel Fleisch! Und das alles für fünf Kopeken. Und sie haben vergessen aufzuessen!"

Was ist schon dabei? In jeder Überwandererstation bekommt man gutes Essen, und überall kostet es nur fünf Kopeken. In Irkutsk hat man Speisen gegeben wie in einem Restaurant. Nur die schönen Mädchen mit den weißen Schürzen haben gefehlt.

„Dafür war im Friseurladen ein Mädchen! Die vom Kiewer Korso können sich vor ihr verstecken."

So! Und Zodek, der hat schon in Nowosibirsk ein Mädchen gefunden, eine Schönheit! So ein Mädchen findet man sogar selten in einem „Café chantant". Zodek verkaufte ihr zuliebe die Stiefel, die er vom Kiewer Geserd bekommen hatte, aber sie war den Preis wert.

Erst jetzt sieht Nojech, der Taube aus Romen, daß der Poltawer Geserd wirklich der schlechteste ist. Dort wollten sie jedem nur fünfzehn Rubel geben „und krepier". Nicht einmal Papier und Bleistift wollten sie einem geben.

„So?" schreit jemand aus der anderen Ecke des Waggons. „Dafür hat Romen wenigstens ein verrücktes Exemplar geliefert!"

Nojech hörte nicht. Als man es ihm wiederholte, wurde er zornig. Warum ist er verrückt? Es sind schon acht Monate, seitdem man ihn aus dem Irrenhaus entlassen hat. Was ist das für ein Verrückter! Natürlich. Und außerdem hat Minsk auch einen Meschuggenen geschickt, und trotzdem haben sie ihn wie zur Hochzeit beschenkt.

„Dafür hat Minsk Mädchen geschickt — Püppchen!"

Rosa duldet es nicht, daß so von Mädchen gesprochen werde. Wer über Mädchen sprechen will, der möge in einen anderen Waggon gehen.

Aber keiner kann mehr die auf der Zunge liegenden Witze zurückhalten. In den Waggons ist es lustig. Auf den Stationen gehen die Witzbolde von Waggon zu Waggon und erheitern die Überwanderer. Sacharia,

der Kiewer Poet, der von sich behauptet, er könne in einer Stunde hundert Lieder und in einer Nacht die schönsten drei Dramen dichten, singt mit den Romenern im Chor:

Ich war im Theater,
Dort spielte man Kunst;
Und der Poltawer Geserd
Begaunerte uns ...

Und die aus den Viehwaggons herausragenden Köpfe greifen den Singsang auf und geben ihn weiter:

Tram-tari—da-dam-dam-dam
Öj-wej-wej—dedi-dam-dam
Tram-todi—da-dam-dam-dam
A-da—da-da ...

Stundenlang währt das fröhliche Lärmen in den Waggons. Das Leben ist heute aus den Ufern getreten. Niemand räumt auf, alles liegt durcheinander, schmutzig.

Aber plötzlich wird es still, als hätte jemand durch Zauberei die allgemeine Fröhlichkeit unterbunden. Alle Fremden begeben sich in ihre Waggons. Müde, erschöpft und gleichgültig legen sie sich nieder, jeder wo er kann. Man streitet nicht um das Lager, niemand beklagt sich auf die Unbequemlichkeit. Es ist weder der Augenblick noch der Ort, sich zu streiten.

Dawid meint, daß man allen Gesichtern anmerken

könne, daß im Innern der Überwanderer etwas vorgehe. Vielleicht ist jeder schon von hier an bereit, ein Fünkchen der eigenen Launen den anderen zu opfern? . . .

„Vielleicht? . . ."

In der offenen Türe bleiben mit herabbaumelnden Beinen nur Dawid Feinman und Rosa Skwirer sitzen. Sie haben weniger als die anderen gelärmt und sind vielleicht deswegen weniger müde. Draußen ist der Himmel noch blau und durchsichtig, daß es nur so eine Wonne ist, ihn zu betrachten. Aber die Sonne wird schwächer: eine Wolke wälzt sich über sie. Die Sonne glüht noch durch den Rand der Wolke. Aber in der Wolke ist zu viel Kälte und Flüssigkeit: gierig und unerbittlich ballt sie sich um die Sonne, lähmt sie . . .

Jetzt ist der Himmel auch nicht mehr blau und durchsichtig. Immer mehr Wolken überziehen den Himmel. Sie locken die Winde hervor und jagen einander über das Himmelsgewölbe, durch alle Wälder und Bäume. Die Wälder und Bäume sträuben sich, den Wind durchzulassen, können ihn aber nicht aufhalten. Und das Gewölk rückt vor. Dann verstummen die Winde und überlassen die Wolken sich selbst.

Dawid und Rosa erheben sich und schließen die Türe. Im Waggon wird es finster.

Man zündet eine Kerze an. Die Überwanderer liegen wirr durcheinander, in den Kleidern, wie sie sich hingeworfen haben, und schnarchen. Dawid möchte einigen die Stiefel ausziehen. Die Stiefel versengen die

Füße. Aber seine linke Hand ist verdorrt. Er bittet Rosa, daß sie ihm helfe. Und dann hebt Dawid die Köpfe der Schlafenden, während Rosa jedem etwas Weiches hinlegt.

So. Jetzt ist's gut. Schlaft.

Ja. Laßt nur Rosa ein wenig Ordnung im Waggon machen. Es ist gesünder: die Luft wird reiner sein.

Gut. Rein — ein Vergnügen.

Dawid und Rosa stehen nebeneinander und schauen. Feste und große Wassertropfen bombardieren das Blechdach des Waggons. Die Paukerei verschmilzt mit dem Schnarchen der Schlafenden.

Aber durch alle diese Geräusche fühlt man, wie der Waggon über die Schienen dahinjagt. Man hört sogar, wie die Schienen schlagen:

Bi-ro-bid-schan, bi-ro-bid-schan . . .

Und Dawid, der neben Rosa steht, schaut mit seinen guten schwarzen Augen auf ihr kaum sichtbares Gesicht, lächelt und flüstert ihr zu:

„Ach, wird es sein . . . Ach, wird es sein . . .“

Ankunft

Draußen ist Regen
Und alles ist naß;
Wir schinakeln nach Birobidschan
In der fünften Klass'.

Sacharia, der Lederarbeiter mit den goldenen Zähnen, noch selbst verschlafen und doch schon fröhlich und bereit, Lieder zu dichten —, weckte mit diesem Liedchen die schlafenden Überwanderer. Alle schnitten unzufriedene Gesichter, brummten böse, verschlafene Worte vor sich hin und warfen mit den Beinen. Darauf schien Sacharja zu warten: kaum bewegte jemand die Beine, packte er sie mit beiden Händen und zerrte den Verschlafenen vom Schlafbrett.

Im Waggon entstand bald großer Lärm und Durcheinander. Nach Tichonkaja mußte man noch zehn

Stunden fahren, aber alle begannen sich schon jetzt zum Aussteigen vorzubereiten. Jeder möchte seine Siebensachen nicht nur zusammengepackt, sondern auch mit Stricken verschnürt sehen.

„Ich bitte euch, wie lange steht der Zug in Tichonkaja?"

Sälig, der Schuster, der allwissende, erklärte, daß der Schnellzug dort eine Stunde Aufenthalt habe, so müsse also so ein lausiger Bummelzug wie der ihrige mindestens fünf Stunden stehenbleiben.

„Es ist auch möglich, daß man unsere Waggons überhaupt abkoppeln wird", vermutet Feinman.

„Wohin drängst du dich mit deinem Korb?"

„Und warum bist du mit deinen Säcken auf meinen Korb heraufgekrochen?"

„Und vielleicht befinden sich in meinem Sack Eierbrezel von zu Hause? Das willst du nicht wissen?"

„Dann schau dazu, daß du sie wegnimmst, sonst schmeiß' ich sie aus dem Waggon hinaus!"

Aj, Rosa ärgert das, wenn die Leute sich streiten. Zeit ihres Lebens hat sie solche Menschen nicht gesehen. In einem fort streiten sie. Man befindet sich schon in Birobidschan, und man müßte meinen, daß es an der Zeit sei, endlich mit den Zänkereien Schluß zu machen. Aber wo! Sie streiten noch immer.

Und Rosa ist schon krebsrot, die untere Hängelippe bebt, und alle schauen sie an. Rosa ist es unangenehm, wenn sie angeschaut wird.

„Seht nur", lenkt sie ab, „wie es gießt. Die reinste Sintflut! Man kann nicht einmal die Landschaft sehen.

Wie die Bäume die Köpfe hängen lassen und wie sie sich krümmen ... Es tut einem fast das Herz weh!"

Die Lokomotive beschreibt eine Kurve und man kann sehen, wie sich das Regenwasser in Strömen über die Gleise ergießt. Aber die Räder rollen trotzdem weiter ...

Bald darauf bleibt der Zug stehen. Man steigt aus, um wenigstens den Bahnhof zu besichtigen.

„Seht nur!"

„Seht ‚was das für eine Station ist! ‚Bira'. Hier beginnt wahrscheinlich schon wirklich Birobidschan. Nu, wenn Bira so einen Bahnhof hat, wie wird erst Tichonkaja sein? Das wird sicher schon ein größerer Bahnhof sein ..."

... Aber nein. Das kann doch nicht sein! Wahrscheinlich ist das noch nicht der Hauptbahnhof. Irgendeine kleine Haltestelle wird es sein. Unmöglich, daß es Tichonkaja ist! Schau nur, wie klein das Wartesälchen ist! Groß wie ein Hundemaul ...

Maminka, wohin hast du uns verführt! Aj, aj, ein Birobidschan mit einem einzigen Wartesälchen — das hat niemand erwartet. Wie die zu Hause gelogen haben! Wie haben sie doch im Finstern getappt! Niemand hat etwas gewußt, und jeder hat ein Maulwerk geführt, als wäre er selbst dabei gestanden. Und der Regen, wie der schüttet! Als ob ihn jemand bestellt hätte. Er schüttet und schüttet ins Endlose. Habt ihr gesehen, wie naß es ist? Ja, schön hereingefallen! Wohin jetzt? Es bleibt nichts übrig, als aussteigen und zurückfahren ...

Dawid rät, die Waggons nicht zu verlassen. Jeder soll dort bleiben, wo er ist, und er würde einen Sprung zum Bahnvorstand machen, zu erfahren, wie lange der Zug hier stehenbleibt, und zu versuchen durchzusetzen, daß man ihre Waggons überhaupt abkopple.

„Da hast du einen neuen Anführer! Wer hat ihn bevollmächtigt, fragen zu gehen?“

Nein, wirklich. Refuel, der Maurer, runzelt sein behaartes Gesicht und fragt:

„Wer hat den Feinman zum Führer gewählt? Mir scheint es, daß es dafür spezielle Genossen gibt, die hingehen und fragen sollen, wie es sich gehört.“

Zodek hingegen schlägt vor, man solle sofort das ganze Gepäck nehmen und sich auf den Weg machen. Man kann zum Bahnvorstand hineingehen und sich Quartiere anweisen lassen. Vor dem Vorstand eines solchen Bahnhofes braucht man keine Angst zu haben. Er, Zodek Schtyper, nimmt es auf sich, mit dem Vorstand zu reden, und der Vorstand wird schon nachgeben.

„Aj, zum Teufel mit diesem Gepäck! Alle Bündel und Koffer haben sie gerade vor der Tür aufgehäuft, so daß man sich das Genick brechen könnte! Und der mit den Eierbrezeln, der hat mir auch noch gefehlt!“

„Wer hat dir denn geschafft, herzukriechen? Steh doch — der Schlag soll dich treffen — wo du zu stehen hast. Aber nein, er muß kriechen . . .“

„Leute, wer hat denn meinen Fußlappen verschleppt?“

„Du, gib die Kerze zurück! . . . Wer ist der Vor-

sitzende des Kollektivs? Ich. Also hab' ich das volle Recht, die Kerze des Geserds zu tragen und nicht du!"

„Gut, daß er mir die Bücher zu tragen gibt. Die Konserven gibt er nicht aus der Hand. Ein ganzer Führer!"

„Nu, kannst austreten, wenn es dir nicht paßt. Im Geserd hat man gesagt, daß wer in einem Kollektiv ist, der muß sich unterordnen. Verstehst du das oder nicht?"

„Ich brauche dein Kollektiv zum Krenreiben! Ich werde mir andere Gojim suchen und mir selbst ein Kollektiv aufmachen."

„Scha. Hört auf zu lärmen. Feinman kommt mit Neuigkeiten."

„Nu? ..."

„Es ist so: Niemand soll die Waggons verlassen. Die Waggons werden hier abgekoppelt. Bis man für uns Plätze und Baracken freimachen wird, dürfen wir in den Waggons bleiben. Die Baracken sind augenblicklich von anderen, nichtjüdischen Überwanderern besetzt."

„Was ist das wieder für ein Kommando? Nicht dazu ist man gefahren, um sich so zu plagen. Schon achtundzwanzig Tage, daß wir in den Waggons stecken. Genug. Zu Hause hat man uns gesagt, daß es hier für alle genügend Baracken gibt ... Lieber im Straßengraben als im Waggon. Baracken soll man geben und Schluß."

Zodek und Refuel fanden keine Ruhe. Zodek versammelte eine Gruppe Überwanderer um sich. Er stellte

sie draußen vor dem Wartesaal auf, während er selbst zum Vorstand hineinging. Dort stand er vor dem Vorstand, hielt ihn am Ärmel fest und schaute ihm ins Gesicht. Nichts nützten dem Vorstand alle Bemühungen, sich abzuwenden. Immer wieder stand Zodek vor ihm und fragte mit einem unterwürfigen Gesichtsausdruck: Was soll das heißen, daß man keine Baracken gibt, und wieso wird man aus dem Wartesaal hinausgeworfen? Was heißt das? Gibt es denn hier nicht eine zweite und dritte Klasse? Was ist das dann schon für ein Wartesaal!...

Ganz naß, wie eine verregnete Ratte, kam Zodek vom Vorstand heraus und hatte blutunterlaufene Augen. Sein breiter Brustkorb hob und senkte sich wie die Rippen einer Stute. Die Wut kochte in ihm.

Vor seiner Gruppe, die draußen auf ihn wartete, stotterte und stammelte er, daß der Vorstand ein „hundertprozentiger Weißgardist" sei. Merkt man ihm das nicht an? Die Juden will er nicht einmal in die dritte Klasse hineinlassen.

Dann lief er zu den Baracken. Wieso sind lauter „Gojim" in den Baracken? Zu Hause hat man gesagt, daß es für alle Baracken gibt. Warum sitzen nun lauter Gojim in ihnen? Wenn man die Leute so zum Narren hält, dann soll man ihnen lieber gleich das Fahrgeld geben, daß man nach Hause fahren kann. Und zu Hause wird man schon wissen, was man zu erzählen habe. Oh, Zodek wird den Geserdleuten schon zeigen, was Birobidschan ist!

Refuel, der Maurer, schrie nicht. Er machte sich in

der Bahnhofskanzlei etwas zu schaffen, dann trat er näher zum Vorstand, der etwas schrieb, stützte die Ellbogen auf das Schalterbrett und seufzte. Und als der Vorstand darauf in keiner Weise reagierte, murmelte Refuel vor sich hin, daß heutzutage der Bürokratismus überall herrsche, daß man auf die breiten Massen nicht achte, aber auch schon gar nicht achte. Der Vorstand schrieb noch immer. Refuel blinzelte mit den Augenlidern und fragte schließlich:

„Sagen Sie mir, ich bitte Sie, gibt es da bei euch eine große Organisation?"

„Ich weiß es nicht."

„Man wird sich um sie kümmern müssen", und unmittelbar darauf fügte er hinzu: „Könnten Sie uns nicht eine Klasse des Warteraumes überlassen?"

„Genosse, das alles geht mich nichts an. Ihr habt hier euren Bevollmächtigten, wendet euch an ihn. Inzwischen überlasse ich euch die Waggons. Achtet nur darauf, daß einer von den Waggons rechtzeitig geräumt wird."

„Das ist ja der wahrhaftigste Bürokratismus! Nicht einmal auf den Bahnhof ist er gekommen. Das ist mir ein Bevollmächtigter!" murmelte Refuel und ging hinaus.

Dawid hatte schon erfahren, daß der Bevollmächtigte sich augenblicklich nicht in Tichonkaja befand. Er runzelte das verwitterte, behaarte Gesicht, gestikulierte mit dem einen Arm und suchte den Auswanderern klar zu machen, daß sie sich für heute mit zwei Waggons begnügen müssen, da man den dritten

Waggon zu räumen versprochen hatte. Und für diejenigen, die den Waggon unbedingt verlassen wollen, könnte man aus der Überwanderungsstation ein Zelt holen und es hier aufstellen.

Aber Refuel ist damit „absolut" nicht einverstanden. Erstens: Wer hat den Genossen Feinman bevollmächtigt, sich mit allen diesen Dingen zu beschäftigen? Zweitens: Daß man einem so auf dem Kopf herumtanzt, das gibt es nicht in der ganzen Welt. Niemand kümmert sich um einen! Wo sind denn die Organisationen, die Anstalten? Und was soll das heißen, daß der Bahnvorstand ausgerechnet ihren Waggon haben will? Mangelt es ihm an Waggons? Und drittens . . .

Das Zusammenprallen der Puffer hinderte Refuel am Weiterreden. Eine Lokomotive begann mit den Waggons zu manövrieren. Der Waggon der Kiewer stand als erster, und ihn mußte man abkoppeln. Die wenigen Überwanderer, die sich mit ihrem Gepäck noch im Waggon befanden, erhoben ein Geschrei. Einige sprangen ab und blieben mit ihren Bündeln im Regen stehen. Andere fanden sich erst später darein und begannen — schon im Fahren — ebenfalls ihre Bündel und Körbe herabzuwerfen und selbst abzuspringen.

Im Waggon blieben nur Manja mit der Warze auf der Oberlippe und Grischa, der Fuhrmann: Das Pärchen, das sich wahrscheinlich schon in Irkutsk hat registrieren lassen, denn sie küßten einander ohne Scheu vor allen anderen.

„O nein! Das wird Zodek Schtyper nicht zulassen! Warum wirft man gerade nur die Kiewer hinaus? Sollen

die anderen hinaus. Können denn die Kiewer nicht in einem Waggon wohnen wie alle anderen?!“

Zodek lief durchnäßt, barfuß, mit aufgerollten Beinkleidern, packte Bündel, Körbe, warf sie in die beiden Waggons, die stehengeblieben waren. Ihm gingen einige Leute nach — dieselben, die er in den Wartesaal geführt hatte, — ebenfalls durchnäßt, und schleppten sich mit dem schweren nassen Gepäck ab.

„Das habe ich euch schon früher vorgeschlagen“, stellte Dawid Feinman fest.

„Vorgeschlagen! Schön vorgeschlagen! So werden Überwanderer empfangen!? Nicht einmal eine Spur von einer Baracke gibt man.“

„Niemand hat eigens für uns den Regen bestellt. Regnete es nicht, dann hätten wir überhaupt keine Schwierigkeiten: wir hätten uns langsam auswaggoniert, Zelte aufgestellt und hineingekrochen. Aber während des Regens war es gar nicht notwendig, die Waggons zu verlassen.“

Dawid spricht ohne die geringste Erregung. Er ist auf niemanden böse. Wenn man will, kann er sogleich lachen. Er sagt nur, wie es tatsächlich ist.

Ist denn Zodek böse? Eigentlich ist er auch auf niemanden böse. Er steht nur barfuß in einer Pfütze, und sein platter, breiter Fuß wühlt im Schlamm. Dann holt er mit der Zehe ein Schlammklümpchen hervor und sagt:

„Aber — s—sag, s—sag s—selbst: warum hat man uns z—zu Hause versprochen und hier ist es ganz anders? Dahier ist es ganz anders! S—sag selbst: warum?“

Scha. Refuel, der Maurer, wird das erklären: Hier herrscht nämlich „Bürokratismus". Der wahrhaftigste Bürokratismus. Man schenkt der Masse nicht die geringste Aufmerksamkeit. Beweis: niemand ist gekommen, sie zu empfangen. Man sieht nichts von Organisation! Beweis: es ist so ...

Der Maurer winkte mit der Hand ab, auf der zwei Finger — die beiden Beweise — in die Luft ragten. Er runzelte sein gelbliches, behaartes Gesicht und seufzte:

„Es hat keinen Sinn zu reden ..."

Feinman lächelte gutmütig und sagte leise:

„Glauben Sie mir: Konkretes haben Sie nichts zu sagen."

„Ich habe nichts zu sagen!? Glaubst du wirklich, daß nur du die ganze Weisheit aufgefressen hast?"

Refuel gestikulierte erregt mit den Armen und schnitt Grimassen. Blinzelte mit den Augen. Was heißt? Achtundzwanzig Tage unterwegs — ist das ein Hund? Und jetzt wieder in den Waggons hocken — das ist gar nichts? Niemand kam zum Empfang — verdrießt dich das nicht? Und daß es keine Baracken gibt — ist das ein Kinderspiel? Und was man zu Hause alles versprochen hat? Das hast du vergessen? Und daß sich kein Mensch um die Masse kümmert, das, glaubst du, fühlt man nicht?

Wer weiß, wie viele Fragen Refuel noch formuliert hätte, wenn ihn Dawid nicht unterbrochen hätte. Dawid war noch nie so aufgeregt wie jetzt. Er schickte sich an, mit beiden Händen drauflos zugestikulieren, aber die linke, verdorrte, pendelte nur ungelenk.

Mit den schwarzen, jetzt bösen Augen schien er seinen Widersacher verschlingen zu wollen.

„Das sollen ‚konkrete' Einwände sein? ! Nur ein Einwand gilt: daß es hier öde und wild ist. Aber das hat man uns immer gesagt. Und diejenigen, die mit großen Versprechungen umherwarfen, sind gewöhnliche Scharlatane, niederträchtige Lügner! Es würde Ihnen, Refuel Maurer, gar nicht schaden, das zu wissen. Und daß man uns keinen Empfang bereitet hat? Hätte man uns nirgends festliche Empfänge bereitet, dann hätten wir es hier, am Ziel, viel leichter gehabt ..."

Dawid Feinman wollte Refuel noch sagen, daß er ein ganz gewöhnlicher „Querulant" sei, aber Dawid kann nicht lange böse sein. Er kann nicht schimpfen, kann nicht jenem ins Gesicht schauen. Lieber geht er jetzt weg.

Ach ja, man muß ja ein Zelt aufstellen. Vielleicht wird es in den zwei Waggons zu eng sein, dann wird es für jeden Fall gut sein, ein Zelt stehen zu haben.

Ja, viele Überwanderer würden sich gerne in einem Zelt unterbringen lassen. Mag es noch so unbequem sein, nur daß man nicht in den Waggons ...

Aber wie soll man auch nur eine Stunde unter dem Zelt bleiben? Feinman wählte den Platz für das Zelt, aber schon nach einer Stunde ist es voll Wasser. Das ist mir ein Feinman! Tölpel-Mann sollt' er heißen und nicht Feinman. Und sein zweiter Arm möge ihm auch verdorren ...

Alle gehen verärgert umher, beschimpfen einander,

streiten, sind beschmutzt, hungrig und durchnäßt. Und der Regen strömt und strömt, immer stärker und stärker, es schüttet und gießt.

Bis spät in die Nacht plagte man sich mit dem Aufstellen des Zeltes. Man trug es von einem Platz zum andern, in der Hoffnung, daß es dort besser sein würde. Aber überall war das gleiche. Das Zelt war naß, schwer, schmutzig. Die Leute müde, abgehetzt. Die Erde aufgeweicht, und der Himmel war ganz schwarz, gab nicht einen Deut Helligkeit.

Schließlich legte man das Zelt gänzlich beiseite. Alle drängten sich in den beiden Waggons zusammen. Hier war es eng und unordentlich. Man stritt noch lange um die Plätze. Man stritt, bis man einschlief — sitzend, stehend, angelehnt . . .

Dawid und Rosa stiegen über die Bündel, legten jedem etwas unter den Kopf, richteten die Decken. Und der Regen goß und goß, immer stärker und erbitterter . . .

Die erste Versammlung in Birobidschan

Wollt ihr frische Luft und Wärme — seht, da ist Licht und Sonne nach Lust und Begehr. Es regnet nicht mehr.

Sälig, der Schuster aus Kiew, der alles weiß, erklärt, daß eine solche Sonne sogar die Gewässer des „großen Ozeans“ auszutrocknen vermöge. Und erst recht Birobidschan mit seinem stürmischen Regen. Er wolle den Machorkabeutel wetten, daß es hier bis zum Abend wie in der Wüste trocken sein werde. Seine grünen Augen im verwitterten, mit Bartstoppeln übersäten Gesicht schauen im Kreis und fragen: Ist es nicht so?

Aber es ist so. Es ist sicherlich so. Es regnet nicht, und über Birobidschan spannt sich ein blauer, durchsichtiger Himmel.

Ein solcher Tag lockt die Auswanderer auf die

Gassen der Ortschaft Tichonkaja. Es gibt ihrer bereits eine ansehnliche Anzahl. Bis heute haben die wenigsten einander gekannt. Man lag zusammengepfercht in Zelten. Heute sind alle draußen, auch die Einwohner Tichonkajas.

Die Eingeborenen bestaunen die Ankömmlinge: wie merkwürdig sie doch seien, ganz anders als die Ortsansässigen. Sie reden schlecht russisch. Anscheinend sind es Chocholen, aber auch keine echten. Man sagt, es seien „chocholische Juden", und wie viele auf einmal! Wahrscheinlich sei ein ganzes Dorf ausgewandert.

Die Eingeborenen wissen so manches. Es ist ihnen sogar bekannt, daß diese merkwürdigen Fremden bald die längst angekündigten „Trachtorers" herschaffen werden. Für diese würde das Ackern ebenso leicht sein wie das Abschießen einer Ente. Sie werden Maschinen bringen, Reis zu reinigen und Wege zu bauen. Ihre Jugend habe ein Kino mitgebracht, ein Kino mit einer Leinwand, groß wie eine Mauer, und elektrisch wird es sein. Und was werden sie noch mitbringen? Alles werden sie mitbringen ...

Man schlendert durch die Gassen, in denen aufgeweichte Erde vom Sonnenschein übergoldet wird, und man freundet sich an. Ältere ortsansässige Bürger ziehen gereiftere Juden ins Gespräch. Frauen biedern sich untereinander an. Die jüdischen Burschen scherzen mit den fremden Mädchen, und diese, breitgesichtig, pausbäckig wie frische Semmeln, erwidern mit übermütigem Gekicher.

Die Kolonisten haben schon alle Winkel durchforscht. Alle wissen bereits, wo sich die Hauptkanzlei befindet. Dort kann man allerlei Neuigkeiten erfahren: der bevollmächtigte Agronom mit der schiefen Nase und dem grauen Haar weiß auf alles Bescheid. Finkelstein ist sein Familienname. Auf der Türe des Büros sind Anschläge:

Man kann sich registrieren lassen.

Man kann erzählen.

Man kann fragen.

Heute Abend ist Versammlung. Heute werden Menschen sprechen, die alles verstehen und alles können. Und sie werden die gehobene Stimmung noch steigern.

„Jetzt sind sie auf dem richtigen Weg: sie machen eine Versammlung!" meint Refuel, der Maurer, anerkennend. Er blinzelt mit den gerunzelten Lidern und ein ernster Ausdruck legt sein ohnedies schon zerknülltes Gesicht in viele Falten. „Einer Masse muß man sich zu nähern verstehen. Man muß wissen, was zu sagen und wie es zu sagen. Und deswegen ist es auch sehr gut, daß sie eine Versammlung zusammenrufen."

Pinje, der Rote, der beste Damenschneider aus Romen, der gerne in Bildern redet, ist auch mit dem heutigen Meeting zufrieden. Strahlend führt er aus, daß die früheren guten Tage und das heutige Meeting ein ganzes, festliches Gewand ergeben würden. Und die schlechten, regnerischen letzten Tage und Wege müsse man wie schlechte Stoffteile heraus-

schneiden. Das Stück Stoff selbst ist gut. Daraus würde man ein Gewand zusammenschneidern, gut und festlich. Die „Ausschußware" müsse eben herausgeschnitten und weggeworfen, ganz weggeworfen werden ...

Da sind sie, die drei Redner. Sie stehen in der Mitte, auf einem Wagen, und die zahllosen Köpfe ringsherum schauen alle zu ihnen empor. Man sagt, daß sie aus Moskau seien. Sie wissen alles. Von ihnen hängt alles ab. Wenn es so ist, warum sind sie dann so unfestlich? Alle unrasiert, verstaubt und sonnverbrannt! Nur jener, der hohe Blonde mit der goldenen Brille, sieht etwas festlicher aus. Man sagt, daß sein Familienname Raschkes sei.

„Raschkes? Und welcher ist Meraschkes?"

„Nicht Meraschkes, sondern Mereschin. Dieser mit dem grauen Haar und den zusammengekniffenen Augen ist es."

„Er denkt nach, was er sagen soll. Sicher hat er ein wenig Angst."

„Glaubst du, die sind nicht aufgeregt, wenn sie reden müssen!"

„Er kneift absichtlich die Augen zusammen, damit er besser denken kann."

Ja, aber wo sind die fröhlichen, feierlichen: „Genossen! Liebe Genossen! Teure Genossen! Wir nehmen euch heraus! Wir bauen den Sozialismus!" O nein, nichts dergleichen sagt er.

Refuel, der Maurer, ist außer sich: Leeres Geschwätz. Der Masse können sie sich nicht nähern!

Mereschin spricht über gewöhnliche, alltägliche Fragen. Er spricht wie wochentags, eintönig und sachlich. Man soll schon morgen mit der Arbeit beginnen. Pferde sind da, Wagen, Felder: „Nehmt Wagen, Pferde und Erde, und schafft!“

Ohrenbetäubender Lärm fliegt auf. Hunderte Fragen, tausende Fragen:

„Wo sind die zweitausendfünfhundert Rubel Kredit?“

„Wo ist das Vieh?“

„Warum gibt es keine Baracken und keine Häuser?“

„Warum gibt man uns kein Geld, daß die Familien herkommen können?“

„Warum steckt man uns in Zelte, anstatt auf unsere Felder zu führen?“

„Warum gibt es hier keine Stadtuhr wie in Minsk?“

„Wo sind die Gnusi, die schrecklichen Fliegen?“

„Aber wenn ich will nicht in einem Kollektiv wohnen? Darf ich mir nicht allein ein Haus bauen?“

„Wieviel Geld gibt der Geserd, wenn einer nach Hause fahren will?“ —

So geht es fort.

Es ist schon zehn Uhr nachts. Wie viele Fragen darf man noch stellen? Man kann fragen, soviel man will. Es ist frisch, wenn auch etwas kühl, aber regnen tut es nicht. Man kann ein großes Feuer machen, dann wird es hell und warm sein. Niemand stört, es ist Platz genug für jeden, und wenn Ruhe herrschen wird, wird man auf alles antworten. Der Fluß Bira

wird nicht stören. An sein Gemurmel hat man sich schon gewöhnt.

Die Fragen wird man in drei Gruppen gliedern. Drei Redner werden antworten. Nein, vier: Finkelstein antwortet auch. Und sollten die vier nicht antworten können, dann wird noch ein Fünfter sprechen.

Am besten spricht Finkelstein. Seine Ausführungen hören sich angenehm an. Er ist niemals ungeduldig. Er versteht die Einwanderer sehr gut und kann sich mit allen ausgezeichnet verständigen. Einen Haken gibt es allerdings auch bei ihm: er hat das Gesicht und den Bauch eines Burschujs. Aber ein gutes Herz.

In der Dunkelheit kann man die einzelnen Gesichter nicht mehr unterscheiden. Aber man hört gut. Obwohl das Ohr sich denkt: „Wie wochentags wird gesprochen!" Nur Raschkes findet den gehobeneren Ton, spricht mit Gefühl und Pathos. Und als Bruck antwortet, redet er gar russisch, wie ein Professor, mit allen Grammatiken! Das „r" spricht er aber doch wie ein Kleinstadtjude aus.

Ohne feierliches: „Genossen!", ohne „Liebe Bürger!" wird erzählt, daß man wohl Kredite gewähren würde, aber nicht soviel, wie man ursprünglich geben zu können glaubte. Und in die Hand würde keiner einen Groschen bekommen. Nur „in natura": Pferde, Pflüge, Wagen. Wenn sich einer auszeichnet, dann könne er ausnahmsweise Bargeld kriegen.

Nun, solche Antworten sind nicht allzu aufregend.

Aber doch, was geht s i e das an, was für ein Haus man sich bauen will? Aber geh, rede mit ihm, wenn er ein ganz phantasieloser Mereschin ist, der sicher einmal Buchhalter war. Macht da schnelle Rechnungen vor, faselt von „produktiven“ und „unproduktiven Ausgaben“, will einem einreden, daß es keine produktive Ausgabe sei, ein Häuschen für sich allein zu bauen. Man müsse zusammenarbeiten!

Ach, man könnte zerspringen vor Ärger! Was geht ihn das an? Und wenn Burech Schkrab von Teplitz, welcher hat gehabt zu Hause ein Geschäft mit Selterwasser, will sich bauen ein Haus mit zwei Zimmern? Kann ihm das jemand verbieten? Überall stecken sie ihre Nasen hinein, die Moskauer! Sie geben absichtlich Antworten, daß man auf der Stelle zerplatzen könnte! Zu Hause hat man ganz anders mit uns gesprochen. Und als man wegfuhr, hat man sich, jeder für sich, so schön das Ganze ausgerechnet und ausgedacht. Und da kommt so ein Moskauer daher, mengt sich ein und sagt dir, so und so sollst du's machen! Und wenn man nicht will? Dann braucht man dich nicht! sagt er.

Und wenn sie einem nur so zu Trotz reden, dann ist es ohnedies gleichgültig, was sie schwätzen. Dann kann man schon weggehen. Man kann schlafen gehen.

Von der Bira steigt Kühle auf. Sie murmelt und gurgelt. Ein schneller Fluß, die Bira, jagt dahin, und der Kopf brummt einem von ihrem Rauschen. Und der Mond ist auch da, dreht sich umher wie zum Ärger. Er ist aufgegangen zuzuschauen, wie andere

sich ärgern, und noch dazu ist er nur zur Hälfte da. Aber auch diese Hälfte braucht man nicht. Man kann auch ohne den Halbmond in die Zelte kriechen.

Und spät nachts, als die angefressene Mondscheibe verschwunden war, und nur die Bira reißend rauschte, ein paar kalte Sterne am Himmel funkelten und die Menschen vor Kälte in den Zelten nicht einschlafen konnten, da setzte man sich beim wärmenden Feuer zusammen, flüsterte mit überflackerten Gesichtern miteinander und beschloß, morgen ohne jede Entschuldigung die Bündel zu packen und sich aus dem Staube zu machen. Weg von hier, weg in die große Welt.

Damit man ihre miesen Gesichter nicht mehr sehe ...

Aber in der Früh ist man nicht weggefahren. Am Morgen zauberte still ein tiefer, blauer, durchsichtiger Himmel. So einen Himmel gibt es im Städtchen nicht. So einen Himmel gibt es auch in den großen Städten nicht. Dort ist er verdeckt und verunstaltet von Häusern und hohen Mauern. Hier ist aber der wirkliche große, prächtige Himmel. In seinen Unendlichkeiten kreist die Sonne — und was für eine Sonne! So eine Sonne kann den größten Ozean, den tiefsten Sumpf austrocknen. So eine Sonne kann erwärmen die strengste Kälte und die müdesten Knochen!

Man verteilt Brot und Anweisungen auf warmes Fleisch. Mit den Brotstücken gehen sie kauend auf die Gassen hinaus. Zodek Schtyper meint, daß er sich jetzt auf die Gojims räche: die können kein Brot bekommen, für die Juden aber habe man es vorbereitet.

Nach dem Frühstück hat keiner Lust, wieder in die Zelte zu kriechen. Die Sonne hat die Zelte erhitzt und es ist unangenehm, unter ihnen zu liegen. Angenehmer ist es, spazierenzugehen. Ah, man darf in die Pferdegehege gehen! Heute werden Pferde verteilt.

Welches Gedränge! Alle suchen sich Pferde aus, alle sind auf einmal Pferdekenner geworden. Sie drängen sich zum Chef des Pferdebestandes, jeder möchte früher drankommen. Der Geserd gibt Pferde aus, daß es einem übel wird; nur um einen zu ärgern. Schau dir das mal an, die haben eine Art, den Kopf zu werfen, mit den Hufen zu arbeiten, einfach wie verrückt. Und ein Kommando ist das! Alles ist hier wild!

Ein Land haben sie ausgesucht, die richtige Wildnis. Regnet es, so regnet es wild. Pflanzen wachsen, selbstverständlich nur wilde. Und jetzt verteilt man Pferde — sind sie auch alle wild.

Und will man sich schon ein paar gute Pferdchen auswählen, muß man erst abwarten, bis man an die Reihe kommt. Eine Geschichte von mehreren Tagen, und währenddessen wird man alle guten Pferde wegschnappen.

„Natürlich“, grollt Nuchem Tarniwker, „haben die Odessaer den Vortritt! Die haben sich zehn Pferde geholt — zehn Prachttiere!“ Nuchem vertritt den Standpunkt, daß man sich nicht anstellen sollte.

Aber Nuchem Tarniwker ist auch kein Dummkopf. Ein bißchen Pferdekenner ist er auch. Die vierzehn Tiere, die er für sein Kollektiv ausgewählt hat, sind gar nicht übel.

„Ihr habt da vierzehn Rösser geholt — die reinsten Adler!“ gesteht Ljowka, der Odessaer, nicht ohne Neid.

„Nu, und euer Fuchs, ist das ein Hund?“ weist Nuchem absichtlich auf ein offenbar krankes Tier, „das ist doch ein junger, schöner Kerl wie Gold!“

„Ein gutes Beispiel!“ versetzt Ljowka ärgerlich, „er hat eben die Mauke!“

„Na und der graue Klepper da?“

„Hast du mir einen Sachverständigen auf Stuten! . . .“

„Nein, meine Lieben! Wirkliche Pferde haben sich nur die Priluker genommen. Einige und zwanzig Pferde haben sie weggeführt, Löwen, nicht Pferde.“

„Aber für die Arbeit taugt nicht ein einziges von ihnen. Sie sind doch alle wild wie die Tajga selbst!“

Schymon Priluker macht sich nichts aus ihrer Wildheit. Genosse Kotowskyj war auch, bescheiden zu sagen, ein Pferdekenner. Als man ein Pferd bändigen und anlernen sollte, lief Genosse Kotowskyj zu Schymke:

„Sch-schymke, kim hejr“, radebrechte er jiddisch, und nachher schon auf russisch: „Idy sjuda!“

„Was gibt's?“

„Man muß ein Pferd zufahren.“

„Nu, und?“

„E-e-er will nicht gehen“, stotterte Genosse Kotowskyj.

Und ist der Gaul nicht am zweiten Tag schon wie ein Lamm gewesen? Wie ein Tänzer ging er!

Schymke schürzte seine wulstigen Lippen und ließ die gelben Zähne sehen. Nur seine Augen blieben unbeweglich wie die eines Betrunkenen.

Ruhe! Wenn man will, wird Schymke zeigen, wie man aus dem großen transbajkalischen Hengst Leute macht. Es ist nur schwer, ihn zu packen, diesen Teufel. Er läßt nicht an sich heran, beißt, schlägt aus, bringt einen um. Aber kaum hat man ihm den Lasso umgeschlungen, gehört er auch schon Schymke. Er bindet ihn an einen großen dicken Klotz, umstellt ihn von acht kräftigen Burschen und: Los, Burschen! Trrr, Aas! Noch einmal, Bestie, haut zu, trrrrrrrr, Abtrünniger! Über die Schnauze eins! Trrrrrr Teufel, ein paar Feste, Jungens! Trrrrrr Sabajkaletz, trrrrr ... trrr ... So, für heute genug. Morgen werden wir fortsetzen.

Und dann, nach einigen Tagen, da die Pferde schon verteilt sind und die Leute sie versuchsweise auf die Gassen Tichonkas hinausführen, auf sie einbrüllen und sie anflehen, daß sie vom Fleck sich rühren, — da sitzt Schymke Priluker mit gradgestreckten Schultern und stolz geschweifter Brust auf seinem Wagen, in der Rechten die Zügel (für Schymke besteht die Hauptsache im Halten der Zügel) und in der Linken eine lange grüne Peitsche, mit der er nur leicht durch die Luft zu schwirren braucht, damit der „Sabajkaletz" alle anderen überholt.

Schymke liebt es nicht, Pferde zu schlagen. Es muß schon traurig um einen Gaul bestellt sein, wenn man ihn schlagen muß. Für ein richtiges Pferd genügt das

Schwingen der Peitsche. Ein Gaul muß ganz in der Hand seines Herrn sein. Muß zugespitzte Ohren haben wie ein Hase. Mit diesen Ohren muß er das leiseste Sausen der Peitsche vernehmen und sofort rennen; über Berg und Tal laufen.

Schymon Priluker geht jetzt zwischen den Fuhrwerken umher, richtet hier das Zaumzeug, dort die Zugstränge, gibt Ratschläge und schafft wie ein Kommandant an. Alle folgen ihm.

Heute wird man auf das Biroer Versuchsfeld hinausfahren. Ein schöner, sonniger Tag. Die Bira ist ruhiger, und der Wind gleitet sanft über sie hinweg. In einer langen Reihe stehen vollbepackte Fuhrwerke, die Kolonne streckt sich wie die Wagenburg eines großen militärischen Trains: die Wagen und die Soldaten auf ihnen fahren auf eine unbekannte Front. Alle sind in Gedanken versunken, man fürchtet und man hofft.

An der Spitze — Schymkes Wagen. Er darf sich als erster mit seinem Wagen in Bewegung setzen. Sein Roß ist folgsam, mit seinem „Sabajkaletz" braucht man sich nicht abzuhetzen. Und ihm werden die anderen schon nachgehen; die transbajkalischen Pferde sind Herdentiere, gewohnt, einem Führerhengst zu folgen.

Also los, genug der Vorbereitungen und Verzögerungen. Alle Mann auf die Wagen! Setzt euch gut zurecht, packt die Zügel, haltet die Peitsche fest in der Hand.

„Fertig?"

Schymke springt als letzter auf und brüllt:

„Stillgestanden, Liebling, mein Held, du meine sabajkalische Schönheit! Von heute an wirst du ‚Prilutzek‘ heißen! Nicht ‚Sabajkaletz‘, sondern ‚Schymkale Prilutzek‘!“

Schymke schürzt die wulstigen, gesprungenen Lippen und läßt die gelben Zähne sehen. Seine Peitsche umschreibt einen weiten Bogen in der Luft, „Prilutzek“ spitzt wie ein Hase die Ohren und tänzelt leicht und elastisch in Trab. Der erste Wagen setzt sich in Bewegung. Ihm nach der zweite, dritte, und schon fährt auch der letzte. Die Räder drehen sich langsam, und jedes singt ein eigenes Lied. Alle sitzen auf ihren Wagen, in den Rechten die Peitschen, in den Linken die Zügel. Aller Augen sind der Bira zugewandt. Der erste Wagen biegt zum Fluß ein, und die anderen fahren Schymke nach. Sie fahren nach Bira.

Schymon bleibt als erster stehen. Nach ihm der zweite, dritte, und als der letzte die Zügel angezogen und sein Pferd zum Stillstand gebracht hat, läßt sich weit von hinten eine rauhe, gesunde Stimme vernehmen:

„Juden, zahlt die Flußkopeke!“

Die neue Heimat

Obwohl es schon zum Abend geht, fahren wir auf das Biroer Versuchsfeld. Ich rate meinen Führern ab, heute zu fahren: die Entfernung ist zu groß, sechzehn Werst. Fast der ganze Weg führt durch Wälder ... Wer weiß, vielleicht hält uns jemand an? Es sind ja keine ungefährlichen Wege. Lohnt es sich?

Aber die Leute lachen mich aus. Wenn man nur nicht den Weg verfehlt; aber fahren kann man ruhig, selbst die ganze Nacht. Niemand würde einem ein Haar krümmen. Schöne Geschichten wären das! In Birobidschan soll jemand dem anderen ein Leid zufügen!...

Nun, dann fahren wir eben. Vor uns fahren Fuhren mit Bienenkörben. Die müssen langsam fahren. Deswegen müssen wir auch langsam fahren. Es ist besser, wir halten zusammen ... Aber die Burschen von der Minsker „wilden Division“ wollen das nicht hören.

Was denn noch? Wenn die ukrainischen „Haferschädel“ wollen, dann sollen sie sich auch beeilen...

Bei der Fähre drängten sich meine Mitfahrenden vor: sie wollen zuerst über die Biro übersetzt werden. Sie haben keine Zeit, sie haben es sehr eilig. Sie können nicht warten, um keinen Preis wollen sie warten.

Dem gutmütigen Fährmann mit dem koreanischen Bärtchen gefällt die Jugend. Auch er war einmal jung gewesen. Jetzt ist er ruhig und liebt nur noch zuzuschauen, wie andere sich erhitzen. Er bittet mich um eine russische Zigarette und erzählt mir so nebenbei, daß der Geserd darangehe, eine große Brücke über die Biro zu legen. Da würde er Wächter der Brücke sein. Im Resultat würde er also nicht mehr genötigt sein, die Fähre zu ziehen, und trotzdem einen doppelt so großen Gehalt bekommen. Eine vernünftige Sache das.

„Sehr gute Menschen, die vom Geserd...“

„Burschen, sagt wirklich, wozu sich hetzen? Man wird ja ohnedies bei der ‚zwölften Werst‘ übernachten müssen. Also kann man auch langsamer fahren. Man fährt mit Ladung. Die Pferde sind erst heute vom Versuchsfeld zurückgekommen und sind müde. Wir haben ja keinen Grund, uns so zu beeilen...“

Aber Lejbisch, der Sohn des Schmiedes, kann es nicht leiden, wenn die Pferde sich schleppen. Lejbisch hat in Minsk bei einem Wagenmacher gedient, und so liebt er es, wenn die Pferde ordentlich vom Fleck kommen.

Und die Pferdchen laufen auch, wenn man sie antreibt. Dann klirren die Eisenbeschläge des Wagens und man kann nicht ruhig sitzen. Die Pferde aber schwen-

ken die langen Schweife, wehren die Peitschenhiebe ab, tun so, als hätten sie vergessen, was man von ihnen verlangt, und gehen wieder im Schritt. Das Geklirr des Eisens beruhigt sich ein wenig und man kann wieder besser sitzen.

Da Lejbko wieder anzutreiben beginnt, setz' ich mich zu Moschko, auf seinen Wagen. Moschko führt Werkzeug für eine Schmiede mit. Er fährt mit seinem Wagen als letzter und langsamer als die anderen. Moschko erklärt, daß dies die erste Schmiede im jüdischen Rayon sein werde. Moschko ist ein ganzer „poetischer Schriftsteller". Er spricht schnell, erzählt, daß er die erste Schmiede in der ersten jüdischen Republik tadellos einrichten werde . . .

Moschko weiß gut, was Erde ist. Zeit seines Lebens bearbeitet er Erde. Sein Vater starb auf eigenem Boden. Und er will auch dasselbe. Aber einen solchen Boden hat er noch nicht gesehen. Jetzt hat er leider keine Zeit: er muß dazuschauen, daß er ein paar Groschen verdient. Aber bei der ersten sich ergebenden Gelegenheit wird er all das, die Landschaft, die man soeben passiert, genau beschreiben und in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichen.

„Ach, wie schön ist dieser Fleck Erde. Tichonkaja heißt er. Die kleine Stadt darauf ist ganz still und darum heißt sie Tichonkaja (die Stille). Und von der anderen Seite der Biro gibt es noch ein Dorf, das heißt ‚Bujnaja'. Das Dorf ist nicht still, so heißt es eben die ‚Üppige'."

Aber Tichonkaja gefällt Moschko besser. Tichon-

kaja ist sehr groß, vielleicht zwei Werst breit. In der Mitte hat sie eine Treppe und ringsherum Bäume, große und kleine Bäume, und oben einen Gipfel, von dem man wohl die ganze jüdische Republik übersehen kann ...

„Aj, der Teufel soll diese Burschen holen. Seht nur, welchen Vorsprung sie schon haben. Man muß sie einholen. Der Weg ist gut. Der Wagen ist gut ausgebettet, also kann man die Fahrt ruhig beschleunigen."

Oh, da sieht man sie ja schon. Ein Glück, daß sie bergauf die Pferde nicht antreiben können. Wenn zum Beispiel Lajser, der Wagenmacher, sehen würde, wie Lejbisch mit den Pferden umspringt, würde dieser eine böse Stunde erleben. Und hier, wenn man ihm selbst Pferde anvertraut, da zeigt er, was er kann ...

Wir holen die anderen ein. Es dunkelt stark. Gleich darauf geht mit einem breiten runden Gesicht der Mond auf. Der Weg ist gerade, ausgefahren, wie die Straße von Balta nach Odessa. Die Pferde sind froh, daß ihnen die Mücken weniger zusetzen, und traben williger. Wir beschließen, die Pferde bei der „zwölften Werst" ein wenig grasen zu lassen. Wir selbst werden dort in der hölzernen Baracke übernachten.

In der Baracke hausen ständig chinesische Straßenarbeiter. Die Fensterrahmen sind mit Brettern verschlagen und die Tür steht offen. Licht bekommt der Raum durch die offene Tür und durch die Löcher im Holzdach. Abends beleuchtet die Baracke ein kleiner glühender Eisenofen. Jetzt, bei Nacht, ist die Ofentüre zugemacht. Beim Schein eines Zündholzes sieht man

ausgestreckte, entkleidete, abgerackerte Menschen auf den Pritschen liegen. Sie haben mongolische Backenknochen. Das Zündholz beleuchtet hier eine Wange, dort den unteren Teil eines Gesichtes bis zur Nasenspitze, und nachher, da das Zündholz erlischt, sieht man nichts mehr. Man hört nur, wie sie schwer, sehr schwer atmen. Ihre Kleider liegen offen da, man fürchtet nicht vor Dieben. Im Gegenteil, man weiß, daß wenn nachts ein Fremder in die Baracke kommt, er noch einige Holzscheite in den Ofen werfen wird, damit es wärmer werde.

Etwas weiter auf der anderen Seite haben sich zwei Koreaner mit spärlichen Bärtchen gelagert. Und diesseits ein Golde mit einem platten Gesicht.

Bei Nacht besetzen alle freien Plätze die verschiedensten Vorbeireisenden: Ukrainer, Russen, Juden ... Dann kommen die Wagen mit den Bienen an. Die Neuangekommenen drängen sich auch in die Baracke, auf die Pritschen. Es wird enger, immer enger und wärmer ... Aber nein, es ist gar nicht eng. Wenigstens fühlt es niemand. Alle sind gleich müde und alle schlafen sofort ein. Man hört nur ihren Atem, allerlei Atmen und Schnarchen hört man ...

Draußen ist es still. Ein großer heller Mond irrt über den Himmel, späht jedesmal durch eine andere Öffnung herein, betrachtet die merkwürdigen Gestalten, staunt und zieht weiter. Nachher hört man, wie die Pferde — verschiedentlich angepflockt — auf der saftigen Wiese sonderbare Sprünge vollführen und das Gras kauen ...

Drei Uhr morgens tagte es schon. Die Sonne ging auf, rein und frisch. Während der Nacht war es ziemlich kühl, und jetzt ist es angenehm zu fahren. Nicht eine Spur von Müdigkeit ist geblieben, weder bei den Menschen noch bei den Pferden.

Alle brechen zugleich auf. Eine kurze Strecke bleiben sie beisammen. Aber dann gerät bei einem das Zaumzeug in Unordnung, beim anderen hapert's mit der Achse, beim dritten dreht sich eine Schraubenmutter ab — und so bleiben einzelne zurück. Außerdem gibt es auch Ungeduldige, die die Pferde antreiben und die Spitze einnehmen.

Da kommen ja auch schon die Wagen von Birefeld entgegen. Oh, oh! Der Weg „Tichonkaja—Biroer Versuchsfeld" ist eine verkehrsreiche Straße geworden. Hier kann man immer Durchfahrenden begegnen.

„Was gibt's dort Neues?"

„Nichts. Man ackert und führt Holz."

„Wie viele Gespanne?"

„Verschieden. Bei dem einen vier, beim anderen sechs. Und was gibt es in Tichonkaja?"

„Nichts. Es kommen neue Überwanderer. Man verteilt Pferde und zankt sich."

„Wann wird man Schutzmasken gegen die Stechmücken verteilen?"

„Nicht so bald. Beinfest streitet sich mit Finkelstein, ob man fertige Masken oder nur das Material verteilen soll. Und inzwischen liegt die Gaze im Magazin."

„Es sei ihnen auch dafür bestens gedankt. Ist wenig-

stens das Magazin vor den Mücken geschützt ... Nu, wjooo ..."

Geplaudert, gegrüßt und weitergefahren. Mit späteren Wägelchen hält man sich schon kürzer auf. Man wirft sich nur einige Fragen entgegen, ruft einander noch etwas nach und fährt auseinander.

Awrum, der Mützenmacher aus Homel, weist nach, daß es eine große Nachlässigkeit war, junge Burschen herzuschicken. Er hat auch zwei junge Söhne. Ganz selbständige Menschen. Es sind Kinder, die wohl einen Rubel verdienen können, wenn sie Arbeit haben. Sicherlich werden sie tüchtige Leute werden. Aber straf' ihn Gott, ob er sich auf sie verlassen möchte. Er ist schon vierundfünfzig Jahre alt; ein gebrechlicher Jude, der in seinem Leben so manches durchgemacht hat. Und noch dazu hat er — niemandem sei es gewünscht — einen Leistenbruch. Aber er, Awrum, versteht, daß er von diesen jungen Rotznasen nichts erfahren würde. Entweder gefiele es ihnen hier gut, dann würden sie sogleich schreiben: „Oj Vater, komme rasch, der Teich brennt!", oder aber würden sie gar nicht erst schauen, sondern sofort umkehren. Beweis: wie viele Grünschnäbel wandern ab, ehe sie noch etwas gesehen haben.

„Anu", zerrt Awrum an meinem Rockärmel, damit ich besser zuhöre, „erkundigen Sie sich mal absichtlich bei ihnen. Waren sie irgendwo? Haben sie sich etwas angeschaut? Gott bewahre! Sie waren nirgends und haben nichts gesehen."

Awrum ist schlecht gelaunt. Und wenn er sich är-

gert, läßt er die Brauen über die Augen sinken und schaut niemandem ins Gesicht. Dann wendet er sich den Pferden zu, schnalzt ihnen, damit sie anziehen. Das Kinn seines schmalen, länglichen Gesichtes bewegt sich wie bei einem kauenden Füllen, und er brummt:

Er selbst, Awrum, beeilt sich darum gar nicht mit dem Schreiben nach Hause. Seine Familie erkundigt sich: Nu? Aber Awrum schweigt. Dann fragen sie nochmals: Warum schweigst du? Antwortet er nochmals nicht. Wahrscheinlich werden sie ein Geschrei erheben, aber Awrum wird ihnen dennoch nicht schreiben. Und Awrum schlägt mit der kleinen, dürren Faust auf die Wagenkiste, daß er nicht eher nach Hause schreiben werde, ehe er sich ganz und voll überzeugt hat, was für ein Biro und was für ein Dschan das hier sei. Sehen Sie, auf einen solchen Menschen kann man sich verlassen! Ist es vielleicht nicht so? Wie? Natürlich ist es so.

„Hüh! Anu, tummel dich, hier kann man ein wenig laufen", überredet Awrum seine Pferde. Gleich darauf wendet er sich wieder zu mir um, hebt die schweren grauen Brauen hoch und sagt mir, daß er das überhaupt nicht verstehe, warum man wegen der hiesigen Straßen ein solches Geschrei gemacht habe. Es ist ja wirklich ein ganz guter Weg. Daß man über die Sümpfe Brücken zu bauen plant, ist durchaus wirtschaftlich. Und so, für den Anfang, gefällt es ihm hier überhaupt gar nicht schlecht.

Auf ebenem Weg holte unser Wägelchen Lejbischs'

Wagen ein. Groß, breitschultrig, mit langen Pantalons, ging Lejbisch neben den Pferden einher, setzte vorsichtig die bloßen Füße auf den holperigen Weg. Ein Hosenbändchen löste sich, schleppte sich nach, schrieb sonderbare Zeichen in den Staub und behinderte das Gehen. Lejbke beugte sich vor, es abzureißen, und so konnten wir ihn einholen. Er wartete noch eine Weile und ging dann hinter unserem Wägelchen. Jedesmal schaute er um sich, vertiefte sich und schwieg unausgesetzt. Plötzlich machte er ein dummes, einfältiges Gesicht und sagte:

„Wenn man nur so nachdenkt, was diese Natur in sich hat. Ouw-wwa! Wenn einer es versteht, sich zu vertiefen, dann braucht er kein Kino, kein Theater — nicht einmal den besten Zirkus. Es genügt vollkommen, auf dem Feld zu sitzen, zu schauen und zu lauschen und sonst nichts zu tun ..."

„Sehen Sie jetzt?" unterbrach ihn Awrum. „Nichts fehlt ihnen sonst, nur Kino und Zirkusse. So sind auch die Meinigen. Und du geh und verlaß dich auf sie!"

„Schau nur, wie stolz der Alte ist! Ich rede in Güte zu ihm und er kapriziert sich ... Eh, steh zum Teufel, trrr ... Hat man schon gesehen, wie die ins Laufen gekommen sind ..."

Und Lejbko begann bloßfüßig seinen Pferden nachzulaufen. Wir fuhren hinter ihm ... Bergauf beugten die Pferde ihre Rücken, taten, als beeilten sie sich sehr, fuhren aber in Wirklichkeit sehr langsam. Bald blieben sie überhaupt stehen. Das ist ja die „zweiundzwanzigste Werst" ...

An der „zweiundzwanzigsten Werst" hat sich ein gemischtes Kollektiv angesiedelt. Pinje, der Romener, weist nach, daß Rothaarige sich hier nicht ansiedeln dürfen. Obwohl der Platz hier sehr günstig ist. So zum Beispiel ist er rothaarig. Und der Wald ist sehr nahe. Er braucht aber den Wald nur zu betreten, schon stürzen sich die Mücken und kleinen Fliegen schwarmweise auf ihn und drohen ihn lebendig zu verspeisen.

Nein, wirklich, ohne Spaß. Man kann sich da wirklich wundern. Lejmach Slatopoler, so ein mieses Spenglerchen, kriecht öfter als er, Pinje, in den Wald. Und dabei arbeitet er noch immer ohne Hemd, und doch kümmert sich kein Teufel um ihn: ein paar Kratzer, einige kräftige Klapse und fertig. Und er, Pinje, der sich zu den besten Damenschneidern Romens zählte und immer von Kopf bis Fuß eingewickelt ist — ihn beißen die Mücken zu Tode. Sie lassen ihn einfach nicht atmen. Kein Auge kann er schließen: der ganze Hals, das Gesicht und die Ohren sind angeschwollen. Nein, auf der „zweiundzwanzigsten Werst" kann kein Rothaariger existieren . . .

So liegt er, Pinje, im Zelt, den Regenmantel über den Kopf gezogen, und scheut sich selbst mit einem Menschen ein Wort zu reden: er versteckt sich vor den Stechmücken. Wenn man etwas erfahren wolle, möge man in den Wald gehen. Dort fällen die Burschen Bäume. Man führt Holz für eine Baracke, für Häuser und für ein Bad.

„Ich kann nur sagen, daß man hier ein wirkliches

Dampfbad bauen wird. Es ist ein sehr guter Abschnitt, wenn ihr wollt, könnt ihr euch bei denen im Wald erkundigen“, schloß Pinje, der Rothaarige, und entzog sich den Stechmücken und unseren Blicken.

Aber wir werden uns nicht erkundigen. Wir haben keine Zeit, wir können nur ein wenig ausruhen, sich und die Pferde tränken und weiterfahren.

„Unsere reinblütigen Kirgisen, diese sabajkalischen Adler, darf man wenigstens schnell tränken. Nur muß man gleich wieder fahren, damit die Erhitzten sich nicht verkühlen ...“ belehrt Lejbke.

Eine ganze Kolonne Wagen kommt angefahren. Die Hintersten holen uns ein. Vorläufig ist der Weg noch gerade und ausgefahren. Zu beiden Seiten ist tiefer, dichter Wald. Allerlei Gehölz steht da. Hie und da sind ganze Waldteile verbrannt. Stellenweise glimmen noch verbrannte Wurzeln und versengte Äste. Hart am Weg steht ein starker hoher Baum, der nur oberflächlich angesengt ist. Verbogen steht er da, gleichsam ein wildes Scheusal mit Hörnern. Bei jedem Windschlag flammt der große Baum auf, und dann raucht er ...

Die häufigen kleinen Pfützen und die breiteren Sumpfstreifen, denen wir begegnen, sind vorläufig überquerbar, da sie mit Brettern und kleinen provisorischen Brücken bedeckt sind. Aber dann, später, näher dem Versuchsfeld, sind noch nicht alle Brücken gerichtet. Da muß man vorsichtig sein. Man muß einen Bogen schlagen, um den Schlammpfützen nach Möglichkeit auszuweichen. Aber Lejbke runzelt sein brei-

tes großes Gesicht und meint, daß er nicht verpflichtet sei, das alles zu beachten; er sei niemandem Rechenschaft schuldig, niemand könne ihm dreinsprechen und überhaupt ...

„Hü, hüh! Wijoo, hoj, wijo! Vorwärts! Der Teufel soll euch lebendig begraben. Da, da hast du eins, daß es dir die Knochen zerbricht. Verbrannt sollt ihr werden mit Birobidschan zusammen! Da habt ihr noch und noch ... So jetzt könnt ihr wenigstens stehenbleiben; jetzt weiß ich wenigstens warum ..."

Die Pferde strengen sich an, beugen die Rücken, und ihre Nüstern fliegen. Aber sie stampfen bloß mit den Beinen im Schlamm und kommen nicht vom Fleck. Aber Lejbke hat jetzt keine Ansprüche mehr an sie: er hat sie geschlagen und jetzt wollen sie zu Trotz nicht gehen ...

So steht er denn jetzt, der Lejbke, mit den beschmutzten Pantalons und barfuß im Schlamm und bittet, daß man ihm helfe.

„Aha! Was hab' ich gesagt? Du sollst nicht da fahren, hab' ich gesagt. Du bist doch gefahren! Jetzt, Lejbke, steck im Dreck bis über die Ohren meinetwegen!" frozzelt ihn ein junger Minsker.

„Schau, daß du weiterkommst, du Spekulant! Mach dein Maulwerk zu und geh auf die Börse. Sonst werde ich dich gleich beruhigen ..."

„Und du bist ein mieser Kutscher! Ein Pferdetreiber ..."

„Mach daß du fortkommst. Mehr sag' ich nicht. Alle miteinander ..."

Awrum, der Mützenmacher, liebt solche Kunststücke nicht. Er springt vom Wagen.

„Was sind das für Zänkereien? Zuerst muß man den Wagen aus dem Dreck herausziehen, und erst dann hat man Zeit, Lejbke beizubringen, daß er keine Kunststücke machen soll . . .“

„Kommt her, Burschen! Anu, alle her . . . Du Leningrader Zierde, der du dich wie ein ‚Intelligent‘ nackt ausgezogen hast, komm her, schieb an mit der nackten Schulter!“

Die Pferde lebten auf, als sie beweisen konnten, daß nicht sie allein an dem ganzen schuld waren. Kaum rührte sich der Wagen, rissen sie an und ließen den Wagen nicht wieder in den Schlamm sinken. Sie bemühten sich ehrlich, festen Boden unter die Hufe zu bekommen, und halfen, den Wagen herauszuziehen.

„Aj, wie gut ist es, wenn sich alle zusammentun. Aus dem tiefsten Dreck kann man heraus . . .“ Awrum hat das immer schon gesagt . . .

Jetzt fahren alle wieder hintereinander. Die Wagen mit den Bienen holen uns ebenfalls ein. Hin und wieder läuft einer weg, frisches Wasser von den hier häufigen Quellen zu trinken, indes die Gespanne allein fahren. Der Weg ist wieder gerade und ausgefahren.

„Hej, du dort, warum bist du denn stehengeblieben?“

Der erste Wagen war stehengeblieben und hinter ihm auch die anderen. Ach, wie interessant ist es zuzuschauen, wie der Jäger eine Wildente jagt!

„Buch!“ Nicht getroffen. „Trach!“ Nicht getroffen.

„Buch!“ Auch daneben, wie es scheint. Das hohe Gras bewegt sich, rauscht, neigt sich. Dort rennt der Hund, sucht, schnuppert und kehrt wieder zurück.

„Ein Kerl, der Bobik! Ein goldener Hund. Trägt eine Möve, nein, eine Wildente in den Zähnen.“

Alle Wagenführer umzingeln den Jäger und seinen Hund. Alle hören gespannt zu:

Oh, hier gibt's viel Wild. Wenn sich einer speziell auf die Jagd verlegt, kann er gut leben. In allen diesen Teichen und Bächen, an denen wir vorbeigefahren sind, vermehren sich zahllose schmackhafte Fische. Da gibt es achtundzwanzig Arten Fische, von den größten bis zu den kleinsten.

Burech, dem Fischer aus Tarniwke, gefällt das sehr gut. Den ganzen Ackerboden braucht er nicht. Obwohl ihm das Land zusagt. So, zum Beispiel, da hier: der Wald mit dem niederen Gesträuch sieht wie ein großer herrschaftlicher Hain in der Ukraine aus. Die kleinen Birken mit der weißen Rinde schauen wirklich so aus, als würden sie von feinen, fürsorglichen Gärtnern gepflegt werden. Und so im allgemeinen erscheint dem Burech, dem Menschen, der schon so manches Flüßchen in der Welt gesehen hat, die ganze Landschaft irgendwie vertraut, nicht fremd.

Seiner Meinung nach sollte man dieses Land nicht den „Fernen Osten“, sondern den „Nahen Osten“ nennen . . .

Und Burech, ein älterer Mann bereits, wendet sein abgehärmtes Gesicht ab, damit man es nicht sehe. Er schämt sich: vielleicht hat er etwas Dummes gesagt?

Wo dieser schon überall gewesen ist, und doch schämt er sich. So oft er etwas sagt, glaubt er, es sei eine Albernheit, wendet den Kopf ab und schämt sich. Aber nein; das ist keine Albernheit. Mojsche ist derselben Meinung. Es ist hier wirklich so großartig und derart schön, daß — hätte er nur Zeit genug — er sich gleich hinsetzen, einige Bogen über Birobidschan schreiben und allen Zeitschriften und Zeitungen schicken würde. Aber er hat keine Zeit, der Moschko. Man muß dazuschauen, daß man ein paar Groschen verdient. Jetzt führt er eine ganze Schmiede mit. Die erste Schmiede in der ersten jüdischen Republik. Er muß achtgeben, daß es keinen Schaden gebe.

„Nu, Burschen, genug. Tratscht nicht zu viel. Lassen wir die Pferde ein wenig grasen. Man kann schon die Häuser des Biroer Versuchsfeldes sehen. Finkelstein, der Agronom, darf die Pferde nicht so verschwitzt zu Gesicht bekommen, sonst schlägt er einen Skandal, daß uns Hören und Sehen vergeht."

Ja, wirklich. Linkerhand schimmert etwas Weißes, und allmählich werden die Häuser sichtbar, man unterscheidet sogar die Dächer aus verzinktem, gewelltem Blech. Es ist dasselbe Blech, mit dem hier fast alle Häuser überdeckt sind. Die Deutschen haben es seinerzeit mit großen Schiffen hergebracht und es gegen Waren eingetauscht.

Wir überqueren die letzte große Brücke, an der noch gearbeitet wird. Die Wägelchen fahren hier langsamer. Rechts vom Weg mühen sich die Minsker „Icorleute" mit sechs Gäulen ab; sie ackern. In den

bereits gepflügten Boden setzen Mädchen Kartoffeln ein. Hart am Weg liegen aufgeschichtet Schafraner Zedernstämme — Material für ein großes Gebäude.

Links vom Weg arbeiten die jungen fleißigen Burschen der Rogatschewer Kommune. Wagen mit langen Klötzen verstellen uns den Weg. Lejbke, der an der Spitze unseres „Transports" fährt, schimpft und zankt sich mit den Fuhrleuten.

Wir biegen zum letztenmal ein. An der Biegung steht ein Zelt mit koreanischen Handwerkern, die beim Ausbessern der Straßen und beim Brunnenbau behilflich sind. Man sieht schon gut alle Gebäude, den großen Wirtschaftshof, beide Einfahrtstore, durch die unausgesetzt Wagen heraus- und hineinfahren.

Durch eines der Tore fahren wir hinein. Es dämmert. Hier herrscht geschäftiges Lärmen. Ich komme gar nicht dazu, mich gehörig umzuschauen, da uns Bekannte und Unbekannte mit zahllosen Fragen überfallen . . .

Pläne

Obwohl man schon Kundschafter auf die Reisplantagen geschickt hatte, beschlossen wir, außerdem noch hinauszufahren, um die Abschnitte, die an das Biroer Versuchsfeld angrenzen, in Augenschein zu nehmen. Man ist es schon gewohnt, sich abzuhetzen: man ist zehntausend Werst gefahren, man hat noch tausend vor sich, so wird man eben noch ein paar Hundert Werst zurücklegen. Die Pferde sind ohnedies unbeschäftigt. Es wird gut sein, sie einmal „auszuführen".

Ja, aber es hat keinen Sinn, daß einer allein fährt. Und außerdem, wenn man sich schon ansiedeln will, wäre es zweckmäßig, daß sich alle ukrainischen Landsleute zusammen ansiedeln. Mit der Minsker „wilden Division", mit diesen Litwaken — auf keinen Fall!

Abgemacht. Es fahren also: ein Mann vom Sinowjew-Kollektiv, ein Kriwoser, ein Kremintschuker und

zwei Umaner. Die werden sich dort alles genau anschauen, und wenn es ihnen gefallen wird, können sie sich sogar bei dieser Gelegenheit gleich ein Stück Feld auswählen.

Handgeld zahlt man ja keines, und Finkelstein, dem Agronomen, braucht ja niemand zu erzählen, daß man Leute hinausschickt. Und wenn er es trotzdem erfahren sollte, dann kann er uns bei der Lampe verklagen ...

Aj, ist das ein Dummkopf, dieser Finkelstein! Er glaubt, alles glaubt er. Er bildet sich ein, daß er nur einen Zettel auf einen Abschnitt auszustellen braucht, damit man ihn ihm aus der Hand reiße!

Er soll nur eine Weile warten. Sich an einen Erdfleck binden ist nicht wie einen Rockzipfel auftrennen: man reißt den Knoten ab, zieht den Faden heraus und basta! Man muß sich die Sache erst durch den Kopf gehen lassen. Er soll doch bedenken, der Finkelstein, daß wenn man einmal den Spaten in die Erde gestochen hat, man nicht mehr weggehen mag von dieser Scholle: sie wird schon Eigenes. Auf ihr muß man schon arbeiten, muß fest antauchen, sich einen Ruck geben und alles recht machen ...

Und er, Finkelstein, sitzt dort, ernst, läßt den Bleistift auf dem Plan herumspazieren und teilt ein. Und dann hebt er seine schwarzen, etwas getrübten Augen, schaut einem grad ins Gesicht und fragt, ob man verstanden habe. Aber in seinen Augen merkt man nichts davon, daß er die Antwort zur Kenntnis genommen hätte: Offenbar verstellt ihm seine schiefe Nase den

Ausblick. Er schaut versonnen, ernst, und wenn sich eine Gelse zwischen seine Augenbrauen setzt und ihn mit dem Rüsselchen beißt, merkt er es nicht einmal. Er schaut gleichgültig drein und denkt sich wahrscheinlich, daß alles schon erledigt sei. Mag er es nur glauben. Er wird böse sein? Mag er. Der Abschnitt 812 taugt nichts. Man fährt schon heute, einen anderen besichtigen ...

Aber heute ist der Agronom gar nicht böse. Man erzählt ihm, daß der Abschnitt 816 sehr schön sei: die Erde ist dort weich und frisch, man könnte schon heute mit dem Ackern beginnen. Gingen ein paar gesunde Kollektive dort an die Arbeit, sie würden sehr bald ein schönes Leben führen. Man könnte diesen Sommer schon zu bauen anfangen und allmählich die Vorbereitungen für den Winter treffen.

Und da schaut er dich wieder mit seinen schwarzen, etwas getrübten Augen um die schiefe Nase herum an und sagt: „Nu, fahrt hin ..."

Ist das ein Gescheiter! Es gibt ja keinen Weg dorthin! Stellen gibt es da, wo man sich mit dem Wagen zusammen das Genick brechen könnte. Man muß ja Produkte hinbringen, Holz herbeifahren, muß also vor allem einen Weg legen ...

Da schaut er wieder auf dich, wartet, bis sich eine Fliege auf seine krumme Nase setzt, schlägt sich mit der flachen Hand ins Gesicht und sagt:

„Man wird schon Rat schaffen. Man wird sicher Rat schaffen. Alles auf einmal kann man nicht. Vorläufig ist nicht genug Geld vorhanden."

Und schon hat er eine neue Karte vor sich, läßt den Bleistift wandern und zeigt den Weg zu einem neuen Feldabschnitt, dem 813ten ...

Wir besteigen die Wagen und fahren los. Der Weg führt über kleine Brücken und Stege, über Bäche, die von den Bergen herabfließen. Zu beiden Seiten wachsen in grenzenloser Masse Pflanzen, fette grüne Gewächse, hoch wie schönes ukrainisches Getreide, leise vom schwachen Wind bewegt. Die Gräser beugen leicht die spitzigen Halme, strecken sich gerade, machen alle Bewegungen des echten Getreides nach. Und wieder neigen sie sich, wieder streben sie auf und tun sich gar groß, als wollten sie sagen: Hier herrschen wir!

Wirklich schade, daß sich auf diesen großen, fruchtbaren Wiesen nicht Weizenhalme schaukeln ...

„Zum Wohlsein!" beantwortet Jossel aus Tarniwke das Niesen seines Gaules.

Dann macht er eine halbe Drehung zu uns und unterbricht unsere Gedanken:

„Wenn wir schon einmal zu arbeiten beginnen und noch mehr Pferde kriegen, dann werde ich diese Graue Fohlen werfen lassen; so eine fesche Stute wird tüchtigen Nachwuchs liefern."

„Wer weiß? ..."

Nuchem Kriwoser ist schon den ganzen Vormittag brummig. Er preßt die Lippen zusammen, schneidet Grimassen, beleckt seine zerkaute Machorkazigarette, beißt in sie hinein und meint brüsk, daß aus dem ganzen nichts werden würde. Nichts. Denn: Was heißt

das, es gibt kein Geld? Was soll das heißen? Ist Birobidschan Sowjetland? Sowjetland! Will die Sowjetmacht, daß gebaut werde? Sie will! Nu, was soll man machen? Muß man ihr sagen, daß sie Geld geben soll!

„Aj, bist du aber Philosoph!“ fällt ihm der Glasermeister aus Uman ins Wort. „Einen Kopf hat Kriwose gehabt, und auch den hat es nach Birobidschan geschickt! Wenn ich bei euch Glasermeister wäre, würde ich dich in eine Vitrine stellen. Jammerschade, daß man dich nicht direkt nach Moskau geschickt hat, damit du den Hauptsowjet beratest... Es haben sich schon Klügere als du gefunden, die Geld verlangt haben. Da hat man ihnen gesagt, daß man geben wird, soviel man kann.“

Nuchem ist schrecklich böse. Seine struppigen Bartstoppel starren wie die Stachel eines Igels, und die schwarzen Augen fliegen schnell, blitzen mit dem Weißen.

„Das ist nicht wahr! Sie haben nicht verlangt. Sie haben es nur mit dem halben Mund gesagt. Und was man ihnen gegeben hat, das haben sie genommen.“

„Dann fahre du nach Moskau und sag es mit dem ganzen Mund.“

Nuchem hat keine Worte mehr. Seine blauen Lippen beben. Er holt den Tabakbeutel hervor und dreht sich mit zitternden Fingern eine Zigarette. Nachdem er ein paar Zündhölzer verrieben und sich endlich die Zigarette angesteckt hat, nimmt er wieder auf:

„Denn ihr seid alle Idioten, von Kopf bis Fuß Idioten! In Moskau haben s i e keine Ahnung, was

man aus Birobidschan machen kann und was wir hier schaffen können.“

Jetzt ist man schon hier, jetzt darf niemand mehr über Birobidschan Unsinn faseln. Ein anderer vielleicht nicht, aber er, Nuchem, ist ein Kenner. In Birobidschan gibt es Reichtümer, von denen sich niemand einen Begriff machen kann. Ließe man ihn gewähren, er würde die Birobidschaner Wälder bearbeiten, wie es die ganze Welt noch nicht gesehen hat. Gerade in der Waldbewirtschaftung kennt er sich gut aus. Nicht umsonst ist er seit mehr als zwanzig Jahren bei der Holzbranche. Da, dieser Zeigefinger ist ihm bei einer Säge draufgegangen. Das ganze Land würde aufleben. Alles würde nach Birobidschan rennen wie um Mazzeswasser. Man möge ihm nur etwas Geld geben, dem Nuchem, und er wird noch heute das halbe Kriwose hierherbringen. Nur die besten Handwerker und die kräftigsten Burschen würde er herkommen lassen, und die würden Birobidschan in die Arbeit nehmen, daß nur so Späne umherflitzen würden!

Nuchem sog an der Zigarette, aber sie war ausgegangen. Mit der Zunge schleckte er den Rand des Zigarettenpapiers ab, tat noch einen Zug und fuhr fort.

Kalinin selbst müßte man das erzählen! Man müßte ihm sagen, daß in Birobidschan ungeheure Schätze brachliegen. Mit dem Wald, der hier nutzlos vergeudet, verbrannt und vernichtet wird, könnte man zweimal den Bedarf des gesamten Perwomajsker Kreises decken. Und würde man sich richtig an die Arbeit

machen, hätte man genug für sich und außerdem auch noch für die anderen. Von hier aus würde man dann nach Ukraina, Perwomajsk und für die ganze Welt gutes Holz liefern.

„Welche Sünde, daß du hier verlorengehst! So ein Kopf mit solchen schönen Wangen müßte dem Kalinin als Minister zur Seite stehen und ihm Ratschläge erteilen."

Nuchem hätte gerade darauf unendlich viel zu antworten, aber die Wagen bleiben plötzlich stehen. Der Abschnitt 813 liegt in einer Entfernung von 18 Werst vom Biroer Versuchsfeld. Wir aber fahren schon mehrere Stunden. Man muß jemanden fragen.

Der richtige Ort, um zu fragen! In Birobidschan kann man ein paar gute Stunden warten, ehe jemand vorbeifährt. Nein, nicht so. Man muß absteigen und die Marksteine suchen.

„Ja natürlich sind wir schon zu weit..."

„Nein, wir sind noch nicht zu weit!"

„Verdreht nicht den Kopf: wer, zu weit, was zu weit!... Man hätte nicht einbiegen sollen. ‚Isjonner Utschastok' liegt gar nicht seitwärts. Das kommt davon, daß man sich auf die Obergescheiten verläßt! Kommt einer daher aus Kremintschuk, gibt sich für einen Fachmann aus, und dann hat man die Scherereien! Nach allem hat er gefragt, sogar einen Plan mitgenommen, nur weiß er nicht, auf welcher Seite es liegt..."

Ein zufällig vorbeikommender Bauer erklärte bereitwillig und ausführlich, daß der gesuchte Abschnitt

genau auf der entgegengesetzten Seite des Biroer Versuchsfeldes liege.

Vom Bauern erfuhren wir auch, daß sich in nächster Nähe das Dorf „Lasarewo“ befinde. Dort könne man Essen und Futter für die Pferde bekommen. Und es scheint sogar, daß dort der Inspektor des Abschnittes, den wir suchen, zu Hause ist. Nun, das trifft sich ja gut.

Wir fahren durch einen Wald. Zu beiden Seiten stehen dicht hohe Bäume. Nicht einen Schatten Furcht empfindet man... Man kann ruhig auf dem Wagen hocken und sogar zuhören, wie die Vögel singen. Was zwitschern sie zum Beispiel? Wer versteht das schon! Man muß sich erst mit allem vertraut machen. Und wie es riecht! Wirklich wie in einer Villa! Bei Gott, es ist jammerschade, daß Frau und Kinder nicht hier sind. Man könnte in diesem Wald die schönsten Sommerhäuschen hauen. Oj, oj, wie schön wäre das, wenn man in diesen Fichtenhainen Landhäuser errichten und den Kurorten in der Krim und im Kaukasus konkurrieren könnte! Man müßte nur die Sümpfe trockenlegen und die Mücken vertreiben. Das ist gar nicht so schwer! Wenn sich alle zusammentun, werden sie es schon leisten.

„Und ob man es leisten würde!...“

„Hört auf, von Landhäusern und Kurorten zu faseln!“

Jossel aus Terniwka ist die ganze Zeit mit anderen Dingen beschäftigt. Der fettige Schirm seiner Mütze ist ihm in die Stirn, über die Augen gerutscht.

„Nein, nicht so wird es sein. Und Nuchem Kriwoser ist nicht im Recht.“

Jossel wandte sich geschmeidig zu seinen Mitfahrern, schob mit einer Handbewegung die Mütze zurecht, nahm Zügel und Peitsche in die rechte Hand, griff sich mit der linken an die fleischige Nase und sprach bedächtig:

„Nein. Ich werd’ euch einen Rat geben — den allerbesten Rat . . .“

Er wird zu seinen Verwandten nach Amerika einen schönen Brief schreiben, einen Brief, der ihnen allen, wie sie dort sind, in die Glieder fahren wird.

Und noch etwas weiß Jossel: er hat einen Verwandten, so einen von der Partei. Und dieser ist in allen Finanzabteilungen zu Hause und mit den Inspektoren gut befreundet. Daher weiß er, wie sehr s i e um jeden Rubel bangen. Millionen Löcher gibt es, und alle müssen nach und nach verstopft werden. Heute braucht man das Geld für den Aufbau. Und aus einer Handvoll Sonnenblumen kann man nicht zweimal Öl gewinnen.

„Ei, und unser Birobidschan ist kein Aufbau!?“

Nuchem Kriwoser ist der Meinung, daß Birobidschan erst recht der Aufbau sei. Denn nur hier wird man für immer bauen, und gerade deswegen wollen die Amerikaner nicht helfen. Sie lieben keine ganze Arbeit, und hier wird ein solches Werk verwirklicht, daß es ihnen im Mund bitter wird.

Aber Jossel gibt seine Idee nicht auf. Wenn er ihnen schreiben wird, werden sie nur so schauen! Man wird

ja sehen. Jossel erging sich in Überlegungen, welche von seinen Verwandten in Amerika sicher helfen würden ...

„Schweig doch endlich. Wenn der einmal mit Amerika anfängt, kennt er kein Ende.“

Ein komischer Jud, der Jossel. Die Pferde und der Wagen versinken im Schlamm, und er phantasiert von Amerika. Ach, aus dem wird nichts werden. Kein Birobidschan kann aus ihm einen Menschen machen.

„Anu, Burschen, packt an! Alle auf einmal! Von der anderen Seite. So! Noch ein Ruck. Horuck — fertig. Ach, sind das gute Pferdchen. Kaum sind sie ein wenig müde geworden, vergessen sie ganz, daß sie wild waren. Sie gehen, daß es nur so ein Vergnügen ist!“

Der Wald weicht zurück; zurück bleiben die Bäume mit den Vögeln und mit den Fliegen. Vorne erscheint ein Dorf mit verstreuten Holzhäuschen. Sogar die Kirche ist aus Holz.

Das ist Lasarewo.

Das Kosakendorf

Warum kommen uns in Lasarewo nur Frauen entgegen? Sie umstellen unsere Wagen, Fragen und Erklärungen werden ausgetauscht.

Sie sind zufrieden, daß die Juden herkommen. Was kann ihnen das schaden? Die Juden werden keinem den Platz wegnehmen. Es gibt hier in der Umgebung genügend Boden und Wald, damit es für alle reicht. Aber daß die Juden Traktoren bringen werden, wie hier erzählt wird — das werden sie niemals glauben. Seit Jahren verspricht es die Regierung ...

So? Sind nicht alle Juden reich? Gibt es also auch bei den Juden Arme und Kulaken, oder wie der Vorsitzende des Dorfsowjets sagt: Proletarier und Burschujs? Das ist wirklich interessant!

Gewiß, man kann ausspannen und die Wagen in einem beliebigen Hof stehenlassen. Man wird nie-

mandem etwas abbeißen. Und wegstehlen wird man auch nichts. In diesem Dorf stiehlt überhaupt niemand. Jeder weiß, daß es ihm in so einem Fall schlecht ergehen würde.

Man lachte uns aus, als wir Hafer für die Pferde kaufen wollten. Wozu denn Hafer? Die Weide ist fett und gut, die Pferde fressen das Gras viel lieber. Wenn man will, können sie uns ein Kind mitgeben, das uns zeigen wird, wohin man die Pferde hinaustreiben und wie man sie anpflocken soll. Dort kann man sie ruhig unbewacht für die ganze Nacht zurücklassen. Wir können sicher sein, daß uns kein Schaden zustoßen wird.

Nachdem man die Pferde versorgt hat, kann man auch für sich etwas zum Essen auftreiben. Aber in der ganzen Ortschaft ist kein Mann zu sehen. An wen soll man sich wenden? In jeder Stube oder sogar auf den Türschwellen liegen ausgestreckt Kosaken, den Kopf auf die Arme gestützt, ein Kissen unter dem Bauch — und schnarchen.

Was soll das bedeuten?

Es ist ja heute der zweite Feiertag. Branntwein ist billig. So ist man also heute todbesoffen. Alle Männer sind betrunken. Und die Frauen sind auf der Gasse. Der Betrunkene legt sich nie etwas unter den Kopf, nur unter den Bauch. Und die Türschwelle ist oft als Kopfkissen gut genug. Für zehn Eier verlangt eine Bäuerin von mir vier Rubel. Wenn es so teuer ist, kann ich nicht für alle Essen einkaufen. Ich kaufe nur für mich fünf Stück. Sie, die Bäuerin, weiß alles. Sie ist

selbst aus Tschernihiwschtschyna. Sie weiß, daß die Juden ihre Heimat verlassen haben, weil sie nicht mehr Handel treiben wollen. Alle Juden schreien, daß sie unter der Sowjetmacht nur Kooperative brauchen. Und die Bauern in den Dörfern sagen, daß sie das Getreide in die Kanzleien abliefern müssen. Aber Kooperative brauchen sie keine. Sie weiß das alles. Einer ist hergekommen, und der hat ihr alles erklärt. Ihr Mann ist auch kein hiesiger. Beweis: ihr Mann säuft nicht. Er schläft nur so auf der Bank...

Meine Leute lachten mich tüchtig aus. Ein Dummkopf bleibt ein Dummkopf! Hier kann man zu 25 Kopeken für zehn Stück so viele Eier kaufen wie man will. Milch — 8 Kopeken die Flasche, Butter, Rahm sind sehr billig. Bei den Ortsansässigen soll man alles kaufen. Bei einer Eingewanderten darf man nicht um eine Kopeke einkaufen.

Wir sind satt und fröhlich. Den Inspektor vom Abschnitt 813 haben wir gefunden, aber auch er ist völlig besoffen.

Nicht ein ordentliches Wort vermag er hervorzubringen, es fällt ihm schwer, zu reden, aber er ist höflich und lacht unausgesetzt.

Ach, wie liebt er doch die Juden! Die besten Menschen der Welt sind die Juden. Einmal ist er nach Tschita gefahren und er konnte dort keine Unterkunft finden. Da hat ihn ein Jude sofort zu sich genommen und ihm zu essen und zu trinken gegeben. Daher gönnt er den Juden alles. Alles gönnt er ihnen. Sie mögen essen und trinken. Sogar seine Frau kann er ihnen ab-

geben. Mag sie jemand nehmen und mit ihr tun, was er will. Das macht ihm gar nichts. Wirklich gar nichts.

Vielleicht wollen wir zu ihm gehen, ein Gläschen trinken? Heute ist ein Tag, an dem alle trinken müssen. Auch gestern war so ein Tag. Auf so einen Tag wird man bis zum Ende der Woche warten müssen. Und heute ist erst Montag! Wenn wir uns drücken wollen, wird uns das nichts nützen. Er wird uns zwingen, zu trinken.

Der Inspektor schleppte uns bis zu seiner Türschwelle, dort fiel er mit dem Gesicht zu Boden und begann sofort zu schnarchen.

„So sind sie alle, die betrunkenen ‚Guranen'", klagte das Weib des Inspektors. „Immer saufen sie. Früher einmal schmuggelte man den Branntwein aus China. Jetzt ist er schon hier billig und man säuft hiesigen."

Solche Menschen sind sie schon, die Kosaken: sie vertrinken ihre Sorgen. Ach, was sie schon alles mitgemacht haben! Sie selbst weiß nicht viel. Aber wenn wir wollen, können wir zu den ältesten Kosaken hingehen, zu denen, die sich hier am Amur als erste niedergelassen haben. Der Älteste im Dorf ist Sjomin, Platon Wassyljewitsch Sjomin. Er ist der erste Kosak in Lasarewo. Er kann erzählen, was sich hier vor sechzig und siebzig Jahren zugetragen hat. Wieviel Raubtiere und Gnusi es gegeben hat. Geht nur, plaudert eine Weile mit ihm ...

Platon Sjomin trafen wir hinter einem Tisch mit leeren und vollen Flaschen und allerlei Imbissen. So sehr ich mich auch bemühte, ihn zu ermuntern, es

gelang nicht. Er bewegte kein Glied. Neben ihm lag auf dem Boden ausgestreckt ein Jüngerer mit einem Kissen unter dem Bauch, und auf der Türschwelle — Platons Sohn, die Wange in einer kleinen Speichelpfütze.

Sjomins Schwiegertochter, ein fröhliches, blauäugiges Weiblein, versicherte mir, daß ihr Schwiegervater unzählige interessante Geschichten zu erzählen wisse. Ich soll morgen bei Anbruch des Tages wiederkommen, wird er uns erzählen. Wenn ich will, kann ich bei ihr übernachten, dahier auf dem Boden, zusammen mit allen.

Ein fröhliches blauäugiges Weiblein, die Schwiegertochter vom Platon. Jelena heißt sie.

Am Abend gab man uns keine Ruhe. Gäste dürfen ihre Gastgeber nicht beleidigen. Wir müssen auch an dem Fest teilnehmen. Nu, wenn wir nicht viel vertragen können — ein Glas wird uns nicht schaden. Aber überhaupt nichts trinken — das geht nicht. Wir sind ja Nachbarn, für immer Nachbarn; es gilt, einander in die Augen zu sehen...

Unser Gastgeber, der Inspektor, schläft so fest, daß er nichts hört, obwohl getanzt, geschrien und gespielt wird. Und man spielt, daß die Fensterscheiben klirren! Er aber liegt auf dem Boden mit einem Polsterchen unter dem Leib, bewegt träge die Zunge und runzelt die Stirn. Von Zeit zu Zeit mit den Kiefern malmend, vertreibt er eine Schabe oder manchmal einen zudringlichen Ton der Ziehharmonika...

Nicht beim Inspektor ist das Hauptfest. Man muß

auch zu Kusjmycha, in die Hütte der Witwe Kusjmycha eintreten. Die Ziehharmonika wird man ohnedies bald hintragen müssen. Dort wird auch an Feiertagen Branntwein ausgeschenkt. Und dort wird die ganze Jugend Lasarewos versammelt sein. Wir müssen unbedingt hingehen, insbesondere die Jüngeren von uns.

Bei der Kusjmycha hatte niemand Zeit noch Platz, uns zu empfangen. Einige von uns mußten draußen bleiben und durch die Fenster hineinschauen, wollten sie etwas sehen. Die kleine Bauernstube der Kusjmycha war gefüllt mit jungen Leuten, und es herrschte erstickende Hitze. In der Mitte machte man einen Kreis, in dem stundenlang „Korobotschka" oder „Krakowjak" getanzt wurde. Der Harmonikaspieler war der Tanzarrangeur: wollte er, konnte er den Tanz unterbrechen, und er durfte aufspielen wie und was ihm beliebte.

Wirklich lebendig werden die jungen Kosakinnen erst beim „Podgornyi-Walzer". Das ist der fröhlichste Tanz, von dem sie nie genug haben und der niemals wiederholt wird. Die jungen Kosaken und Kosakinnen müssen immer wieder neue Figuren tanzen, mag der Harmonist auch noch so viele Stunden lang aufspielen.

An dem Tanz beteiligen sich im ganzen einige Paare, aber alle Anwesenden nehmen regen Anteil: die im Kreise Stehenden helfen, neue Figuren zu finden; die anderen stimmen ein lustiges Liedchen an:

Kehre besser, neuer Besen,
Lieb' mich öfter, Lasarewer Mädel!

Die jungen, leichten Füße der Kosakinnen nehmen das Motiv auf und zerlegen es in kleine, flinke Tanzschritte. Der Spieler kommt in Stimmung, legt das Ohr an den geschwungenen Balg der Harmonika, schüttelt energisch den dichten Schopf und beschleunigt das Tempo:

Ein Berg ist hoch, ein anderer klein,
Eine Liebste fern, eine andere mein!

Und alle singen mit:

Willst Podgornyj du tanzen,
Mußt den Tanzschritt kennen;
Ein Lasarewer Kind zu lieben,
Mußt den Prügel nehmen!

Harmonika, Tanz und Gesang haben kein Ende. Einmal beisammen, wetteifern sie miteinander und überholen sich gegenseitig hurtig und munter.

Währenddessen schlüpft hie und da ein Pärchen heraus, sich „abzukühlen". Hier umarmt er sie, raunt ihr etwas ins Ohr, sie schimpft ihn aus, und man geht wieder hinein tanzen.

Sich „abkühlend", erzählt mir ein Mädchen, daß es zwar im Dorf selbst keine Kommunisten gibt, aber sie habe von ihnen schon gehört. Zeitungen werden nicht gelesen, außer, daß der Vorsitzende des Dorfrates es tut. Sie selbst liest auch keine Zeitungen. Die dreijährige Schule hat sie schon längst beendet und

sogar schon alles Gelernte vergessen. Die Lasarewoer haben keine Zeit, sich mit Schreiberei zu befassen. Es gibt hier zu viel Arbeit und man hat keine Lust, noch etwas anderes zu tun. Man muß dazuschauen, daß man mit dem Füttern von acht Kühen, dreizehn Schweinen, Geflügel und Pferden fertig wird. Heu gibt es genug — mögen sie selber gehen und sich Futter suchen. Ist das nicht richtig? Natürlich ist es so.

Außer der Ziehharmonika kennt sie noch viele andere Instrumente. Sie selbst hat sie zwar noch nicht gesehen, aber andere Mädchen, die in Chabarowsk waren, die haben sich alles gut angeschaut. Sie haben ein Pianino gesehen — so ein großes, großes Instrument — und noch so manches haben sie gesehen.

Das Mädchen stand dicht neben mir, hielt meine Hand fest und ließ mich nicht zu Worte kommen.

Das Radio liebt sie sehr. Sie hat schon davon gehört. Ja, man sagt, daß es von selbst spricht wie ein Grammophon. Und ein Grammophon hat sie schon im Dorf gehört.

Von der Elektrizität hat man ihr auch schon erzählt. In Chabarowsk gibt es Elektrizität. Auch in Wladiwostok. Wladiwostok ist die schönste Stadt in der ganzen Welt. Sie hat Wladiwostok zwar noch nie gesehen, aber sie weiß es mit Bestimmtheit. Eine schönere Stadt kennt sie in der ganzen Welt nicht.

Ob sie gehört hat von der Ankunft der Juden im Rayon? Natürlich hat sie davon gehört. Man sagt, daß sie ein Kinotheater und Kommunisten mitbringen werden. Ach, wenn sie nur Kommunisten mitbringen

wollten! Sie selbst möchte schrecklich gerne Komsomolzin werden und sofort ins Kino gehen ...

Sie heißt Marußja. Sie tanzt und singt furchtbar gern. Wenn ich Lust habe, kann ich morgen abends nach der Arbeit herkommen, dann wird sie mir Lieder vorsingen. Jetzt hat sie Kopfschmerzen. Jetzt kann sie nicht singen. Aber ein anderes Mal wird sie mir alles zeigen. Zum „Podgorny Walz" und zum „Korobotschka" singt man schöne und große Lieder, so groß, wie die Tänze selbst sind.

Was, ich fahre schon morgen? Schade. Ob ich ihr denn nichts zu erzählen hätte? Sie möchte so gerne vieles wissen. Alles möchte sie wissen. Ich soll doch mit ihr ein wenig spazierengehen.

„Gehen wir, komm, wenn eine Guranerin bittet, mußt du gehen."

Unsere Schritte weckten das Vieh, das inmitten der Gasse stand oder lag und döste. Vor uns löste sich am Horizont die tiefe Schwärze und wurde hellila. Marußja hatte das runde Gesicht einer Goldin.

Sie liebt es sehr, wenn man ihr Geschichten erzählt. Und wenn ihr eine Geschichte gefällt, dann schmiegt sie sich an, haucht atmend aufs Ohr und wärmt die Seite.

Als wir zurückkamen, war es bei Kusjmycha schon stiller. Viele lagen und schnarchten. Wer sich noch auf den Beinen halten konnte, ging nach Hause. Die Mädchenstimmen klingen nicht mehr so hell; sie sind gedämpft und wecken das Vieh auf der Gasse.

Ich beeile mich zum Alten, zu Sjomin. Bald werden

wir mit dem Inspektor hinausfahren, den Erdabschnitt besichtigen.

Aber warum beeile ich mich so? Sie, Marußja, wird mir noch etwas singen. Oder noch besser: ich soll jetzt weggehen und am Abend wiederkommen. Da wird sie mir bestimmt vorsingen. Und außerdem muß sie mir jetzt noch etwas leise sagen:

„Schau dazu, daß du bestimmt kommst . . .“

Wie die Arbeit schmeckt

Wir fahren nach „Bomba", in ein Dorf, das zwölf Werst vom Biroer Versuchsfeld entfernt ist. In der Nähe, auf einer schönen Ebene, haben sich die Priluker und die Gluchower Kommunen angesiedelt. Macht nichts, sie kann ein wenig laufen, die Scheckige, es wird ihr nicht schaden. Die zwölf bis fünfzehn Werst kann sie in einigen Stunden zurücklegen.

Wie alle Birobidschaner Pferde ist auch die Schekkige unruhig; bald bleibt sie plötzlich stehen und will nicht von der Stelle; bald fällt es ihr ein, wegen einer kleinen Schlammpfütze oder eines unsichern Steges das Wägelchen anzureißen und zu galoppieren, daß man sich das Genick brechen könnte. Lejbisch meint, daß sie „nervös" sei. Seitdem man sie einmal mit dem Stiefelabsatz in die Schnauze geschlagen habe, sei sie nervös. Aber sonst ist sie eine Stute — ein Diamant!

Aus der größten Schlammastik wird sie einen herausschleppen. Dort, wo zwei andere Pferde versagen, schafft sie es ganz allein.

Sooft die Scheckige stehenbleibt, steigt Lejbisch vom Wägelchen ab, umarmt sie, schmiegt seinen feuchten Kopf an ihren warmen Hals und streichelt sie mit der haarigen Wange.

„Scha, Maschka, sei still Maschynja, du bist eine Brave, Feine!"

Mascha wirft zuerst erschreckt den Kopf in die Höhe, dann aber beruhigt sie sich, läßt die Augen funkeln und lauscht aufmerksam auf Lejbischs Liebkosungen und Zärtlichkeiten.

„Was? I c h soll es nicht verstehen, wie man mit Pferden umgeht?" sagt Lejbisch, als würde er einen Einwand widerlegen. Wozu denn sonst war er dreieinhalb Jahre bei den Roten! Zwar haben sie ihm den einen Fuß verkrüppelt, aber dafür folgen ihm, Lejbisch aus Priluke, jetzt alle Pferde.

Lejbisch mustert noch eine Weile die Stute, dann steigt er zufrieden wieder auf das Wägelchen. Das Pferdchen rennt, das Wägelchen hüpft, wirft das Stroh hinaus und schüttelt die Gedärme im Bauch durcheinander.

Zypa kann dieses Hüpfen und Schütteln nicht länger ertragen. Sie ist rundlich, hat zwei große blaue Augen, aber sie ist nicht kompakt genug angezogen und alles an ihr „tänzelt". Soll Lejbisch seinen Rock ausziehen und ihr unterlegen, dann wird sie sich ein wenig ausstrecken. Wenn man liegt, schüttelt es nicht

so. Aber die ganze Zeit möchte sie nicht liegenbleiben, sonst würde sie „Bomba“, dieses wonnige, schöne Dörfchen, nicht sehen. Lejbisch möge sie ja rechtzeitig aufmerksam machen.

„Aber mit deinen Pferdefüßen brauchst du mich nicht zu wecken, hörst du, Lejbisch!“

Zypa liegt schon im Wägelchen, aber auch das nützt wenig. Sie legt sich auf die Seite, windet sich nach allen Richtungen und bleibt schließlich doch ruhig liegen. Und als sie Lejbisch vereinbarungsgemäß anrühren will, schreit sie gar:

„Laß mich in Ruhe, Lejbky! Laß ab von mir, genug, ich habe schon gehört. Er hat immer so eine Gewohnheit, der Lejbisch!“

Man kann von diesem Anblick die Augen nicht abwenden. Die Sonne verbarg sich in die Tajga. Uff, wie doch die „schwarzen Birken“ leuchten! Ihre glatte Rinde blinkt und schimmert in allen Farben. Sie glänzen rötlich durch den braunen, zartdurchsichtigen Dunst.

Und die schlanken Zedern! Sogar die gewöhnlichen Birken prahlen mit dem sauberen Schmuck der weißen Mairinde. Nu, und die stolzen Eichen!

Nein, Lejbisch ist ein Dummkopf. Er möge doch Ruhe geben. Es wird ihm nicht schaden, auch einen Blick auf den abendlichen Himmel zu werfen. So einen Himmel kann sich nur Birobidschan leisten. Wie geschmolzenes Erz glüht es ...

„Vielleicht möchtest du mir etwas weniger den Kopf volltratschen, Zypa? Sieh mal an, wie fein sie

geworden ist! Anfangs war es ein gutes Mädchen, aber seitdem sie den Hilfstechniker kennengelernt hat, ist sie eine ganze ‚Intelligente' geworden, mit Himmeln und Erzen ... Vielleicht sollte sie, die Zypa, eine Poetin werden?"

Aber anscheinend denkt sich Lejbisch in seinem spitzigen Schädel unter dem grünen Kaskett, daß er ihr unrecht tue, denn er wendet sich um und versucht, Zypas braune Strümpfe glattzustreichen.

Aber Zypa stößt mit dem Fuß nach ihm und schreit böse:

„Aj, scher dich, bist ein Bauer und schon!"

Lejbl schielt noch eine Weile nach ihr, dann wendet er sich zu den Pferden, und bei den Pferden beschließt er zu sagen:

„Hör auf, Zypa, mir den Kopf zu verdrehen. Schau besser, was für eine feine Straße sie zum Abschnitt gelegt haben. Früher war es hier ganz verwachsen und wild. Und jetzt haben die Priluker selbst, mit den eigenen Händen, mit eigenen Pferden und Wagen einen Weg gemacht, wie man ihn nicht einmal in der Ukraina so schön findet ... Ein Sümpfchen ist das! Aber das macht nichts. Sie werden eine Brücke bauen. Man kann ja nicht alles auf einmal ..."

Dann wurde er nachdenklich und sprach schon, scheint es, zu sich selbst, denn das Rattern des Wagens übertönte ihn ...

Dort rechts, wo es graut und raucht, dort sind ihre Zelte. Und weiter oben ackern sie mit ihren Pferden. Man müßte eigentlich hinfahren. Oder besser so: Lej-

bisch wird fahren, die Pferde ausspannen, und ich mit Zypa können zu Fuß hingehen.

Schon von ferne hörten wir fürchterliches Geschrei und Lärmen. Jeder Schrei wurde von irgendeiner Bewegung begleitet. Die Leute bewegten sich ununterbrochen und schrien.

Als wir ganz nahe herankamen, verstanden wir nicht, warum sie ein umzäuntes Stück Feld pflügten, als hätte ihnen jemand dieses Stück eigens vorbereitet.

Alle wollten zugleich erklären und schrien uns an, als wären wir Pferde.

Es ist nichts. Man ackert zwei Deßjartinen schon bearbeitete Erde, die ein Bauer aus der Nachbarschaft hergeborgt hatte. Wenn der Boden schon einmal bearbeitet wurde, dann geht es viel leichter. Ein Unglück war es in den ersten Tagen, als man jungfräulichen Boden pflügen mußte. Wie man sie angetrieben und gepeitscht hatte — diese Viecher wollten nicht gehen. Sechs Pferde mußte man vor jeden Pflug spannen, wie vor ein Geschütz. Und auch das nützte wenig. Da, dieser miese Schimmel — ein drittklassiger Tramp — rackert sich ab, schlägt aus mit den Vorderbeinen. Und diese stille, sanfte Stute, von der man glauben müßte, daß sie nicht bis zwei zählen könne — wenn man sie vor den Pflug spannt, beißt sie gar! Und jener wilde Pferdatsch, angeblich gerade ein Erstklassiger, steht keine Minute still. Die ganze Zeit kommandiert er herum, dreht sich wie ein Meschuggener und zerrt an den Strängen. Und wenn es schließlich gelingt, unter großer Mühe eine Scholle zu heben, ragt sie wie

angeschmiedet steil in die Luft und will sich nicht umwerfen lassen. Es sieht fast so aus, als müßte man eigens Leute aufnehmen, damit sie die aufgepflügte Erde umlegen.

„Nein, meine Lieben. Das ist unnütze Mühevergeudung. In sechs Stunden haben wir nicht einmal eine richtige Furche geackert. Alles ist vergeblich. Aus Birobidschan wird nichts."

So beschließt Schwejrl der Hitzige, der die Pferde mehr als die andern anbrüllt und schlägt.

Inzwischen kommen von allen Seiten Ratschläge. Aber der Ratgeber selbst hält es nicht für der Mühe wert, das eigene Projekt auszuprobieren. Das sollen die anderen tun. Und ehe man eines versucht hatte, regnet es schon neue Vorschläge.

„Ich bitte euch, laßt nur; jene zwei Krepierten ziehen nicht auf ein Haar. Sie stören nur. Vielleicht ist es besser, sie auszuspannen und mit vieren zu ackern?"

Nein, das gibt's nicht. So muß man es machen: Man muß zwei Pferde vor den Pflug spannen, zu ihnen noch zwei und eines vorne, Michalko draufsetzen, der wie ein Goj arbeitet, ihm eine feste Rute in die Hand geben und vorwärts!

Oder, warte mal: Vier Burschen sollen vier dicke Stecken nehmen, sich von allen Seiten aufstellen und drauflosschlagen, was hineingeht:

„Noo! Hü! Nooo! Wijooo! Was steht ihr, Leute? Schlagt zu, stärker!"

Ach nein, es geht nicht, es steht schlecht. Sehr

schlecht steht es um Birobidschan. Nichts mehr zu sagen: alles ist vergeblich.

Was Wunder, wenn die Pferde so sind. Wilde Pferde und basta! Sie wollen einfach keine gerade Furche ziehen. Sie drehen sich auf einem Fleck, zerren den Pflug herum, als spielte jemand mit ihnen.

Ach, ein Unglück ist das! ...

Da ließen sie alle die Köpfe hängen, schämten sich, einander in die Augen zu sehen, und noch mehr schämten sie sich, die Pferde anzuschauen. Der eine schabt mit dem schwarzen, abgehärteten Fingernagel die Rinde von der Stange, ein anderer nestelt an einem Knoten im Strick herum, ein dritter spuckt aus vertrocknetem Mund ...

„Hört mal, Burschen. Vielleicht sollten wir überhaupt aufhören, die Pferde zu schlagen? Es scheint, daß es ihnen, diesen Kirgisen, nicht paßt, geschlagen zu werden. Versuchen wir, den Vordersten beim Halfter zu führen, vielleicht geht es."

Und wirklich ... Das ist ein Kerl, der Michajlo! Man sollte ihn zum Minister ernennen. Die Pferde gehen. Hoppauf, Pferdchen, zieht, vorwärts!

Hoow, wijoh, noch ein Ruckerl, wijoh! ...

Ach, es ist prachtvoll, es geht vorwärts, Jungens. Birobidschans Chancen steigen.

Ja, aber was soll man mit den Erdklumpen machen, die sich nicht umlegen wollen?

Wißt ihr was? Vielleicht stellen wir noch einen Mann hinter den Pflug, der die linke Schulter und die linke Hand etwas mehr anstrengt?

Diesen Rat gibt Naftule, der Sohn des Bäckers. Zwar ein junger Bursche, der Naftule, aber er kann schon gute Ratschläge geben. Ein tüchtiger Junge, das Bäckerchen, ihn werden wir zum Ministerstellvertreter machen.

Jetzt geht es — ein Vergnügen!

Man müßte den Vordersten ausspannen. Er macht ohnedies gar nichts, er spielt sich nur.

Und es ist wirklich besser so. Mit dem Viergespann geht es viel besser.

„Mein Wort, Birobidschan ist ein ausgezeichnetes Land!" ruft Schmejrl der Hitzige aus. „Mit vier Pferden ackern wir Hartboden!"

... Und jetzt, auf dem bereits bearbeiteten Boden, kann man auch mit einem Pferdepaar arbeiten. Man muß nur ein wenig brüllen. Sie zu schlagen hat keinen Sinn. Aber die Mücken lassen nicht atmen, weder die Pferde noch die Menschen. Es ist fast, als müßte man die ganze Arbeit liegenlassen und nur dastehen und sich kratzen.

Da kommt so ein Mückenschwarm dahergeflogen, verbleibt eine Weile und fliegt wieder davon. Aber ein Gnus ist ein Blutsauger, er geht nicht weg, ehe er nicht einen giftigen Stich versetzt hat. Man sagt zwar, daß, wenn man sich drei Tage lang nicht kratzen würde, sie einen in Ruhe ließen, aber wie soll man sich zurückhalten!

Mehr als die anderen beklagt sich Fajge über die Mücken. Arme und Hals sind bei ihr geschwollen, die Beine ganz aufgebissen: besonders gerne beißen sie

durch die Strümpfe. Und außerdem hat Fajge ein breites rundes Gesicht, eine bequeme Zielscheibe für die Stechmücken. Nein, Fajge wird das nicht aushalten. Bestimmt werden sie sie bei lebendigem Leib auffressen.

Vielleicht soll man schon Feierabend machen? Jetzt ist schon bald sieben Uhr. Von fünf Uhr früh bis sieben — das sind vierzehn Stunden. Nun, Burschen, genug.

Nein, das geht nicht. Solange man dieses Dreieck nicht beendet, legt Mytnik die Arbeit nicht weg.

Besser, man arbeitet heute noch ein wenig und hat das Ganze vom Kopf. Mytnik hat auch als Taschner, in seinem ehemaligen Beruf, nichts liegenlassen. Selbst wenn der siebenstündige Arbeitstag schon zu Ende war. Nicht deshalb, weil er, das Parteimitglied, „der Arbeiterklasse Opfer bringen" wollte. Sondern einfach deswegen, weil er dann nachher zu Hause keine Ruhe gefunden hätte: man ißt und schläft nicht gehörig, wenn man an die Arbeit denken muß. Mit einer Arbeit muß man fertig werden; das Messer abgewischt und Schluß. Und am nächsten Tag kommst du in die Werkstätte und fängst wieder eine neue Arbeit an ...

„Willst du, daß dich die Stechmücken ganz zusammenbeißen?"

Ihn beißen sie nicht. Die Mücken beißen nur solche „Elemente", die stehenbleiben, sich ärgern und sich solange kratzen, bis Blut fließt. Wenn auf ihn, Mytnik, eine Mücke kommt, versetzt er ihr einen kräftigen Schlag und macht ihr den Garaus ...

„Du bist ja ein blindes Huhn, wieso erblickst du sie denn?“

Oh, Fajge spricht schon. Wer hat denn s i e gefragt? Vielleicht möchte sie zu plärren anfangen oder wie ein Fräulein „histerische Sachen“ aufführen?

Nu, wenn man streitet, dann kann man schon wirklich aufhören zu arbeiten, da kommt nichts Ordentliches mehr heraus.

Aber Mytnik ist mit dieser Erledigung der Frage nicht einverstanden. Wie denn? Ist denn das Streiten etwas Neues? Die Leute sind schon derart überreizt, daß sie bei jeder kleinsten Gelegenheit ein Maul aufreißen, als gelte es, ihren Nächsten zu verschlingen. Und Beinfest, der Verwalter? Krank war er, noch vor einigen Tagen die Schutzmasken zu schicken, damit man nicht unnütz Kräfte vergeude?!

Aber niemand hat mehr Lust zu arbeiten. Eine fürchterliche Ermüdung hat sich aller bemächtigt, und sie sind sogar zu faul, die Pferde auszuspannen und das Inventar unterzubringen. Am liebsten würden sie sich hier, an Ort und Stelle, ausziehen und hinlegen. Wie gut wäre es, wenn man hier bleiben und einschlafen könnte, ohne sich vor allen Mücken der Welt fürchten zu müssen; wenn man nicht ununterbrochen Klapse auf Gesicht und Hals austeilen müßte und die Hände wenigstens für eine kleine Minute ausruhen könnten. Aj, wie gut wäre das! Wann wird es so sein?

Nach Hause ging ich zusammen mit Fajge der „Zornigen“. Sie wandte ihr Gesicht von mir ab, damit ich nicht sehe, wie verweint es ist.

„Wahrscheinlich haben Sie die Absicht, von hier wieder abzuwandern?“

„Wer? Ich?“

Fajge wandte sich völlig ab und begann schneller auszuschreiten. Nur von Zeit zu Zeit beugte sie sich, von den Strümpfen eine Mücke zu vertreiben, oder rieb sie sich mit der verarbeiteten Hand den Hals. Ich sah, daß es ihr schwer fiel, die Werkzeuge ins Zelt hineinzubringen. Ich holte sie ein, um ihr zu helfen. Da blieb sie plötzlich stehen, starrte mich mit bösen, verweinten Augen an und schrie mit kaum unterdrückter Wut:

„Man hat mir erzählt, daß Sie ein Krämer waren. Und Sie haben auch eine häßliche Krämerseele. Sie verstehen nicht, was Arbeit ist, und Sie kennen nicht den Geschmack der Arbeit!“

Schweigend trugen wir die Sachen ins Zelt. Hier erst hob sie ein sauer lächelndes Gesicht zu mir empor und faßte meine Hand.

„Ich wollte Sie bitten, mit mir irgendwohin zu gehen. Ich möchte Ihnen etwas zeigen.“

Ich ging mit ihr. Ununterbrochen trieb sie die Mücken von sich weg. Es war noch ganz hell. Die Sonne hatte sich hinter den Hügel „Bomba“ gewälzt. Auf seinem Gipfel flackerten die krausen Baumwipfel. Der ganze Westen war noch hell gefärbt. Deutlich sah ich noch den kleinen Kamm in Fajges dichtem, kurzgeschnittenem Braunhaar. An einem in Beete geteilten Stück Acker blieb sie stehen.

Das wollte sie mir zeigen.

Diese zwei Deßjatinen, die der Bauer aus der Nachbarschaft hergeborgt hatte, sind schon bearbeitet. Gemüse haben sie darauf gepflanzt. Ich soll doch hinsehen: dieses ganze Stück bis weit hinunter ist mit Kartoffeln besät. Dort weiter — Baklaschanen. In der Mitte Rüben. Und jenes Stück dort hinten lassen sie vorläufig so; ein Nachbar hat versprochen, Krautsaat zu geben. Das soll ein ukrainischer Gemüsegarten werden. Sie wollen probieren, wie er geraten würde. Sogar Tabak für die Burschen werden sie pflanzen, sobald sie die Samen bekommen. Von Zwiebel, Knoblauch und Rettich gar nicht zu reden — das sind ja die jüdischen Delikatessen.

Ernstlich: sooft sie, Fajge, vorbeigeht, scheint es ihr, daß es schon sprieße und sie wüchse mit. Das ist vielleicht sentimental, aber ihr Herz freut sich, wenn sie auf die zwei Deßjatinen Boden schaut. Fajge bewundert die Macht, die gewesene Krämer so umzuwandeln vermochte. Mit keiner Gewalt könnte man sie von hier wegreißen. Diese Erde kostet sie schon Blut. Man hat ja gearbeitet, geschuftet, und wie soll man jetzt das alles zurücklassen und abwandern? Wohin? Wozu?

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, meine Frage war sehr dumm."

Zu Schluß redete Fajge mit mir sanft und milde. Sie wollte mich nur richtig verstehen. Jetzt sieht sie ein, daß ich sie beileibe nicht beleidigen wollte. Sie drückte meine Hand und führte mich zurück. Jedesmal beugte sie sich zu den Beeten und streichelte sie gerade, als fürchtete sie, daß man sie aufgewühlt hätte.

Es war schon ganz dunkel. Nur auf dem westlichen Horizont schimmerte ein breiter Streifen Licht. Fajges fragende Augen konnte ich kaum noch sehen: sie fragten, ob sie es mir auch gut erklärt habe? Ob ich nun verstehe, was das Arbeit sei? Und ob ich auch begreife, daß sie nirgends mehr hinfahren könne, daß, um die Mutter und die zwei Brüderchen zu retten, man sie hierher nehmen müsse?

Als wir zurückkamen, war schon späte Nacht. Kamm und Haare konnte ich nicht mehr unterscheiden. Nur fühlte ich auf meiner Hand eine warme, harte Frauenhand. Etwas verarbeitet, aber fest und warm. Plötzlich wandte sie mir ihr verwittertes Gesicht zu und blickte mir geradewegs in die Augen.

„Ja. Eines vergaß ich Ihnen zu sagen. Ich habe niemals gewußt, daß Pferde Augen haben. Das heißt, daß die Pferde Augen haben, habe ich natürlich bemerkt, aber daß sie s c h ö n e Augen haben, das wußte ich nicht. Und ich hätte es nicht geglaubt, wenn ich es nicht mit meinen eigenen ... nu, mag sein miesen Augen gesehen hätte."

Dahier, bei den Prilukern, gibt es ein Pferd, eine hohe scheckige Stute. Solche Augen, wie sie die Stute besitzt, könnten sich die schönsten Mädchen wünschen. Die Augen sind groß, blau wie irgendein guter, schöner See. Und das Wichtigste — eine Mähne hat sie, die Stute, weiß und lang wie Zöpfe. Und wer hätte geglaubt, daß ein Roß schöne, weiße, lange Zöpfe haben kann? Niemand. Und die Priluker haben so etwas.

Es ist merkwürdig, wie sie mit diesen ihren Augen zu blinzeln versteht. Sie hat schöne weiße Lippen. Und zu sehen, wie sie so die Lippen bewegt und mit den Augen blinzelt! ... Und eine Figur hat sie, diese Stute, wie die Welt so schön! Wirklich bewunderungswürdig. Fajge muß sie mir morgen unbedingt zeigen.

Einen Fehler nur hat sie — sofern man das überhaupt als einen Fehler bezeichnen kann: Sie läßt sich nicht einspannen und schäkert ununterbrochen mit einem Hengst. Und der Hengst läßt sich in seiner Kommune auch nicht vorspannen, sondern läuft ihr nach, wo er kann. Er ist wenigstens ein kleiner, unansehnlicher Hengst. Aber sie, so eine Schönheit, gibt sich mit ihm ab ... hm ...

Fajge lächelte naiv und anmutig, wandte sich um und ging weiter, als hätte sie mir nichts mehr zu sagen.

Ich ging ihr durch die Finsternis nach. Wir näherten uns einem Feuer. Nasses Holz schien zu brennen, denn es rauchte stark. Näherkommend, sahen wir rings um das Feuer erschöpfte, abgehärmte Kommunemitglieder hocken. Einige waren sitzend eingenickt. Die anderen beobachteten, wie die Mücken in den Flammen verbrannten, und hörten den Ausführungen des Kommunevorsitzenden zu:

„An jede Sache muß man marxistisch herantreten: wenn Beinfest die Masken noch nicht geschickt hat, und sie sind noch nicht hier, so ist das ein Zeichen, daß er sie noch nicht schicken konnte. Und wenn das Pferdegeschirr zerreißt, so ist das ein Zeichen, daß das Leder schlecht ist. Und die Pferde sind nur deshalb

störrisch, weil sie noch wild sind. Man muß sie eben zähmen. Weder Beinfest noch der Verwalter Lokschyn sind zu beschuldigen. All das ist sinnloses Gerede."

Der Vorsitzende griff aus dem Feuer ein brennendes Stück Holz hervor und begann es durch die Luft zu schwingen:

„Aber das ist wichtig! Ah, zum Teufel, verbrannt sollt ihr werden! Diese verdammten Biester werden wir schon vertreiben. In Alexandriwka, fünf Werst von hier, gibt es nicht eine einzige Mücke! erzählen die Bauern. Nicht e i n e Fliege kann man dort sehen. Und wir werden sie auch vertreiben!..."

Alle ringsherum blicken dem brennenden Scheit nach, wie es durch die Luft fährt, feurige Kreise zieht, hören des Vorsitzenden Wortausbruch zu und meinen, daß es wichtig sei, mit dem Holzscheit zu schwingen.

Nein, nicht das ist wichtig. Aber das: Sluzkyj ist irgendwie krank.

Mir gab es einen Ruck:

„Wo liegt er denn?"

„Er liegt nicht. Er steht. An das Wägelchen angebunden."

„Wieso denn?..."

„Nun so... Aha, Sie verstehen nicht. Sie meinen Sluzkyj, einen Menschen. Gott behüte! Das ist ‚Sluzkyj' das Pferd. Die Priluker besitzen einen ‚Sluzkyj', einen ‚Ejsman' und einen ‚Berger'... Das sind Pferde mit dem Namen derer, die sie als erste gelehrt haben, im Gespann zu gehen..."

Das hat zur allgemeinen Erheiterung beigetragen. Jeder erzählt etwas Fröhliches. Alle krümmen sich vor Lachen. Gleich darauf ruft man zu Tisch. Er steht draußen. Das Abendbrot ist schmackhaft, sehr schmackhaft: Hering, Reis und Tee. Alle sind sehr hungrig.

Nach dem Essen zerstreuen sich die Kommunemitglieder, gehen schlafen. Die Privilegierten (Mädchen und Schwache) schlüpfen unter Zelte. Die anderen schlafen teils auf den Wägelchen, teils auf dem Boden, und so mancher auf einem Häuflein Stroh oder auf dem Tisch. Am Feuer ist niemand. Das Holz brennt nieder, verglimmt, und es wird dunkel. Die Mücken flattern herab und sinken tot zu Boden. Es gibt schon weniger Stechmücken. Und sehr bald wird es keine einzige mehr geben.

Die Priluker Kommune wird hier zu Hause sein ...

Mykita in Birobidschan

Ossip, der Vorsitzende des Lasarewoer Dorfrats, mußte zugeben, daß ich recht habe. Mit solchen Stiefeln wie die meinigen kann man in Birobidschan nicht einen Schritt machen. Für diese Sümpfe und Schlammpfützen muß man gesunde, feste Stiefel haben.

Ossip runzelte sogar das runde Gesicht, als ich ihm zeigte, wie die durchweichten Sohlen pfiffen und schnalzten. Die Fußlappen und die Hosen sind bis zu den Knien hinauf durchnäßt und die Fußsohlen verbrannt.

Und daß ich heute niemanden bitten kann, mir die Stiefel zu richten, das versteht auch Ossip. Schuster, die sich nur mit Schusterei beschäftigen, gibt es in Lasarewo nicht. Ebensowenig gibt es jemanden in Lasarewo, der sich nur mit der Schneiderei befaßte. Und an einem Feiertag wäre es nutzlos, einen Kosaken zu

bitten, daß er einem die Stiefel richtet. Er selbst, Ossip, ist Vorsitzender des Dorfsowjets; er ist ein antireligiöser Bürger und der einzige „Parteimensch" im Dorf. Er kann wohl an einem Feiertag arbeiten...

Und während Ossip in Gedanken versinkt, setzt sich auch Mykita für mich ein. Mykitas Heimatdorf liegt in nächster Nähe von meinem Städtchen in Podole. Er und ich, wir beide kennen unsere Ortschaften sehr gut: er kennt mein Städtchen und ich kenne sein Dorf.

Und jetzt sind wir beide so weit entfernt von dort, wirklich weit. Beide sind wir Überwanderer im Fernen Osten. Seine Hütte, sein Acker und das ganze Anwesen liegt im Rayon, in dem sich die Juden ansiedeln. Viele Juden werden sich dort ansiedeln.

Birobidschan heißt dieser Rayon...

Mykita hatte sein Dorf schon vor langer Zeit verlassen, und er freute sich sehr mit mir, der ich ihm einen so lebendigen Gruß von seiner ehemaligen Heimat brachte.

So, so, also Mitroschka Kaban, dieses kleine Bäuerlein mit der großen Glatze, hat man auch eingezogen? Ein großer Bauer war das, ein wahrer Kulak!

Und Chwiloman hat sich so fein herausgearbeitet? So ein Habenichts, wie der gewesen ist, aj, aj, aj! Nur einige dünne gelbe Haare hat er auf dem zusammengeschrumpften Gesicht besessen. Und außerdem noch eine Säuferin zur Frau, Kylina, Kylina die Säuferin wurde sie genannt, und das war alles. Und jetzt ist er sogar ein ganzer Macher im Rayonsrat!...

Mykita kniff die Augen zusammen und lächelte ein schlaues Bauernlächeln. Dann begann er mit zwei Fingern an dem Schnurrbart zu zupfen, und das Lächeln blieb noch immer. Er zupfte an dem Schnurrbart, und das ukrainische verschmitzte Lächeln spielte.

„Gut... nun, gut..."

Schade, daß er, Mykita, jetzt nicht in seinem alten Dorf ist. Wenn jetzt die Armen wichtige Persönlichkeiten werden — wer war noch so arm wie er im Dorf. Sicherlich wäre er jetzt Ältester im Dorf geworden.

Nu, und Bentschiks Tuchladen ist ganz liquidiert? Ganz zugesperrt! Tz-tz-az, schnalzte Mykita versonnen und erstaunt. „Fixe Preise" waren bei ihm. Bentschik selber pflegte lange in den Taschen herumzukramen, ehe er sich entschloß, zu zahlen, und von den anderen verlangte er immer Bargeld auf den Tisch.

Und Chwejgys, der Witwe Marktstand ist auch schon weg? Ganz weg? Eine lustige Jüdin war das! Allen borgte sie. Nur damit man ihr etwas abkaufe. Hauptsache, daß man kaufe! Ja, und man soll ihr auch zurückzahlen!

So gibt es also heute im Städtchen nichts mehr zu tun? Nu... gut...

Mykita wendete den spitzen Kopf ab, ließ langsam die Nase sinken und wurde nachdenklich. Und plötzlich fragte er:

„Nu, und die kleine Brücke zwischen dem Städtchen und dem Dorf ist schon repariert?" Dort war ein Brett gebrochen. Mykita ist dort einmal mit einem Wagen-

rad hineingeraten und er mußte die ganze Nacht stehenbleiben. Der Regen hat gegossen, und er ist gestanden. Der Regen hat gegossen, und er ist immer noch gestanden. Und dieses Brücklein hat man schon repariert?

Nein, es ist noch immer nicht repariert. Es ist ganz zusammengebrochen, in Stücke gegangen. Jetzt fährt man über Krasnosilka, an der Zuckerfabrik vorbei. Und wenn Aba, der hinkende Glasermeister, irgendwo einige Glasscheiben einzusetzen hat, dann muß er den Umweg über Krasnosilka machen? — Nu, gut ...

„Komm, werde ich dir zeigen, wer dir heute die Stiefel richten kann."

Und jetzt setzt sich Mykita für mich ein. Mykita ist Ossips Nachbar, und Ossip wird für ihn alles tun. Ossip wird es wirklich bald tun. Er muß nur erst seinen Tee trinken. Ein Kosak kann seinen Tee nicht entbehren. Oder nein, für diesmal wird er noch auf den Tee verzichten. Er muß zuerst die Instrumente zusammensuchen. Lange schon hat er keine Schusterarbeiten gemacht. So zum Beispiel das Hämmerchen hat er, wie es scheint, in den Dorfrat verschleppt. Er wird einen Sprung dorthin machen und das Hämmerchen bringen. Die eiserne Form liegt irgendwo auf dem Dachboden. Soll die Frau hinaufsteigen und sie suchen. Und die Ahle? Wohin ist die Ahle verschwunden?

„Mutter, wo ist die Ahle? Was ist das für eine Wirtschaft — alles verlegt! Hat man die Ahle weggelegt, dann muß sie auf ihrem Ort liegen!"

„Ach, du Hundesohn! Ich werde dir wie einem

Hühnchen den Hals umdrehen. Schau nur: kaum ist er ein Ataman geworden, hat er gleich eine Stimme bekommen. Heb' dich hinweg, sonst dreh' ich dir noch den Hals um!"

Den Vorsitzenden ärgert es, daß seine Mutter so einen Lärm schlägt. Ist doch die Stube mit Dorfsleuten voll! Jeder kommt zu Ossip; der eine Beschwerde zu führen, der andere einen Rat zu holen, und da müssen sie sehen, wie seine Mutter mit ihm umspringt.

„Schweig, du alte Hexe, sonst werf' ich dir das Hämmerchen in deine miserablige Photographie . . ."

„Anu, wirf, versuch's . . ."

Und Ossips Mutter wendet ihrem Sohn den breiten Hinterteil zu, dergestalt seinem Hämmerchen ein breites Ziel bietend.

In Wirklichkeit hält sie ihn zum besten, die Mutter, denn sie weiß gut, wie sie ihm zusetzen kann, wenn sie will. Im ganzen Dorf spottet man über ihn; alle sagen, daß Ossips Mutter der Kosak und er selbst das Frauenzimmer im Haus sei. Sie ist groß, breit, hat zwei starke Arme, ein langes Gesicht und einen üppigen Bartwuchs auf der groben Oberlippe. Und er ist zart und schwächlich, hat ein rundes Gesicht, eine fliehende Stirn und zwei kleine Füße. Und sein Herz ist auch wie das eines Frauenzimmers. Schnell empfindet es Mitleid. Wenn es nötig ist, einer Kosakenwitwe einige Holzstämme aus dem Wald zu holen oder ihr ein wenig beim Hausbau zu helfen, dann ist es Ossip, der sofort dazu bereit ist. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß er auch die Kühe melken würde, verstünde

er es. Und außerdem steckt er überall seine Nase hinein, wie ein Frauenzimmer. Als man ihn in den Dorfrat wählen sollte, da haben zuerst die Kosakenweiber die Hände gehoben, erst dann schlossen sich ihnen die Männer an.

„Tfu! Altes Aas! Da muß man einem Menschen die Stiefel richten, und sie bellt wie eine Hündin. Wart, wart! . . .“

Nein, das nicht. So sich zu erzürnen, ist gar nicht nötig. Mykita wird eine Ahle beschaffen. Ossip soll ruhig sein Werkzeug nehmen und zu Mykita gehen; dort wird er ungestört arbeiten können.

Jawdoche, Mykitas Weib, war außer sich vor Freude, mit mir plaudern zu können. Du gute Mutter! Wie angenehm ist es, einmal einen Landsmann zu treffen!

Sie hat kleine blaue Lippen, mit denen sie schnell-schnell, ein wenig näselnd spricht.

Natürlich wird sie mir einen gehörigen Empfang bereiten. Da kann ich beruhigt sein. Mit einem Tee, wie es die Kosakinnen, diese schlamperten Wirtinnen, tun, wird sie mich nicht empfangen. Hast du schon so ein Leben gesehen? Den ganzen lieben Tag saufen sie nur Tee. Nicht einen Tropfen Borschtsch verstehen sie zu genießen. Ein Stückchen Speck werden sie einem nicht vorsetzen. Nur Tee — im besten Fall gesottenes Wasser mit dünner Milch und hajdi!

Ja, aber woher ein Gläschen Branntwein zum Imbiß nehmen? Zwar trinkt niemand bei uns. Der Vorsitzende ist sogar ein Parteimensch. Er darf gar nicht trinken! Aber wenn man ein paar Tröpflein auftreiben

könnte, würde es nicht schaden. Insbesondere, da doch der Branntwein hier spottbillig ist.

Leider ist heute Petertag, und diese Kerle haben alles bis auf den letzten Tropfen ausgesoffen. Keine Sorge. Paraska, Jawdoches Tochter, wird den Schnaps schon auftreiben. Paraska hat weite, tausendfaltige Röcke mit einem grünen Band. Und wenn sie geht und die Röcke rauschen läßt, gefällt das Grischka, dem Kooperator, sehr gut, und er wird für sie schon alles Nötige auftreiben.

Wir werden nur ein Gläschen trinken. Keiner von uns ist ein Säufer. Aber ein Gläschen kann man getrost hinuntergießen.

Ja, nach dem Speck schmeckt der Schnaps sehr gut. Man könnte ruhig noch ein Gläschen trinken. Wenn es nicht reichen sollte, wird Paraska schon frischen bringen. Paraska ist über den Besuch auch sehr erfreut. Sie geht geschmeidig, läßt die Röcke rauschen und bekommt, was sie will. Grischka, der Kooperator, wird ihr jeden Wunsch erfüllen ...

Nein, Mykita hat schon immer gesagt, daß es unter den Kosaken solche ekelhafte Guranen gibt. Aber es gibt auch echte Menschen wie in jedem Volk. In jedem Teich gibt es allerlei Fische. Sogar unter den Juden gibt es auch welche, wie man sie eben nennt ... nu, jetzt kann man das nicht sagen, aber so eine Art Saujuden. Und es gibt anderseits auch Israeliten, echte Menschen, wirkliche Menschen. Oh, — aber jetzt muß man, wie man so sagt, sich die Sache überlegen, durch den Kopf gehen lassen ...

Mykita legt zwei Finger an den Schnurrbart, rülpst und sagt Paraska, sie soll noch eine Flasche bringen. Unbedingt soll sie noch eine Flasche bringen . . .

Er versuchte die Augen zusammenzudrücken und zu lächeln, aber es mißlang. Die Unterlippe krümmte sich nur schwach.

„Du, Ossip! Du schläfst schon? Ein kleines Köpfchen hast du: kaum zum Schnaps gerochen, und der Kopf schwankt schon. Das ist nicht gut, Brüderchen! Du mußt noch die Stiefel richten."

N-nein, Ossip schläft nicht. Er schläft gar nicht, bewahre! W-wenn Kalinin das wüßte, w-wäre er beleidigt. Beleidigt wäre er. Denn ein Vorsitzender muß achtgeben, daß Ordnung herrscht. Er muß helfen, allen muß er helfen. Denn die Revolution, nämlich die Oktoberrevolution, ist solcherart, daß man allen helfen muß. Damit es gut ist, jaja.

Ossip erhob sich vom Tisch, nahm das Werkzeug mit den Stiefeln und suchte mit den Blicken ein geeignetes Plätzchen in der Stube. Dann setzte er sich auf den Schemel im Winkel, drehte lange, lange aus Hanffäden eine Pechschnur. Aber es mißlang ihm immer wieder, in das kleine Loch in der Sohle hineinzutreffen. So bohrte er mit der Ahle ein neues Loch in die Sohle, benäßte im Mund die Spitze der Pechschnur und — traf wieder nicht.

„Nu, Genosse", wandte sich Ossip zu mir, „heute kann ich nicht. Der Kramladen, das Kooperativ, ist geschlossen, da kann man gar nichts machen . . ."

Natürlich kann man nichts machen. Mykita wird

es sogleich beweisen. Das ist ja sonnenklar: daß es bei so einem Guran, der fünf Säue und hundert Ferkel besitzt, nicht ein Schwärtlein Speck geben soll! Sie mästen eben nicht! Mykita versuchte zu wiederholten Malen zu lächeln, was aber immer wieder mißlang, und er schrie und brüllte, daß man eben nicht mäste, wie es sich gehört. Schlamperte Hunde sind sie. Sie faulenzen nur und saufen, große Säufer sind sie, aber arbeiten wollen sie nicht. Widerliche Guranen sind sie alle!

Schrei nicht, schrei nicht, Mykita. So zum Beispiel hat jede Wirtin fünf bis sechs Stück Vieh, aber nicht eine Flasche Milch kann man bei ihnen bekommen. Nicht einmal eine Kuh verstehen sie zu betreuen.

Mykita erhob sich, schwankte auf mich zu, erwischte meinen Rock und begann mich zu schütteln. Wenn ein Ukrainer Bauer das besäße, was sie, die Kosaken, besitzen — ach, was wäre das für ein Leben ... Aber die ukrainischen Bauern sind auch Nichtsnutze. Sie wollen aus ihren Hühnerställen nicht heraus. Dort krepieren sie nach einem Stückchen Wiese, und hier kann man ganze Morgen haben, wie ein richtiger Herr ...

„Vater, laß ab von ihm, warum schüttelst du ihn so!“

Paraska duldet das nicht. Sie packt die Hände ihres Vaters und zerrt ihn weg von mir. Paraska hat zwei lichte Blauaugen, mit denen sie zu schauen versteht, daß es die Seele freut. Sie setzt sich zu mir und knöpft mein Hemd zu. Der eine Knopf hängt auf einem

Haar. Wenn ich will, wird sie ihn mir annähen. In einer Minute wird er angenäht sein.

Aber mir ist es ganz egal. Mein Kopf dreht sich und schmerzt. Wenn sie will, Paraska, dann soll sie nähen. Mich stört das nicht.

„Pfui! Das ist nicht schön. So ein junger Bursch und auch besoffen. Und überhaupt: er hat ja nur zwei Tröpflein getrunken und ist schon stockbesoffen. Komm, werde ich dich auf die Pritsche legen, nu, komm!"

Paraska bemächtigte sich meiner Hand und schleppte mich zur Pritsche, die mit allerlei Bettzeug, kleinen Kissen und Pölsterchen verlegt war. Sie warf mich hin und setzte sich zu mir. Mit zwei warmen Fingern schloß sie meine Augen. Und gleich darauf waren es wieder zwei warme Finger, die meine Augenlider zudrückten.

Aber wenn ich nicht schlafen will, dann wird sie mir etwas erzählen.

Ihr ist es so traurig hier, der Paraska. Etwas nagt an ihrem Herzen. Die hiesigen Burschen sind irgendwie so kalt. Sie können gar nichts, aber auch gar nichts können sie.

Mykita sprang plötzlich wieder auf, kam herzu und setzte sich ebenfalls auf die Pritsche.

„Hörst du, Nachbar, hörst? Sag es den armen Leuten. Sie sollen herkommen. Mykita wird ihnen zeigen. Den Kosaken hier hat er schon gezeigt, wie man mit zwei Pferden neun Deßjatinen Acker mit Getreide besät. Ein Kosak leistet mit sechs Pferden nicht soviel

wie Mykita mit zwei... Nicht einmal Speck haben sie, keinen Happen Fett. Hundert Säue und kein Schmalz. Alles für Fleisch, nur für Fleisch."

Plötzlich begann Mykita zu lachen. Ist das ein Wunder, wenn ihr Vieh ausstirbt? So ein langer Winter mit solchen Frösten und ihr ganzes Vieh überwintert unter dem nackten Himmel ohne Dach über dem Kopf! Warum? Weil sie fürchten, daß sie, Gott behüte, arbeiten, den Mist hinaustragen müßten. Den Häckerling hacken sie mit der Axt, einfach mit der Axt. Nu? Verstehst du — natürlich...

Was natürlich war, hat Mykita nicht mehr ausgeführt. Auf einmal befand sich Ossip vor der Pritsche. Klein und eingeschrumpft, schwankte er vor uns und schlug mit den Knien an die Kanten der Pritsche an.

„Das darf man nicht, man darf nicht so!" schrie er. Michail Inwanowitsch wird beleidigt sein, sehr beleidigt wird er, Kalinin, sein. Denn die Revolution ist nur um zu helfen. Da muß man der Chwelymonycha einige Deßjatinen aufackern. Aber womit? Vielleicht werden es die Chocholen oder die ukrainischen Juden machen? Mit Traktoren werden sie ackern. Sie haben alles. Die besten Geräte werden sie mitbringen.

Ossip runzelte sein rundes sonngebräuntes Gesicht. Ihm ist irgendeine wichtige Sache in den Sinn gekommen, und er ließ niemanden zu Worte kommen.

Allen im Dorf hat er das schon gesagt. Im Rayonssowjet hat man erzählt, daß die Chocholen und die Juden aus Ukraina alles mitbringen werden. Denn Kultur, Kultur muß man haben. Man braucht ein

Kino, hie und da einen Traktor und einen Feldscher. Aber sie werden alles mitbringen. Alle Kosaken wissen es schon. Ossip hat es allen erzählt, und er selbst hat es im Landesexekutivkomitee gehört, ja, mit den eigenen Ohren gehört.

Mykita war froh, daß Ossip endlich verstummte. Er hat auch etwas zu sagen ... jaja, man muß ihnen zeigen. Die Ukrainer werden zeigen. So ein Boden, so eine fette Erde und keine einzige Frucht! ... Die besten Früchte können hier wachsen. Mykita wird ihnen das schon vormachen, wieviel Schmalz man von den Schweinen gewinnen kann. Er wird ein Briefchen schreiben, dann wird das ganze Witiwka herkommen. Man wird ihnen schon zeigen, diesen Guranen, wie man arbeitet! Aber die Ukrainer sind auch nichtsnutzige Chocholen. Sie bekommen Angst und rennen davon. Mykita wird ihnen schon zeigen, wie man wegläuft. Er wird ganze ukrainische Dörfer nach dem Fernen Osten überwandern lassen.

Paraska ist entzückt. Sie springt von der Pritsche und wirbelt auf einem Bein herum. Ihre reichlichen, faltenreichen Röcke mit dem grünen Band wehen durch die Luft.

„Ja, ja, man soll sie herholen, ganze Dörfer soll man herholen. Dann wird es lustig werden. Und einstweilen ..."

Einstweilen kommt Paraska zur Pritsche zurück und wirft sich auf sie. Mit der einen Hand umfaßt sie meine beiden und mit der anderen schlägt sie sanft auf meine Wange und verbietet mir zu saufen. Junge Bur-

schen dürfen nicht saufen. Viel besser wäre es gewesen, ein wenig spazierenzugehen. Dort, hinter dem Dorf, gibt's ein kleines, rasch fließendes Flüßchen mit einer kleinen Brücke; so eine schöne kleine Brücke mit Geländern. Und dort ist es angenehm, spazierenzugehen, und das wäre so fein gewesen. Aber saufen darf man nicht.

Mein Kopf schmerzte sehr. Es war mir ganz egal, was Paraska sagte oder tat. Ich spürte nur, daß sie mir mit zwei warmen Fingern die Augenlider zudrückte, und kaum öffneten sie sich wieder, waren gleich die zwei warmen Finger an ihnen, sie zu schließen ...

Abenteuer in der Tajga

Gestern ging ich von Babstow nach Lasarewo. Von Babstow nach Lasarewo sind es vierzig Werst. Ich verirrte mich und es regnete in Strömen, so daß ich mich beinahe aufgelöst hätte. Aber das machte mir nichts.

Heute ging ich von Lasarewo nach Birfeld. Dieser Weg ist im ganzen 24 Werst lang. Und eigentlich ist der Weg sehr einfach. Jetzt ist es ein Weg wie der von Balta nach Odessa. Aber ich habe ihn satt.

Einst dachte ich, daß es mich niemals ermüden würde, Berge anzuschauen. Aber wenn sie überall stehen, hat man bald genug. Ringsum, ringsum nur Bergketten in weitem Umkreis. Und gehst du weiter, siehst du wieder dasselbe.

Und alle sind sie in einen durchsichtigen, blauvioletten Dunst eingewoben. Manchmal löst sich der

Dunst und wird noch durchsichtiger; dann und wann verdichtet er sich ...

Ja, und außerdem:

Manchmal drängen sich die Berge so ineinander, daß man sie nur an den Gipfeln unterscheiden kann. Und dann — rücken sie wieder auseinander, stehen einzeln, als hätte jemand zu Fleiß Sand zu einem großen Berg gehäuft, und etwas weiter wieder einen Sandhaufen und weiter noch einen ... Die Berge berühren einander kaum mit ihren Grundlagen.

Und außerdem:

Die Decke, dieser durchsichtige Dunst, kann dicht und schillernd sein wie Naphtha; aber auch dünn und zerstäubt wie feiner Dampf.

Und noch einige solcher „Außerdem" ...

Ich aber habe genug davon. Übrigens kann ich auch nicht sehen, was sich in den Schluchten und Tälern zwischen den Bergen verbirgt. Und das gerade würde mich interessieren: zu erfahren, was dieser geheimnisvolle Nebel dort verheimlicht.

Da ist es schon besser, man sieht nicht hin und geht seiner Nase nach. Insbesondere, da das Wetter ungewöhnlich günstig ist: es ist recht warm, trocken, und es riecht nach Wald und Wiese. Aber irgendwo hier muß ich ja zu einem Abschnitt einbiegen. Die Siedlung Krasywa befindet sich in einer Entfernung von zwei bis drei Werst von der Straße, und dorthin will ich gehen.

Von früher her weiß ich mit Gewißheit, daß es links nur einen Weg gibt, und dieser Weg führt nach

Krasywa. Ich erblicke links Wagen- und Fußspuren. Sicherlich ist das der Weg. Ich biege ein und bin davon überzeugt, daß ich mich nach Krasywa richte.

Aber schon nach einer Werst werden die Spuren seltener, unbemerkbarer, und schließlich verschwinden sie ganz.

Trotzdem ging ich weiter. Hier war ich schon einmal gewesen. Immer wieder schien es mir, daß mir hier alles bekannt sei: Wie damals sehe ich einen Hügel in der Mitte, undicht wachsen weißberindete Birken auf ihm. Das ist der Nachwuchs nach einem niedergebrannten Wald. Da rechts sieht man sogar noch die Spuren des Brandes. Und dort weiter, neben der Eiche, steht eine große weiße Birke mit gebrochenen Ästen, die, zusammen mit der Eiche, wie die Ziffer „4“ aussieht.

Natürlich, es ist genau so wie damals.

Aber ich ging und ging, und noch immer verriet nichts, daß hier Menschen wohnen. Plötzlich stieg eine Blutwelle in meinen Kopf.

Wie, wenn ich mich verirrt habe? Schöne Sache. In der Tajga verirrt...

Für einige Sekunden versagten die Beine den Dienst und es wurde mir finster vor den Augen.

Auf einmal sah ich im Geiste Schymke Priluker, wie er vor mir steht und lachend die breiten gelben Zähne fletscht. Erst unlängst hat mir Schymke erzählt, daß er im Wald einige Bären gesehen habe. „Was heißt? Wirkliche Bären?“

„Oho, und ob es in Birobidschan Bären gibt!“

Neulich ist er nach der „zweiundzwanzigsten Werst" gefahren, um Dachschindeln zu holen. Und neben Bomba, wo man auf den großen Trakt einbiegt, sprang plötzlich ein Bär, ein unglaublich gewaltiger Bär aus dem Wald. Und hinter ihm kugelten sich alle Jungen, die männlichen und weiblichen Bärenkinder, und begannen Schymon nachzujagen.

„Was heißt? Lebendige Bären sind dir nachgelaufen? . . . Nu, weiter . . ."

„Hör mal, unterbrich mich nicht immer wieder!" Schymke war schon zornig.

Und da begann Schymke die Pferde zu treiben, zu treiben, daß die Pferde die Ohren zurücklegten und wie der Wind dahinflogen! Und Schymke peitscht und peitscht, und die Pferde galoppieren, daß Funken fliegen, und Schymke peitscht noch und noch . . .

„Nu, und die Bären konnten dich nicht einholen?"

Schymke lachte, fletschte die Pferdezähne und lachte.

„Uch-huuch-cha-cha-cha! Bist du aber ein Tepp! Ein Tatarenschädel bist du. Wie meine Mutter glaubst du alles. Meiner Mutter zu Hause hat man auch Geschichten über Bären und Wölfe erzählt, und sie hat auch alles geglaubt. Jetzt schreibt sie mir, ich soll sofort, solange ich noch lebe, nach Hause kommen. Noch ehe mich die Bären auffressen! Und du glaubst auch! Ech, bist du ein Narr!" Und wieder fletschte Schymke die gelben Zähne und lachte sich schier krumm . . .

Und jetzt, in der wilden Tajga mit den Bergen, erblicke ich wieder Schymke mit den gelben Zähnen.

Es schien mir, daß es auf dem Hügel wirklich irgendwie verdächtig raschelte. Ja, wirklich, ein Bär! Dort ist ja der große Schädel, die klobigen Pfoten, und es brummt etwas!

Ich begann zu laufen. Vor Schreck bin ich wahrscheinlich zurückgelaufen. Ich lief, was die Kräfte hergaben. Ich sah mich nicht um und lief. Sogar auf der Straße lief ich mit den letzten Kräften noch weiter ...

Nach einer Stunde Rast ging ich weiter. Ich fand wieder einen Seitenweg, und ich wußte nicht: sollte ich hier einbiegen oder nicht? Ich erwog alle Gründe für und dagegen und ging. Aber von ferne merkte ich schon, daß dieser Weg geradewegs in den Wald führt. Den Weg hatte man wahrscheinlich vor kurzem gelegt. Nicht viele Wagen waren hier durchgefahren. Die Gräser, von den Wagenrädern niedergedrückt, richteten sich schon wieder auf, und vielleicht war sogar inzwischen frisches Gras gewachsen.

Die Erde bleibt hier keine Minute unbewachsen. Sie besitzt einen solchen Vorrat an Feuchtigkeit und Säften, daß es ihr zuviel ist. Sie braucht sich gar nicht anzustrengen, um die größten Ebenen der Welt mit tausenderlei Blumen und Gräsern, hoch wie erwachsene Menschen, und winzigem Gras zu überwuchern. Ein Überschwang von edlen und zarten Farben schmückt sie. Alles ist hier in Überfluß. Sie gibt mit vollen Händen, schenkt aus reichlich fließenden Quellen allen und allem.

Und dort weiter stehen Bäume: kleines Gesträuch

und gigantisches Baumwerk. In wirrem Durcheinander stehen graziöse Zedern, festliche frühlinghafte Birken, hundertjährige, ewige Eichen und immergrüne Nadelbäume.

Das Wachstum der Gräser kennt keine Grenzen; sie durchbrechen die seit Ewigkeiten angehäuften Laub-, Fäulnis- und Baumreste, klettern die gerunzelte Baumrinde der schwarzen Birken hoch und erklimmen Stämme und samtene Korkbäume. Überall wuchert das Gras: zwischen den Bäumen, neben den Bäumen, auf den Bäumen ...

Damit es überall grün ist.

Und plötzlich, in dieser ungehemmten siegreichen Pflanzenwelt etwas Sonderbares: Ein gefällter Baumriese. Der Urwald, die Bäume stehen erstaunt und schauen. Sie wundern sich. Zeit ihres Daseins haben sie das nicht gesehen. Davon weiß der Urwald nichts, seitdem die Welt steht. Wohl: ein Baum kann brennen, ein Baum kann sich biegen, kann sich sogar so sehr biegen, daß er zusammenbricht. Aber abgeschnitten werden — davon weiß der Urwald nichts. Ich stelle mir vor, wie die Bäume entsetzt waren, als sie zum erstenmal in ihrem Leben das Geräusch der Säge gehört hatten.

„Schru-schru-schru ...“

Und dann, ohne Wind, ohne Sturm:

„Trach!“

Und ein großer dicker Baumriese fällt und knickt in seinem Fall noch einige andere Bäume.

Gott weiß, ich beneide die Menschen, die als erste

das Geräusch der Säge und den Atem der Arbeit hierhergebracht haben.

Der zurückbleibende Strunk scheint nicht die geringste Beleidigung zu fühlen: er prahlt mit seinem frischen weißen Kopf. Ich liebe ihn auch. Ich kann mich bücken und ihn umarmen. Aber meine Arme sind zu kurz: uch, wie dick er ist! Da hast du einen Kuß. Wie das schmeckt! Die heißen Bisse der Säge sind schon abgekühlt. Aber es duftet noch, riecht nach Arbeit. Ein berauschender Geruch.

Hier brauche ich mich nicht mehr zu ängstigen. Scha, ich kann mich sogar niedersetzen. Nicht auf den abgesägten Strunk, Gott behüte; ich will ihn nicht verletzen. Ich werde mich in seine Nähe setzen, mich anlehnen und ihn umarmen.

Sieh mal: wie viele violette kleine Fliegen sich auf diesem Stück Pferdemist niedergelassen haben! Dieser Gestank ist ihnen neu, noch unbekannt. Alle drücken sie die Flügelchen an sich, umstellen im Kreis einen Punkt, und so werden sie mit vereinten Kräften erforschen, was das für ein neuartiges Gewächs in ihrem Reich ist? Lange stehen sie so, schnüffeln, riechen, kosten und fliegen davon, ohne klug geworden zu sein.

Ich schaue ihnen lange nach, sehe, wie sie noch einmal eine Kundschafterin zurückschicken. Die kleine Fliege bleibt eine Weile stehen und fliegt zu den anderen mit frischen Nachrichten zurück, worauf sie mit erneuter Neugierde zum Pferdemist umkehren. Ich mag nicht mehr zuschauen. Ich stehe auf und folge den Wagenspuren auf die Straße.

Ich marschiere weiter. Wieder ein Weg und ringsum Berge.

Es glüht schon eine heiße Sonne, und der Nebel auf den Bergen schrumpft zusammen, verdichtet sich und verschwindet in den Felsspalten.

Mir ist es heiß und ich bin müde. Ich habe keine Kraft, so viele Kleider auf mir zu tragen. Vielleicht sollte ich mich ausziehen, die Kleider zu einem Bündelchen zusammenrollen — und wohin dann damit?

Krasywa war noch immer weit und breit nicht zu sehen. Nach Birofeld dürft' es von hier hübsch weit sein. Nicht zu denken daran, daß ich bis nach Birofeld gehe. Begegnete ich doch wenigstens jemandem, der mir den Weg zeigt! Ewige Dankbarkeit würde ich ihm dafür bewahren! Dann könnte ich noch vor Einbruch der Nacht eine Siedlung finden und dort in einer Hütte übernachten.

Aber ich begegne keiner menschlichen Seele. Ich selbst sehe keine Seitenwege mehr. Wo werde ich übernachten?

Ich rollte die Kleider zu einem Bündel zusammen, rastete eine Weile und wanderte weiter. Wenn ich niemandem begegne, werde ich eben hier, irgendwo am Wegrand, übernachten. Hätte ich jetzt ein Gewehr, könnte ich schießen und wäre ich ein Jäger — dann würde ich einen von den Vögeln, die hier umherflattern (an ihren Stimmen erkenne ich, daß es Möven sind; ich kenne nur die Möven, weil sie mir einmal von einem Jäger gezeigt wurden), würde ich eine Möve abschießen. Und dann, wenn ich Zündhölzer

hätte, würde ich ein Feuer anzünden und mir hier, an der unteren Quelle, ein großartiges Abendbrot bereiten, so wie damals, als ich mit Ossip, dem Vorsitzenden des Lasarewoer Dorfrats, unterwegs war. Oh, dann hätte ich keinen Hunger mehr.

Aber ich bin kein Jäger. Vögel kann ich nicht abschießen. Vom Fischfang verstehe ich nichts, und Zündhölzer habe ich auch keine mit. So bin ich also hungrig und müde.

Ich bin gewöhnt, auf den Weg alles von zu Hause mitzunehmen: ein verkrustetes Stück Brot, ein hartgesottenes Ei, ein Huhnbügelchen ...

Wie war doch Ossip damals böse gewesen. „Nu, schau mal", hatte er gesagt, „du hast so viel Nahrung auf den Weg mitgenommen, und ich habe nichts mit: du kannst dich selbst überzeugen. Aber wir werden schon sehen, wer von uns beiden besser essen wird!"

Und wirklich: gleich darauf hatte Ossip Fisch und Fleisch, daß es für ein Festessen gereicht hätte.

„In unserem Rayon mangelt es an nichts", hatte Ossip gesagt. „Bei uns braucht man nichts auf den Weg mitzunehmen. Man muß lernen, sich es zu holen."

Jawohl, hier muß man nur lernen, zu nehmen! ...

Aber nicht das will ich heute erzählen. Heute, da ich schon auf einer Pritsche, in einer trockenen Stube liege, nach einem reichlichen Abendbrot, bestehend aus Brot, Reis in der Milch und Tee — heute will ich erzählen, wie ich einen ausgefahrenen Weg und eine kleine Hütte in der Ferne erblickte.

Eine Hütte?

Ja, eine Hütte. Eine Hütte aus dunklem, verwittertem Holz.

Wie kommt da diese Hütte her und noch dazu aus altem, verwittertem Holz?

Natürlich richte ich mich sofort dorthin. Es ist hier sehr sumpfig, und ringsherum stehen wieder hohe Berge. Es fällt mir recht schwer, mein Bündel zu tragen. Aus dem feuchten Boden wachsen hohe Gräser, Gesträuche und Bäumchen. Die Sonne steht noch hoch. Auf meiner Uhr ist es fünf.

Aber was ist denn das? Die Hütte ist merkwürdig klein. Überwanderer hätten sich auf keinen Fall eine solche kleine Hütte gebaut ...

Und — die Hütte steht ganz allein. Nichts, kein Zelt, kein Rauch, keine Stimmen — es ist still und einsam ...

Erstaunlich: die kleine Hütte steht auf vier winzigen hölzernen Rädern. Vorne sind zwei provisorisch befestigte Deichseln. Von der einen Seite ist eine versperrte kleine Tür zu sehen, und von der anderen ein Fensterchen, das mit Gras verstopft ist.

Was soll das bedeuten?

Plötzlich tat sich die Tür auf und in der Öffnung erschien eine magere, hohe, gebückte Gestalt.

„Was suchst du hier?"

„Krasywa", erwiderte ich nicht ohne Schreck.

„Alle verirren sie sich ..."

Meine Furcht schwand. Das gutmütige Gesicht und die angenehme Stimme beruhigten mich.

Die gebückte Gestalt trat aus der Türöffnung und richtete sich auf. Ein hoher Mann war das. Er unterzog mich von Kopf bis Fuß einer gründlichen Betrachtung und lächelte gutmütig. Und eigentlich brauchte er nicht erst zu lächeln: seine graublauen Augen waren freundlich, wenn auch etwas müde, und das Gesicht immer zu lächeln bereit.

„Ej, hier sich zu verirren, ist nicht schwer. Aber eine unangenehme Sache ..."

Der Unbekannte wies mit dem langen Arm nach rechts:

„Dort, neben dem Hügel — siehst du? Nicht weit. Wo der Baum sich krümmt wie ein Betrunkener, der an einen Zaun geraten ist ..."

Der Unbekannte lächelte über den eigenen Vergleich, bückte sich, trat in die würfelartige Hütte. Gleich darauf kam er wieder mit einem Fernglas zum Vorschein. Mit der einen Hand hielt er das Fernglas vor die Augen, mit der anderen wies er auf einen Hügel und behauptete, daß dort sich die Siedlung befinde, daß man sogar den Rauch steigen sehe.

Ich aber sah sogar durch das Fernglas gar nichts davon. Dort, wohin er meine Aufmerksamkeit richtete, befand sich ein ganz ruhiger Berg, etwas vernebelt, und die Bäume auf ihm schienen zu tänzeln und in allen Farben des Regenbogens zu schillern. Es rauchte, aber der Rauch stieg nicht, sondern blieb unbeweglich.

„Ach, du Taugenichts, bist ein armseliger Fußgänger", sagte er und versetzte mir einen freundschaft-

lichen Klaps auf den Kopf. „Ein Fußgänger, ein Infanterist bist du, kein Kavallerist! Dort, dort ist Krasywe. Man kann es sogar ohne Fernglas sehen."

Ich war unschlüssig, versicherte dem Fremden, daß ich nichts sehe. Ich bat ihn, mich ein Stück zu begleiten, bis ich wenigstens die Zelte sehen kann.

„Nein, das kann ich nicht. Ich kann nicht."

„Was soll ich denn machen?" fragte ich, als wäre er an dem Ganzen schuld.

„Ich zeige dir ja den Weg! Gehe so, wie ich dir zeige."

„Aber ich sehe ja dort gar nichts."

„Dann kann ich dir nicht helfen ... Aber warte."

Der Lange bückte sich und steckte den Kopf in die Türöffnung.

„Pascha, soll ich einen Menschen nach Krasywe führen?"

„Nein, nein", war die hastige Antwort aus dem dunklen Stübchen.

Der Lange zog seinen Kopf wieder hervor. In der Türöffnung erblickte ich eine Frau. Sie war zerzaust, unordentlich gekleidet, barfuß und hatte ein rundes Gesicht. Sie zog die Augenbrauen zusammen und schüttelte den Kopf.

„Nein, auf keinen Fall. Hörst du, Filipp, um keinen Preis!"

„Was kann dir das schon schaden, Paschetschka. Das ist ja nicht weit. Ich werde nur den Weg zeigen und zurückkommen."

Pascha wollte nichts mehr hören. Sie wandte sich

um und ging wieder hinein. Ihr Kleid war offen, sie hielt es mit der Hand fest. Ein Streifen heller Haare war mit einer Haarnadel an dem Kopf festgemacht, die übrigen flatterten lose.

„Siehst du? Ich kann nicht", sagte Filipp und breitete die Arme aus.

Ich flehte, bat, versprach Geld, Branntwein, eine Flasche, zwei Flaschen.

„Schade, daß du kein Kavallerist bist. Eine Memme bist du. Ein ganz gewöhnlicher Infanterist."

Filipp zog wieder den Kopf ein und sah in die Hütte hinein.

„Pascha, ich werde den Mann ein Stück begleiten gehen? Nur ein paar Schritte."

Ich trat auch näher zur Tür und warf einen Blick hinein. Es war ziemlich dunkel in der kleinen Hütte. Pascha lag ausgestreckt und schwieg.

„Was schadet dir das, Närrchen. Ich werde nur den Weg zeigen und sogleich umkehren . . ."

„Aber ich habe Angst, verstehst du?" schrie Pascha. „Ich fürchte mich hier allein und Schluß."

„Brauchst nichts zu fürchten. Wovor denn fürchten? Ich werde nur den Weg zeigen und sofort wiederkommen."

„Was ich zu sagen hatte, hab' ich gesagt. Laß mich in Ruhe."

Filipp schüttelte den Kopf und schmunzelte. Ich verstand, daß er in Verlegenheit war. Ich flüsterte ihm zu, daß er mich nur soweit begleiten werde, bis ich die Zelte erblicke. Ich gebe ihm dafür zwei Flaschen,

wenn er will, sogar drei, und es würde mir nicht einmal leid tun, ihm fünf Flaschen zu geben.

„Nu, dann gehe ich. Ja, Pascha?"

Pascha schwieg. Filipp richtete sich auf, hängte das Fernglas um und schritt aus. Ich ihm nach.

Plötzlich erschien Pascha in der Türe. Sie war schrecklich aufgeregt. Ihr Gesicht war vom Zorn verzerrt. Unter dem flatternden Hemd wurde der weiße Körper sichtbar.

„Ich fürchte mich, hier allein zu bleiben, und er läßt mich zurück", schrie sie voll Empörung. Ihre Augen waren blutunterlaufen. Vor Aufregung verschlug es ihr die Rede. Die Lippen zitterten, mit Mühe stotterte und stammelte sie einige gepreßte Laute: „Allein, ganz allein ... in der großen Tajga ... und ich ... ganz allein ..."

Pascha verschwand wieder in der Hütte. Filipp lächelte ihr gutmütig nach und ging weiter. Ich ihm nach. Die Sonne sank. Es war sechs Uhr.

Vorläufig schritten wir noch kräftig aus. Filipp meinte, daß er das Land gut kenne, und wir dürfen ruhig vom Pfad abbiegen. Er schlug die Richtung ein, die er mir gezeigt hatte. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, schaute durch das Fernglas.

Aber bald blieb er wieder stehen, schaute, schaute durch das Fernglas und wandte sich nach links.

Wir sind etwas von der Richtung abgewichen. Man muß sich mehr nach links wenden. Bald werden wir auf eine Erhöhung gelangen, von dort wird man die Zelte sicherlich schon sehen können.

Filipp treibt mich zur Eile an, läßt mich nicht stehenbleiben. Er will mir über Pascha erzählen, was für ein Närrchen sie ist. Sie hat Angst. Weshalb fürchten? Ach, mit den Russen ist es wirklich schwer auszukommen. Alle glauben sie, daß man sich in der Tajga fürchten muß. Der einzige ungefährliche Ort der Welt ist die Tajga. Niemand wird dir hier ein Haar krümmen. Niemand. Denn die Tajga — sei still... Pascha...

Filipp murmelte noch etwas, aber ich verstehe nichts mehr. Ich bin schon ziemlich weit zurückgeblieben. Was der für lange Beine hat! Und noch dazu ist er so geschmeidig. Er hat auf den Füßen leichte, geschnürte Opanken, leichte Beinkleider, ein Hemd und nichts mehr. Und ich habe, scheint es, Kleider, die hundert Pud wiegen und mich zu Boden drücken. Nein, ich kann ihn nicht einholen.

Ich brülle laut, daß er mir helfen soll, meinen schweren Regenmantel und die Lederjacke zu tragen. Filipp wartet, nimmt mir wortlos die Last ab und marschiert weiter. Das Fernglas hängt er um die zweite Schulter, damit es nicht zwischen uns pendelt, und erzählt, daß es unter den Kosakinnen so eine wie Pascha überhaupt nicht gibt. Alle Kosaken der Siedlung beneiden ihn um sie. Er hat sie dem Ataman Semjonow geraubt, der das Land plünderte. Bei ihm war sie eine barmherzige Schwester gewesen. Pascha hatte größere und feinere Brüste als alle anderen Schwestern gehabt, so hat sie Filipp für sich geraubt.

Es dämmerte stark. Wir aber gingen noch immer.

Filipp schritt mit den langen Beinen voraus, und ich lief ihm wie ein Kalb nach. Ringsherum zogen sich Bergketten. In den Schluchten lag Nebel, der wie Naphtha schillerte.

Plötzlich blieb Filipp stehen. Schon von ferne schrie er mir zu, daß er nicht weiter gehen könne. Nein, weiter geht er nicht. Pascha wartet auf ihn, und wahrscheinlich fürchtet sie sich. Und von hier sieht man schon ganz deutlich Krasywe. Wenn ich auch jetzt nicht sehe, dann bin ich eine echte Memme.

Ich sagte ihm, daß ich nichts sehe, und bat ihn, mich noch eine Strecke zu begleiten.

Nein, weiter kann mich Filipp unmöglich begleiten. Da ist ein breiter Teich. Er geht in Opanken und hat keine Lust, durchs Wasser zu waten. Ich aber habe hohe Schaftstiefel, so kann ich ruhig weitergehen.

Ich war verzweifelt. Ich sah wirklich nichts. Und es war schon ziemlich finster, da soll ich mich jetzt auf die Suche nach einem Abschnitt begeben, den ich gar nicht kenne! Ich bat Filipp um Erbarmen, versprach ihm alles, was er sich wünschte.

„Nu, dann trage selbst deine Sachen. Und für Pascha mußt du noch zwei Flaschen bezahlen."

Ich war mit allem einverstanden. Wir durchquerten ein tiefes Flüßchen, wateten aber auch nachher noch im Wasser. Das Wasser war höher als meine Schaftstiefel. Sie füllten sich mit Wasser. Hohes Schilf wuchs hier. Ich konnte Filipp nicht sehen. Ich hörte nur fernes Geplätscher. Filipp hat sehr lange Beine. Er kann sie hoch heben und große Schritte machen.

So wateten wir lange, lange durchs Wasser. Es wollte gar kein Ende nehmen. Schließlich verstummte das Geplätscher. Ich konnte auch schon Filipp vor mir gehen sehen. Auf seiner linken Schulter pendelte das Fernglas. Gedankenlos und apathisch folgte ich ihm. Der Himmel war völlig verdunkelt. Offenbar gingen wir ostwärts. Wir gingen und gingen, Filipp voraus und ich hinterher.

Dann blieb Filipp stehen. Ich näherte mich ihm langsam und fiel erschöpft zu seinen Füßen nieder. Auch Filipp setzte sich. Er rückte nahe an mich heran und erklärte mir leise, daß er nicht wisse, was das für ein Teufel sei. Entweder sind die Überwanderer von hier fortgezogen, oder aber haben wir uns verirrt, das heißt, wir gehen nicht den richtigen Weg. Aber da muß der Teufel selbst mit im Spiel sein. Filipp kennt das Land sehr gut. Sicher sind die Überwanderer übersiedelt. Es ist ja möglich. Es gab hier große Regengüsse, so mag es sein, daß sie das Weite gesucht haben. Und vielleicht haben wir uns verirrt...

Mir ist es ganz egal, ob die Überwanderer fortgezogen oder wir uns verirrt haben. Ich will gar nichts. Essen will ich nicht, schlafen will ich auch nicht, gehen kann ich nicht, denken kann ich nicht, gar nichts will ich.

„Nu, dann gehen wir zurück?“ fragt Filipp heiter, als wäre nichts geschehen.

„Ich? ... Nein.“

„Dann bleibe hier.“

Er hatte es leicht, mir den Rat zu geben, daß ich

hierbleiben soll. Er überlegte nicht lange: schon erhob er sich und schritt mit seinen langen Beinen davon. Ich aber lag; ich hörte seine hurtigen Schritte, stellte mir sogar vor, wie sich die Grashalme auseinanderneigten, ihn durchzulassen: Sie rascheln, die Gräser, beugen sich zur Seite und lassen durchgehen. Dann verklangen die Schritte, man hörte kein Rascheln mehr. Es wurde noch stiller, ganz still.

Finsternis. Ich atmete schwer.

Plötzlich sprang ich auf und lauschte angestrengt. Es war nichts zu hören. Aber auch gar nichts. Scha. Stille. Da warf ich biitzschnell die Stiefel ab, wickelte die Fußlappen auf und begann zu laufen. O — jetzt lief ich gut. Es war, als jagte mich eine gute Kraft, und es wurde mir leicht zumute. Ohne Bündel, barfüßig, holte ich Filipp sehr schnell ein. Jetzt schleppte ich mich nicht so nach wie früher. Jetzt gingen wir nebeneinander wie zwei Ochsen im Gespann. Wir marschierten schweigend. Schnell und schweigend.

Diesmal dauerte der Weg viel kürzer. Das Flüßchen durchquerten wir sehr rasch. Das Wasser war kalt, und es plätscherte. Das Schilf stach. Vor uns war blasser Himmel, offenbar gingen wir nach Westen. Seitwärts konnte man sogar noch die verschwimmenden Bergkonturen unterscheiden. Wir schritten kräftig aus. Unter unseren Füßen knickten die Gräser zusammen, Gesträuch knisterte, wir aber gingen unentwegt weiter.

Man sieht schon einen dunklen Fleck von der Ferne. Der schwarze Fleck wird immer größer, man kann

schon sehen, daß es eine Hütte ist. Man merkt sogar, daß die Hütte nicht direkt auf dem Boden steht. Filipp schwieg die ganze Zeit, erst jetzt sagte er zum erstenmal:

„Bald werden wir Pascha wiedersehen."

Dann ergriff er meine Hand und erzählte mir leise:

„Du weißt gar nicht, wie sie ist, unsere Pascha."

Nämlich Filipp war mit ihr herausgefahren, ein Stück Heuwiese besichtigen. Hier hatten sie einen Streifen Boden bebaut. Aber sie läßt ihn von sich nicht weg. Sie liebt nicht das Dorf, liebt nicht die Menschen, nur ihn allein liebt sie.

Und wie sie küssen kann! Und wie weiß ihre Brüste sind! Und wie sie Filipp auf keinen Schritt weggehen läßt! Sie fürchtet sich vor allen und liebt niemanden. Wie gut ist es doch, mit ihr allein zu sein! Das kann sich wohl niemand vorstellen.

„Ach, es tut mir schrecklich leid, daß ich sie allein gelassen habe", sagte Filipp kopfschüttelnd. „Die Siedlung ist weit; sie wird sich nicht trauen, dorthin zu laufen. Und in der Hütte wird sie fürchten, allein zu liegen."

„Aber das macht nichts. Bald werden wir unsere Pascha wiedersehen", freute sich Filipp.

Auch ich war zufrieden. Wir marschierten drauflos. Da ist ja schon unsere kleine, würfelförmige Hütte. Man sieht schon die vier Räder. Über dem Himmel schwebt ein großer heller Mond.

Nahe der Hütte, ging Filipp schneller, eilte mir voraus. Schon stand er an der Türe und begann fröh-

lich an ihr zu rütteln. Leise pochte er an die Bretter, wie es ein Vertrauter tut, der sonst von niemandem gehört werden will. Aber es rührte sich nichts. Er stellte sich auf die Fußspitzen und klopfte stärker, mit demselben Erfolg. Ich trat näher und half auch mit zu klopfen.

„Pascha, ha, Pascha, mach auf! Ich bin es."

Keine Antwort.

Filipp trat an das Fensterchen, zerrte das Heu heraus und schrie hinein: Pascha, Pascha! Kein Laut war zu hören. Der Mond kam näher, blieb stehen und lauschte ebenfalls.

„Vielleicht ist sie weggegangen? Nein. Das kann nicht möglich sein. Sie hat unheimliche Angst. Sogar im Mondschein würde sie nicht allein gehen. Sie ist nicht wie unsere Kosakinnen. Das ist eine Russin. Morgen muß man auf dem Feld sein. Man muß dazuschauen. Deshalb sind wir ja hergekommen."

„Es ist von innen geschlossen", bemerkte ich.

Filipp klopfte noch einmal, dann holte er ein Federmesser aus der Tasche hervor, steckte es in die Türspalte und hob ohne Anstrengung den kleinen Haken, der die Tür festhielt. Die Tür tat sich auf.

Filipp zog den Kopf ein und betrat die kleine Hütte. Ich ihm nach. Und hinter uns der Mond. Auf dem Fußboden stießen wir auf zwei Paar Füße. Die Füße begannen sich zu bewegen, und dann auch die dazugehörenden Körper. Ein Körper erhob sich ein wenig, und eine rauhe Männerstimme, heiser und verschlafen, fragte: „Wer ist da?"

Birobidschan lockt

Joßl Nechbe stand auf dem Marktplatz in einem Kreis von Leuten, die viel Zeit hatten, und bewies ihnen, daß die Bolschewiken jetzt endlich das verwirklichten, was Lenin so oft wiederholt und was er, Joßl, schon seit langem verstanden hatte.

Untersetzt und stämmig, stand er im kurzen Pelz und den Schaftstiefeln inmitten der Gruppe. Größere und kleinere als er standen ringsherum und schauten zu, wie er mit der Spitze des Juchtenstiefels den schmelzenden Schnee aufwühlte: er wühlte so lange, bis sich der Schnee in einen lehmigen Brei verwandelte. Und dann hob Joßl den auf kurzem Hals angesetzten Kopf und begann Bucharin nachzuahmen, wie diesen der Schreck gepackt, als Lenin, der sein ganzes Leben unter Kazapen gewohnt hat, so wie jetzt Joßl, ausrief:

„Genossen! Das alles ist leeres Geschwätz! Die Na-

tionen muß man haben und der Nationalismus muß sein!“

Bucharin griff sich erschreckt an den Spitzbart:

„Genosse Lenin! S i e sollen so etwas sagen?!“

„Ja, ja“, hat Lenin gesagt. „So will ich es, und so wird es sein. Dann werdet ihr selbst sehen, daß ich recht habe!“ ...

Joßl windet und dreht sich um die eigene Achse, gestikuliert lebhaft mit Händen und Füßen und mit dem gesunden, breiten Gesicht, zeigt, wie Lenin geredet, wie Bucharin sich gewundert und wie Lenin ihm nochmals die richtige Abfuhr gegeben hat. Joßl versucht auch mit den Augen mitzuhelfen, um die beiden recht anschaulich darzustellen, aber sein linkes Auge ist ganz schmal und zart, blind, und mit einem Auge allein gelingt es nicht ganz.

„Wann war das, Joßl?“ erkundigt sich einer von der Runde.

„Oho! Das war noch auf dem größten Kongreß!“

„Nu, und haben sie ihm gefolgt?“

Das gerade will er ja erzählen, der Joßl. — Da sind sie weggegangen, die Bolschewiken, gesessen, gesessen, haben gedacht und überlegt; dann haben sie beschlossen: Den Juden soll man Birobidschan geben!

Zwar wird er selbst nicht hinfahren, aber die Sache gefällt ihm von einem ganz anderen Gesichtspunkt.

„Warum wirst du nicht hinfahren?“

So etwas! Man muß ja wirklich nur Sägespäne im Schädel haben, um das nicht zu verstehen! Fehlt ihm denn hier etwas? Kann er denn nicht auch hier ganz

gut leben? Hier, in der russischen Freiheit? Er hat vom Ertrag der Zimmermannarbeiten im Sommer genug für den Winter beiseitegelegt. Aber ihr, seinem Hausdrachen, der Hinda Nechbenytze (von ihr hat er ja den Spitznamen „Nechbe"), ist es eingefallen, sich einen Kramladen aufzumachen. Natürlich hat sie der Finagent sofort registriert, und wer weiß, wie es in diesem Jahr ausschauen wird ...

Joßl spie kräftig aus, verließ die Gruppe und trottete hurtig nach seinem Haus, das schon außerhalb der Stadt, an der russischen Siedlung gelegen war. Alle Zurückbleibenden wußten, daß Hinda Nechbenitza morgen mit einem geschwollenen Gesicht und blaugeränderten Augen auf den Markt kommen wird. Und Joßls Gesicht und Hände werden zerkratzt und verbeult sein ...

Nachher sah man Joßl eine Zeitlang nicht mehr auf dem Markt. Niemand nahm sich die Mühe, die Nechbeniker aufzusuchen, um zu erfahren, wie es ihnen geht: Joßl war nicht einer von denen, die im Städtchen besonderes Interesse genießen ...

Kurze Zeit darauf kehrte Joßls Sohn, von der Armee demobilisiert, nach Hause zurück, und in Joßls Heim setzte es wieder wilde Debatten. Über alles ärgerte Joßl, daß sein Soldat, Naftule, so ein Gutherziger geworden war, daß er sich bemüßigt fühlte, seine Schwester, Baßja, in Schutz zu nehmen. Hör mal: jahrelang haben sie sich gerauft, daß man lebensüberdrüssig werden konnte; einmal hat es dieser Vagabund nur darauf abgesehen, seiner Schwester die Zöpfe abzu-

reißen. Er behauptete fest und steif, daß es nicht angehe, daß Baßja, die von kleinem Wuchs ist, lange Zöpfe haben soll, während die großgewachsene Fjokle Mitrofan, die Tochter des Nachbarn, nur kurze Zöpfe besitzt.

Und jetzt ist er ein Edelmann geworden. Denn — schreit Naftule — der Mensch muß einen Charakter haben, einen wirklichen Charakter! Und deswegen will er nach Birobidschan wegfahren, sich dort einrichten und Baßja nachkommen lassen. „Und die Eltern", meint Naftule, „meinetwegen mit dem Kopf in die Erde!"

Joßl kann ihn aber doch nicht weglassen. Der Bursch hat zwei gesunde, eiserne Hände, die eine ganze Welt erarbeiten können. Hätte Joßl diese Arbeitshände vor Jahren zur Seite gehabt, dann hätten sie mit Mitrofan zusammen einen Haufen Rubel verdient. Die von der Zuckerfabrik haben Zimmerleute gesucht, daß ihnen die Augen herauskrochen. Von Pensa mußte man Kazapen herbeischaffen, die alle zusammen Naftules Fersen nicht würdig waren.

Aber Naftule hat den Starrsinn seiner Mutter in sich. Sie hat es sich in den Kopf gesetzt, einen Kramladen zu öffnen, und er besteht darauf, nach Birobidschan zu fahren.

Den ganzen Frühling und einen Teil des Sommers ging Joßl wie niedergeschmettert umher. Obwohl Hochsaison war, konnte man nicht eine Kopeke verdienen. In der Mühle mußte man einen Anbau errichten; da haben sie von Gott weiß woher Kazapen mit „Ver-

einsbücheln“ herbeigeholt, und die haben den ganzen Verdienst weggeschnappt. Joßl war derartig niedergeschlagen, daß er nicht einmal daran dachte, auch für sich um Verdienst zu sorgen.

Er begann jetzt seinen jüngeren Sohn Fischke zu prügeln. Der Schlingel hat es sich zur Gewohnheit gemacht, bis spät in die Nacht zu bummeln und Fjokle nachzustellen. Der Schlag soll ihn treffen! Ein Parasit ist da aufgewachsen, ein arbeitsscheues „Individium“. Gesund und kräftig, treibt er sich untätig umher und erzählt Fabeln, daß er keine Arbeit bekommen könne! Die Cholera auf seinen Kopf! Aber macht nichts. Joßl wird ihn schon abhobeln, den groben Klotz.

Und am meisten ärgert er sich wegen Baßjas. Die wächst gar in die Breite. Bald wird sie durch das Pförtchen nicht mehr durchkönnen. Und ein Augenpaar hat sie sich zurechtgelegt — wie das Kalb vom Nachbar. Und was für einen Körperumfang sie sich gönnt! Jedes Kleid platzt auf ihr. Die Cholera möge euch alle abwürgen ...

Und Hinda mit dem Kramladen ...

So machte sich Joßl jedesmal an wen anderen heran und verließ immer seltener die Stube. Es schien ihm, daß die Mutter, die Nechbenitza, mit der Tochter, dem fetten Kalb, zuviel zu flüstern haben. Sie verheimlichten etwas vor ihm. Einmal überraschte er sie beide zusammen: Baßja stand und puderte sich das Gesicht.

„Was, zum Teufel; du fängst schon an, dich zu malen?“

„Da schau! Was ist denn dabei? Ich kann doch nicht so aus dem Haus gehen. Auf der Lippe habe ich einen Schnurrbart wie ein fescher Brünetter, und Augenbrauen habe ich wie ein Pope. Da werd' ich sie doch noch überpudern dürfen?"

„Aber was, Cholera, habt ihr immer zu flüstern miteinander?"

„Wer flüstert denn? Niemand flüstert."

Hinda hat noch nie so einen Vater wie Joßl gesehen, der sich überhaupt um sein Kind nicht kümmerte.

„Oj, Papa!" schrie plötzlich Baßja auf, wendete ihm ihr breites Gesicht zu, das wie ein bemalter Teller glänzte, trat ganz nahe zu ihm und gestikulierte vor seinem blinden Auge: „Oj, Papa! Naftule schreibt, daß es dort so interessant ist — schrecklich interessant! Er schreibt, daß er mich mit Zucker überschütten ..."

Joßl stieß sie plötzlich von sich weg, schrie: „Tfu, die Cholera über euch!" und verließ die Stube.

Aber gleich darauf kam er wieder zurück, trat ein, richtete sein blindes Auge auf Baßja und legte den Finger auf die vertrockneten Lippen.

„Tfu, zum Satan, schon wieder streichen sie sich an ... Und was schreibt er denn eigentlich?"

Baßja trat wieder näher zum Vater, grinste und fuchtelte heftig mit der dicken Hand vor seinem Auge:

„Er schreibt, daß er mich herausnehmen wird von hier! Als erste wird er mich hinkommen lassen. Mädchen, schreibt er, gibt es dort sehr wenig. Einen Bräutigam kann man sich binnen einer Minute finden ..."

„Aber was schreibt er sonst?“ Joßl wendete ihr beharrlich sein blindes Auge zu. „Sonst schreibt er gar nichts?“

„Schau nur, was soll er denn sonst schreiben? Auf der Station, wo man, scheint es, Fässer macht, wollten sie ihm und noch anderen solchen Soldaten fünfzehn Tscherwonzen monatlich zahlen, damit sie dort als Wächter bleiben und die Grenze bewachen, aber sie wollten nicht. Er möchte sich lieber zuerst einrichten, mich hinüberholen, mir einen Bräutigam finden, und sonst schreibt er nichts mehr ...“

„Alle kann euch der Teufel holen!“

Joßl winkte mit der verarbeiteten Hand ab und ging.

Von Tag zu Tag wurde er immer düsterer und niedergeschlagener. Sein gesundes Gesicht wurde abgezehrt, als hätte er es mit Hanföl beschmiert und Staub daraufgestreut. Und der Kopf auf dem kurzen Hals schien noch mehr in die breiten und kräftigen Schultern einzusinken. Um sein Haus und die Familienmitglieder kümmerte er sich immer weniger, und immer seltener sah man ihn auf der Gasse, auf der „Börse“. Die kleinen Gelegenheitsarbeiten freuten ihn nicht: sollen die Kazapen solche Arbeiten machen. Joßl Nechbe tischlert schon seit über dreißig Jahren, und bei Gott, es steht ihm nicht zu, solche „Aufträge“ zu übernehmen.

Dann sah man ihn im Städtchen überhaupt nicht mehr. Er verschwand für ganze Tage in den Gassen der russischen Vorstadtsiedlung. Fischke, der kräftige

Bengel, traf ihn oft auf den Klötzen vor Mitrofans Haus. Dann wich er ihm fürsorglich aus. Aber abends bekam er doch das Seinige ab, damit er nicht der Fjokle nachstelle.

Manchmal konnte man sehen, wie Joßl mit Mitrofan durch die Gassen der Siedlung spazierte. Was Joßl mit ihm besprach, weiß man nicht. Man konnte nur sehen, daß Joßl eifrig auf ihn einredete, als wollte er Mitrofan von etwas überzeugen. Fortwährend bemühte er sich, an der linken Seite Mitrofans zu gehen, weil er ihn ja nur mit dem rechten Auge beobachten konnte. Aber Mitrofan schaut gleichgültig aus jungen blauen Augen und fährt sich bedächtig durch den gelben Bart...

Eines Tages kam Joßl erhitzt aus der Siedlung, trat geradewegs in Baßjas Stube und ließ sich Naftules letzten Brief geben. Dann schrie er Baßja an, daß sie sofort, um jeden Preis sofort Fischke hole. Er müsse ihn unverzüglich sprechen.

Baßja kam ohne Fischke zurück, griesgrämig, aber gepudert. Sie rieb sich die fettigen Fältchen auf dem kurzen glatten Hals gerade und zeterte:

„Und was soll ich tun, wenn ich diesen Bengel nirgends aufstöbern kann?"

Dann krümmte sie verächtlich die Mundwinkel und meinte, daß er sicherlich bei Fjokle stecke...

Da wurde Nechbe zornig; wütend zerschlug er Töpfe und Teller in der Küche, bedrohte alle mit der Hacke, und zu guter Letzt zerschmetterte er Baßjas kleines Spiegelchen und verstreute ihren Puder.

Als dann Fischke auftauchte, waren Hinda und Baßja überzeugt, daß der Vater ihn erschlagen werde. Die Mutter warnte Fischke insgeheim, gab ihm den Rat, am besten nicht zu antworten und schon.

Aber als Joßl seines kräftigen Jüngsten ansichtig wurde, warf er ihm nur einen strafenden Blick aus dem einen sehenden Auge zu, holte den Brief aus der Tasche und sagte:

„An die Fjokle kannst du schon vergessen. Da, nimm und übersetze mir das ins Russische, hörst du? Aber sofort."

Während Fischke übersetzte, hockte Joßl die ganze Zeit neben ihm auf der Pritsche und blinzelte mit dem sehenden Auge. Baßjas verweinten Augen schien es, daß der ganze Fußboden mit den glitzernden Splittern des zerschlagenen Spiegelchens übersät sei. Sie rieb mit beiden Händen die Augen, bis sie schließlich eine größere Scherbe erspähte. Da begann sie den Kopf hin- und herzudrehen, um in diese Scherbe hineinzuschauen. Aber es gelang nicht, und vom Platz sich rühren, schien nicht ratsam zu sein. So strich sie sich auswendig, ohne Spiegelchen, die Falten auf dem Hals gerade.

Als Fischke mit der Übersetzung fertig war, packte Joßl beide Briefe, den jüdischen und die Übersetzung, und begab sich schnurstracks in die Siedlung. Mitrofan war nicht mehr auf den Klötzen. Joßl ärgerte sich, lief umher, und als er schließlich den gleichgültigen Mitrofan fand, zerrte er ihn auf die Klötze und begann ihm den übersetzten Brief vorzulesen.

Nach jedem kräftigeren Wort, nach jedem wichtigen Satz hielt er inne, beobachtete mit dem sehenden Auge Mitrofan und fragte:

„Nu? Was sagst du, Mitrofan?"

„Wenn man schon so weit fahren will, kann man überall Arbeit bekommen", erwiderte gleichgültig Mitrofan und strich sich durch den gelben Bart.

„Aber dort kann man das ganze Jahr arbeiten: im Sommer tischlern und im Winter bei der Wirtschaft arbeiten!"

Mitrofan ist nicht aus seiner Ruhe zu bringen. Er antwortet wieder kühl und gelassen:

„Dasselbe mach' ich ja auch hier: im Sommer tischlere ich und im Winter bestelle ich den Hof."

„Was? ..."

Diese Antwort kam Joßl unerwartet. Sofort, er wird gleich weiterlesen ... Was hat er gesagt, der Mitrofan? Daß er im Sommer tischlert und im Winter den Hof bestellt? Daran hat Joßl noch gar nicht gedacht. Seit zwanzig Jahren arbeiten sie bei allen Bauten miteinander, die schönsten Arbeiten machen die beiden zusammen. Mitrofan arbeitet auch erstklassig! So wie Mitrofan die Schloßvertiefung ausmeißelt, so kann es nur noch Joßl machen und sonst keiner. Und hobeln kann er, wie es keine Maschine besser könnte. Joßl hat sich an Mitrofan schon so gewöhnt, daß er ohne ihn nichts mehr vollbringen könnte. Und doch hat er immer geglaubt, daß sie alles zusammen und beide immer dasselbe tun ...

Nein, Mitrofan hat im Winter auf dem eigenen Hof

gearbeitet. Seine Familie arbeitete im Sommer auf den Feldern und im Winter bestellten sie den Acker. So hat also, heißt es, Mitrofan im Winter ohne Joßl gearbeitet. So ist es. Und Joßl hat nichts geahnt!

Joßl beeilte sich nicht mit dem Weiterlesen. Viele Gedanken bestürmten ihn; er rieb sich mit der Hand die Wange und ein Kratzer darauf erinnerte ihn plötzlich an Hinda mit ihrem Kramladen. Da siehst du es: Joßl hat ja im Winter den Kramladen, mit dem Mitrofan nichts zu tun hat.

Ja, aber Joßl hat sich gottbehüte in die Angelegenheiten des Kramladens nicht hineingemengt. Nur sie, Hinda, dieser Drachen. Er wird ihr schon geben, dieser Nechbenitza. Für den Winter muß sie sich ein Kleid machen und alles das verputzen, was Joßl im Sommer so schwer verdient hat? Na, jetzt wird er mit ihr abrechnen, daß der leibhaftige Satan sie holen wird...

„Nu? Was denkst du so lange nach?“ stieß Mitrofan Joßl an. „Lies weiter!“

„Nein, Mitrofan. Obwohl du ein Kazap bist und ein guter Arbeiter, aber dein Kopf ist ein chocholischer.“

Aber dort, in Birobidschan, ist keine so gewöhnliche Arbeit. Offenbar hat Mitrofan den Brief schlecht verstanden. Oder hat der Rotzbub den Brief schlecht übersetzt. Joßl wird jetzt auswendig den Inhalt des Briefes wiedergeben. Dort, schreibt Naftule, gibt es so viel Wald, wie man sonst nirgends in der Welt sehen kann. Und so viele Bauarbeiter braucht man dort, daß man sie in Stücke reißt. Naftule schreibt, daß wer nur

die Axt in der Hand halten kann, der verdient schon fünf Rubel im Tag. Aber sie sind ja Krüppel alle. Naftule hätte ihnen oft am liebsten die Axt an den Schädel geworfen.

Joßl rückte ein wenig ab, packte Mitrofans Rock und schüttelte ihn mit seinen zwei kräftigen Zimmermannshänden.

„Verstehst du, Mitrofan? Naftule schreibt, daß ihm das Herz wegen dieses Waldes weh tut. Ein Wald ist das, wie ein Fladen! Er bietet sich direkt an, daß man ihn schneide und als Baumaterial verwende. Dort werden ja die Häuser nur aus Holz gebaut. Für einen Tischler gibt's dort Arbeit bis über die Ohren. Und noch dazu für das ganze Leben!"

„Verstehst du, Mitrofan?"

Aber Mitrofan begeistert das alles nicht. Er gibt den starken Händen Joßls nach und beugt sich dorthin, wohin ihn Joßls Hände zerren. Der Ausdruck der Augen aber bleibt gleichgültig, obwohl sie schon ein wenig müde erscheinen: nicht mehr so jung, nicht mehr so blau. Dann reibt er mit zwei Fingern die Augen, fährt mit ihnen die Wangen entlang zum gelben, langen Bart und sagt:

„Aber das ist doch weit, Joßl. Sehr weit. Nur auf vorübergehend hinzufahren — lohnt sich nicht. Wenn man schon hinfährt, dann — um dort zu bleiben."

„Natürlich, bleiben. Nur bleiben."

Joßl freute sich sehr mit dem Wort „bleiben". Er blinzelte mit dem sehenden Auge und versuchte vergeblich, auch das linke zu bewegen.

„Wir werden dort bleiben und immer zusammenarbeiten. Und mit uns wird auch Naftule schaffen. Zusammen werden wir hobeln, zusammen den Wald bearbeiten und Häuser bauen. Die Häuser, welche wir bauen werden, die wird uns niemand nachmachen. Wir werden ihnen zeigen, wie man die Axt schwingt und was Joßl mit Mitrofan zusammen leisten können. Und im Winter? Ja, im Winter ... während dieses langen Winters ..."

Aber nein. Joßl hat noch etwas zu sagen: er gibt Naftulen dem Mitrofan zum Eidam. Mitrofan gefällt ihm ganz gut als Gevatter. Und Fjokle als Schwiegertochter nicht minder. Da gibt's ja nichts zu überlegen für Mitrofan: einen zweiten Arbeiter wie Naftule gibt es nicht. Er besitzt ein Paar gesunde, eiserne Hände und eine wirklich stählerne Hacke. Naftule wird Fjokle nehmen, er stellt ihr schon seit langem nach. Noch bevor er in „Dienst" gegangen ist, hat er sich schon um ihre Gunst beworben.

„Nu, Mitrofan? Einverstanden?"

Mitrofan schaut aus ermüdeten blauen Augen, und Joßl führt weiter aus:

Die beiden Familien werden sich ein Haus bauen. Das schönste Haus wird man für sich bauen. Dort, scheint es, kann man auch im Winter tischlern. Und wenn nicht, dann wird man schon Arbeit finden. Naftule schreibt, daß es dort an Arbeit nicht fehlt. H ä n d e sucht man dort, gesunde Hände.

„Nu, Mitrofan? Einverstanden?"

Mitrofan schweigt. Joßl mustert mit seinem Auge

das Gesicht Mitrofans. Es dunkelt schon. Und Joßl sitzt unbequem. Lange hockt er noch auf den Fersen, schaut und wartet. Dann erhebt er sich langsam und geht von dannen ...

Nach einer kurzen friedlichen Zeit setzten im Haus Nechbes neue Zwistigkeiten ein. Fischke erklärte, daß er nicht hinfahren will. Sie sollen alle fahren, wohin sie wollen, aber er bleibt hier.

„Papa, weißt du warum?“ warf Baßja ein. „Er rennt der baumlangen miesen Fjokle nach.“

Fischke stürzte sich auf Baßja und begann sie zu prügeln: mit den Ellbogen, mit den Knien und mit dem großen, schweren Kopf. Hinda und Joßl machten sich über Fischke, bemühten sich, ihn von Baßja wegzuziehen, und alle vier wälzten sich herum, bis sie, zerschlagen und zerschunden, müde zusammenbrachen ...

Nach und nach begann Joßl wieder häufiger ins Städtchen zu gehen. Mit großem Eifer erzählte er allen, was sein Sohn Naftule aus Birobidschan schrieb. Er sammelte wieder Gruppen um sich, stellte sich in die Mitte und schilderte, wie Lenin, der auch wie Joßl unter den Kazapen gelebt hatte, recht behalten habe, und wie Bucharin sich anfangs gewundert und nachher begriffen habe das, was Joßl schon längst versteht.

Auf alle Fragen antwortete er nach bestem Wissen und glotzte mit dem sehenden Auge. Aber sobald ihn jemand fragte, ob denn alle dorthin fahren sollen, neigte Joßl den Kopf, starrte den Fragenden mit dem blinden Auge an und erwiderte:

„Gesunde Hände, arbeitsame Hände braucht man dort", und kehrte den Leuten den Rücken und ging davon.

Die Zuhörer sahen ihm lange nach, redeten und staunten, wie ein Vater es wage, sein Kind hier allein zu lassen und selbst mit der ganzen Familie auszuwandern. Manche aber fügten befriedigt hinzu, daß jetzt endlich bei Nechbes Ruhe und Eintracht herrschen.

Eines Tages bekam Joßl einen dicken rekommandierten Brief. Im Briefe befanden sich viele gelbe und weiße Drucksorten. Gleich darauf führte Joßl Käufer in sein Haus und verkaufte ihnen alles leicht und rasch. Er drängte sie zur Eile, trieb sie an und sagte, daß er ohne jedes Gepäck, mit leeren Händen hinfahren werde, weil er ja nichts braucht. Nur eine Axt braucht er, die Axt, mit der er schon seit dreißig Jahren arbeitet und die so hackt, wie er es befiehlt.

Und Joßl hob die gleißende Stahlaxt zum Gesicht und fuhr sich mit der Schneide über die verwitterte Wange. Auf seinem Gesicht erstrahlte ungewöhnliche Freude.

Nach einigen Tagen, als schon alles zur Abreise fertig war, rief Joßl Fischke herbei und befahl ihm, zu Mitrofan zu gehen und zu fragen:

„Nu?"

Joßls Angehörigen schauten auf ihn und warteten, was er noch sagen werde. Fischke stand wie angenagelt und konnte nichts begreifen. Aber Joßl blickte ihn streng an und wiederholte:

„Nu?"

Fischke lief davon und kehrte bald zurück, vor Freude außer Rand und Band geraten. Er sagte niemandem ein Wort, schoß wie eine Kugel in die Stube hinein und begann Hals über Kopf seine Sachen zu packen. Die Eltern standen daneben und konnten kein Wort aus ihm herausbringen, indes Fischke schnell und aufgeregt seine Habseligkeiten zusammenband, als würde es brennen. Bis er schließlich, kaum zu Atem gekommen, losplatzte:

„Fjokle packt ihre Sachen! . . .“

Dawid und Refuel

Von Lajser aus Wynnytzja sagte man, daß er kein Gesinnungsmensch sei; ein Kriecher und kein Gesinnungsmensch — o!

Aber Lajser zuckte nur mit der schmalen Jungenschulter und meinte, daß ihm das ganz gleichgültig sei. Sie sollen nur reden, soviel sie wollen. Und damit man ihm glaubt, wiederholte er zweimal:

„Egal, sollen nur reden, egal ...“

Erst später erkannte Lajser, daß niemand ihm glaubte, und das war ihm unangenehm. Da bemühte er sich sehr, übertraf sich selbst, nur um zu beweisen, daß er doch kein Kriecher, sondern ein Gesinnungsmensch sei.

Alle anderen schliefen noch, und Lajser stand schon im Graben und grub. Selbst grub er, selbst schaufelte er die Erde in den Schubkarren, und er wollte auch

selbst den Schubkarren ziehen. Aber der Karren stand auf dem schmalen Brett nicht still: so oft Lajser eine Schaufel mit Erde warf, neigte sich der Schubkarren und kippte entweder auf diese oder auf die andere Seite um.

Lajser nahm sich vor, die Erde gerade in die Mitte des Karrens zu werfen. Aber die Schaufel gehorchte nicht Lajsers Befehl und schleuderte die Erde so, daß der Schubkarren immer wieder zu kippen drohte.

Da band Lajser die Karrengriffe an das Brett fest. Das war immerhin eine Idee. Aber zeitraubend. Lajser schwitzte bereits, indes von den Arbeitserfolgen nicht viel zu merken war. Nach jedem gefüllten Karren blickte er in den Graben, ob er schon viel gegraben habe und ob man es auch merken werde. Aber immer wieder schien es ihm, daß man nichts merken würde, obwohl er schon ein „tüchtiges Stücklein Arbeit" geleistet hatte. Schließlich kam er auf den Einfall, dort weiterzuarbeiten, wo überhaupt noch nicht gegraben worden war: hier wird er mit einem Spatenstich nur die obere Schicht abheben; die Erde braucht er gar nicht abzuführen, es genügt sie aufzuwerfen, dann wird man schon nach kurzer Zeit die Folgen deutlich sehen können. Lasjer grub eifrig, bis er bemerkte, daß von den kleinen Holzhütten jemand kam. Da wandte er den Hütten den Rücken zu und begann mit aller Kraft zu graben und zu werfen, zu graben und zu werfen. Nachher richtete er sich mühsam auf, wischte sich den Schweiß ab und sagte zu sich:

„Tfu, hab' ich mich abgerackert!"

Das hatte er aber viel zu leise gesagt. Die Leute, die sich neben den Hütten zu schaffen machten, konnten es nicht hören. Er wischte sich daher nochmals den Schweiß ab und schrie schon laut:

„Uff, hab' ich mich aber abgerackert!"

Ein Blick nach den Hütten überzeugte ihn, daß ihn doch niemand gehört hatte, und es tat ihm schon leid, so laut geschrien zu haben. Die Leute haben vielleicht wirklich recht, wenn sie ihn mit dem Spitznamen „Kriecher" necken? Und warum sollte er ein Kriecher sein? Kriecht er denn jemandem nach? Aber das macht ihm gar nichts, sollen sie sagen. Und er wiederholte zweimal für sich:

„Gar nichts macht mir das, sollen sie reden!"

Lajser ging zu den Häusern. Er war doch zufrieden. Mochten sie reden, was sie wollten, er aber hat doch schon tüchtig gearbeitet, während die anderen noch schliefen. Und nicht einmal gefühlt hatte er, ob ihn die Gnusi bissen. Alle anderen gehen erst um neun oder um zehn Uhr an die Arbeit, weil es zwischen neun und fünf Uhr nachmittags am wenigsten Stechmücken gibt. Lieber arbeiten sie unter der heißesten Sonne als mit diesen Gnusi. Lajser ist der Meinung, daß die Mückenplage nicht mehr so schrecklich sei. Wenn man ganz bei der Arbeit ist, bemerkt man sie gar nicht. Mögen sie ihn einen Kriecher schimpfen oder nicht, er wird doch bei seinem bleiben, daß man den ganzen Tag arbeiten müsse. Denn nur so kann man wirklich etwas leisten und verdienen ...

Auf den „Drei Balahanen" — der Fläche, auf der

die Überwanderer Kanäle zur Bewässerung der Reisplantagen graben — kocht es: Wo in der Welt hat man schon so etwas gehört? Die Anführer haben Weisung gegeben, denjenigen, die nicht zur Arbeit antreten, kein Essen zu verteilen. Und will man arbeiten gehen, gibt es nicht Schaufeln genug. Kommt jemand dann zu Refuel, dem Maurer, und schreit: „Gib zu essen!", dann runzelt Refuel sein gelbliches Gesicht und erwidert mit Mitgefühl:

„Leider habe ich so eine Verordnung: wer nicht arbeitet, kriegt auch kein Essen."

„Dann gib Schaufeln her!"

„Was wollt ihr? Soll ich aus mir Schaufeln machen oder was?!" fragt Refuel mit gekünsteltem Lächeln und tut, als wäre er eitel Mitgefühl. „Aus mir kann ich keine Schaufeln machen."

Zodek Schtyper, derselbe, der sich „zum Bevollmächtigten bevollmächtigt" hatte, sammelte einige Gesinnungsgenossen um sich und schlug gewaltigen Lärm, daß er sogleich zu diesem Maurer, dem alten Aas, hingehen und ihm sämtliche Zähne einschlagen werde. Und wenn man nicht arbeiten geht? Braucht man dann nicht zu essen? ... Essen muß man! Denn man darf einen Menschen nicht verhungern lassen!

Man ist nicht nach Birobidschan gefahren, um zu verhungern. Und wenn s i e sich so gemein benehmen, dann sollen sie lieber gleich Geld für Reisespesen und Nebenausgaben hergeben, damit man nach Hause fahren kann. Es ist doch niemand hergekommen, um Hungers zu sterben. Kein Mensch will am Hunger krepie-

ren. Man muß zu essen geben! Und über das Arbeiten wird man später reden. Dem alten Aas aber muß man auf jeden Fall die Zähne einschlagen.

Zodek stottert schnell und hastig, als würde eine heiße Kartoffel seinen Mund verbrennen, und seine Worte kommen aus der Nase hervor, als wäre er stark verschnupft. Aber seine Zuhörer verstehen ihn jetzt schon gut. Er behauptet steif und fest, daß er sich für ihr Recht einsetzen wird. Sogleich wird er hingehen und für alle Essen beschaffen.

Als Zodek Schtyper zum Balahan kam, wo sich der „Essengeber" Refuel Maurer mit dem Proviant befand, stand dort Lajser aus Wynnytzja und debattierte mit Refuel.

Ach, ist das ein Kriecher! Sogar vor Refuel kriecht er. Wenn nicht jetzt, so wird ihm das Zodek einmal schon so heimzahlen, daß er neunzigmal um die eigene Achse wirbeln, dann zur Samara hinrollen und bis zum Amur abtreiben wird.

Zodek schaut auf die Gesichter seiner Leute, die ihm folgen, um ihn zu unterstützen, ob er es ihm gut gesagt habe. Natürlich gut. Wenn er auch stottert und näselt, haben ihn alle gut verstanden, und jetzt krümmen sie sich vor Lachen.

„Was ist das für ein Gelächter? Hier gibt's nichts zum Lachen!"

Lajser Wynnytzer ist der Meinung, daß überhaupt kein Anlaß für besondere Heiterkeit vorliege. Er schlägt vor, daß mit den Schaufeln, die vorhanden sind, in zwei Schichten gearbeitet werde. Und außer-

dem könne man noch bei den Koreanern Schaufeln ausborgen, und diejenigen, für die es selbst in diesem Falle keine Schaufeln gäbe, mögen mit einer Delegation zum Bevollmächtigten Malkin nach Katerino-Nikolsk fahren.

Neuigkeiten! Wer hat denn schon Lajser um seine Ratschläge ersucht? Jedenfalls nicht Refuel Maurer. Beruht denn die ganze Sache nur in den Schaufeln? Die ganze Sache beruht darin, daß die Samara aus den Ufern getreten ist und man nicht in das Dorf Samarka um Proviant fahren kann. Und die wenigen Nahrungsmittel, die vorhanden sind, reichen kaum für diejenigen aus, die arbeiten.

„Gebt doch Schaufeln, dann werden wir auch arbeiten gehen!"

„Aus mir kann ich keine Schaufeln machen."

„Dann gebt essen!"

„Leider habe ich so eine Verordnung. Ich selbst bin ein kleines Menschlein. Ich darf nicht ungehorsam sein."

Die Pest soll ihn fressen! Ein kleines Menschlein ist er gar! Macht sich da zum unschuldigen Wickelkind! Die Zähne einschlagen und basta!

„Zu Malkin, mit der Delegation zu Malkin und sonst nichts!"

„Refuel verprügeln, die Produkte wegnehmen und verteilen!"

„Wenigstens Machorka zum Rauchen soll er geben!"

„Zu Malkin mit der Delegation . . ."

Was ist da viel zu reden? Zodek Schtyper fährt

sogleich zum Bevollmächtigten. Wer fährt mit? Wenn Zodek dem Bevollmächtigten Malkin seine Meinung unter die Nase reiben wird, dann wird ihm Hören und Sehen vergehen.

Wer fährt?

Ich fahre. Er fährt. Die zwei fahren auch. Wir klettern auf den Wagen. Diesen kann man auch mitnehmen. Soll auch jener dort mitfahren. Alle fahren! ...

Auf das Wägelchen, das von einem Pferdchen gezogen werden sollte, kletterten so viele, wie viele es fassen konnte. Die übrigen gingen zu Fuß.

Von den „Drei Balahanen" bis zur „Kartaschow-Furt" zog das Pferdchen noch zur Not. Lejba, der Wagenmacher aus Minsk, peitschte es, und es mußte gehen. Der Weg war gut zugefahren. Hier fährt man oft. Die Koreaner, die den Weg entlang Kanäle gruben, richteten sich auf, streckten die Schultern gerade, betrachteten durch die kleinen Schlitzäuglein das Gefährt und wunderten sich, daß so viele Menschen auf einem kleinen Wägelchen fahren.

Erst nach der „Kartaschow-Furt" begann das Pferdchen zu trotzen. Es weigerte sich, das überfüllte Wägelchen zu ziehen. Nach einigen mühevollen Schritten blieb es mit fliegenden Flanken stehen, und so sehr es auch von Lajbke, dem Wagenmacher aus Minsk, geschlagen wurde, es rührte sich nicht vom Fleck. Das Pferdchen verbog bloß das Kreuz, drehte den Kopf, als wollte es wie ein Wind davonrasen, in Wirklichkeit bewegte es kaum die Beine.

Da entschloß sich Lejbko, seine „Passagiere auszuwaggonieren“. Er stieg auch ab und rackerte sich mit dem Pferdchen ab. Er schlug es, damit es wenigstens das leere Wägelchen ziehe, aber selbst das wollte es nicht mehr tun. Wagen und Pferd befanden sich auf einer Stelle, wo die Erde sanft nachgab, als stünde sie auf Daunenfedern. Allmählich versank der Wagen bis an die Achsen, und das Pferdchen stand bis zum Bauch im Schlamm.

Die „Delegaten“ hatten sich über die ganze weite Wiese verstreut, und Lajbke rief vergeblich um Hilfe; er konnte nur sehen, wie die hohen Gräser schaukelten, sich auseinanderbogen und jemand durchließen. Aber er sah keine Menschen: das Gras war höher als die Menschen. Niemand kam ihm helfen. Lajbisch fluchte auf Pferd und Menschen, schickte mancherlei Plagen in ihre Knochen.

Dann spannte er das Pferd aus, watete mit den langen Trenchhosen im Schlamm, zog mit eigenen Kräften den Wagen heraus, spannte das Pferd ein, saß auf und fuhr weiter, bis zur nächsten Stelle, wo die Erde sanft nachgab, als wäre sie auf Federn. Das wiederholte sich viele Male, bis er frühmorgens in Katerino-Nikolsk anlangte. Hier standen schon viele von den „Delegaten“ und warteten auf den Wagen.

„Aj, die Pest! Helfen ist keiner gekommen und fahren möchten sie alle!“

In Katerino-Nikolsk waren alle Fensterläden noch geschlossen. Es war ja noch nicht einmal ganz hell. Die grauen verzinkten Blechdächer waren vom Tau noch

grauer. Inmitten der Straße lagen Kühe und wiederkauten verschlafen. Vor dem ermatteten Pferdchen und vor den Delegaten schienen sie gar keine Furcht zu haben: gemächlich standen sie auf, gaben zögernd den Weg frei und fuhren fort im Wiederkauen. Keine von ihnen versuchte auch nur, innerhalb der Hofumzäunung Schutz zu suchen. Sie wußten gut, daß der Kosakenwirt sie nicht hereinlassen würde. Nur eine einzige von den Kühen versuchte einige Male heiser und ausdruckslos zu brüllen.

Von der Frontstraße, die sich die Ufer des Amur entlang zog, konnte man jenseits des Flusses die nebelumflorten chinesischen Berge sehen. Zu dieser Morgenzeit hatte der Fluß keine natürliche Farbe: er war ganz grau. Alles ringsherum schwamm in einem trüben Grau. Drüben näherte sich eine Chinesin mit einem Kind zum Fluß. Man konnte sie kaum sehen. Sie plappert etwas Unverständliches und versetzt dem Kinde leichte Schläge, damit es nicht weine, oder vielleicht, damit es weine. Das Plappern, die Schläge und das Geschrei des Kindes widerhallen weit, weit im Gebirge.

Zodek blieb am Ufer stehen, äffte der Chinesin nach und schrie:

„Sun-jat-sen! Tschan-zo-lin! Chu-chun-chuz!"

Und fern, zwischen den vernebelten Bergen, wiederholte ein Unbekannter:

„Ha-ho! Ho-hi-hu!"

Zodek gefiel das nicht. Er überschrie den Unbekannten:

„Ta — ta!"

Und der ferne Unbekannte antwortete langsam und hallend:

„Haa! Haahhh!"

Aus einem Wächterzelt steckte ein Rotarmist den Kopf hervor und brüllte die Überwanderer an. Etwas später wurde das Summen und Gekreisch einer Säge hörbar.

Die „Delegaten" badeten im breiten grauen Fluß. Dann gingen sie in den Hof vor der Kanzlei, um zu warten. Sie setzten sich auf die frischen duftenden Bretter und begannen ein Gespräch. Nißl-Tischler, derselbe, der die Breite, Länge und Stärke jedes Brettchens abschätzen muß, erklärt, daß diese so dünnen Latten nur dazu taugen, zu Kienholz für den Samowar kleingehackt zu werden. Aber daß man aus ihnen etwas Ordentliches macht — dafür sind sie nicht geeignet.

Bentschik, der Warschauer Schneider aus Baku, schlägt auf einmal vor, vom Besuch bei Malkin abzusehen. Malkin wird bestimmt so schreien und schimpfen, daß einen das Leben nicht mehr freuen wird. Er ist imstande, einem den Rat zu geben, daß man sich im Amur ersäufe!

„Ja, ja, der vom Geserd bevollmächtigte Genosse Malkin kann schimpfen wie ein polnisches Marktweib!" erklärt Bentschik.

Macht nichts, habt keine Angst. Zodek Schtyper nimmt den Bevollmächtigten auf sich. Zodek wird als erster vor Malkin treten und ihm in einer Weise die Meinung sagen, daß ihm jede Lust, sich mit seiner röt-

lichblauen Nase aufzublasen, vergehen wird. Zodek stottert. Er redet so, als würde er gerade heiße Nudeln verschlingen, und näselt verschnupft. Aber alle verstehen ihn. Die Delegaten erteilen ihm Vollmacht, auf Malkin so zu schreien, daß er in den Boden versinke.

Dawid Feinman kniff die schwarzen, ermüdeten Augen zu und überlegte, wie er Malkin vor diesem Skandal bewahren könnte und wie die ganze Situation zu retten wäre. Er runzelte das gebräunte Gesicht, dachte eine Weile nach und gelangte schließlich zum Ergebnis, daß Malkin für diese Schwierigkeiten ebensowenig verantwortlich zu machen sei wie der Amur, der vor seinen Augen floß, oder wie das Flüßchen Samara, das, aus den Ufern getreten, niemanden ins Dorf fahren ließ, Nahrungsmittel einzukaufen.

Ganz plötzlich stand Malkin vor ihnen.

Er trat geradewegs auf die Überwanderer zu und sagte mit einem Lächeln:

„Genossen Pioniere, so sollen ich, ihr und eure Frauen leben, wie wir heute das schönste Wetter haben werden. Heute kann man arbeiten, daß sich der Teufel in Gottes Grab verkriecht!"

Daß Malkin gutmütig scherzen wird, haben die Delegaten am wenigsten erwartet. Zodek Schtyper trat vor, zwang sein häßliches Vogelgesicht zu einem Lächeln und näselte:

„A-aber Genosse Malkin, Sie verstehen doch selbst, d-daß man essen m-muß. Und das alte Aas will nichts hergeben. Nicht einmal zum Rauchen! Nur hungern soll man!"

„Was ich verstehe, verstehe ich für mich und nicht für euch, darüber braucht ihr mich nicht zu belehren“, sagte Malkin schon wie gewöhnlich streng.

Zodeks gezwungenes Lächeln verschwand plötzlich; der häßlich bittende Ausdruck wich dem der Unzufriedenheit, und Zodek entfernte sich langsam und verschämt. Wie in einem Leichenzug gingen ihm die anderen nach.

Als sie außer Hörweite waren, fragte plötzlich Bentschik:

„Burschen, habt ihr einmal Talmud gelernt?“

„Nu?“

„Im Talmud eben steht geschrieben, daß es einmal so eine Art Kaiser Artaxerxes gab ... Und so ein Artaxerxes ist auch Malkin. Aufs Haar gleicht er ihm. Was dort steht, paßt zu ihm, als wäre es nach seinem Maß genäht worden. Jener war ein Kaiser, der über die ganze Welt herrschen wollte, und Malkin will dasselbe.“

„Das ist ein Beispiel!“ rief einer aus. „Jener hatte doch einen Haman zum Ratgeber, dessen Ratschlägen er immer gehorchte!“

Bentschik blinzelte mit den schlauen Augen.

„Nu, wenn er kein Artaxerxes ist, so ist er eben ein anderer Kaiser. Er fragt niemanden und gehorcht nur sich.“

„Und ich sage, daß er ein ‚Musalini‘ ist“, erklärte der allwissende Sälig, der Schuster aus Kiew. „Dort, in Italien, sind sie alle Diktatoren, und sie haben alle blaue Nasen, weil dort das Meer ist.“

Und Sälig-Schuster, der alles in der Welt versteht, erläuterte eingehend, wie das Meer in Italien, das auch blau ist, auf die Menschen und ihre Nasen „infloiert". Sälig redete ernst und gleichgültig. Wenn sie ihm nicht glauben wollen, dann braucht man nicht. Er aber ist sicher, denn er wisse es ganz genau.

So redeten sie noch eine Weile über den Funktionär Malkin, der in den Augen der Auswanderer solche Größe erlangt hat. Sie belegten ihn mit allerlei Spottnamen, aber sie sprachen sehr leise, damit er ja nichts höre, denn er ist ein Böser, der Malkin. Er kann schimpfen und einem den Rat erteilen, sich im Amur zu ersäufen.

Aber Malkin kümmerte sich nicht um sie. Er traf Anstalten, nach den „Drei Balahanen" zu fahren, und inzwischen beriet er sich mit Feinman, was zu tun wäre. Er beriet sich nicht deswegen, um sich Ratschläge zu holen, sondern nur um zu wissen, wie die wirkliche Lage der Überwanderer war.

Und erst nachdem er zum hundertstenmal sein wohlbekanntes Telegramm über die tödliche Gefahr, die die Kolonisten bedrohte, falls man ihm nicht sofort Telephonapparate, Wagen, Pferde, eine Schreibmaschine, eine Lederjacke, Schaufeln und Spezialisten schicken werde, abgeschickt hatte, stieg er auf den Wagen und befahl Feinman, nachzureiten.

Als Malkin zu den „Drei Balahanen" kam, war dort die Lage viel schlimmer, als er und die anderen es sich vorgestellt hatten. Alle Überwanderer waren wütend, alle brummten und waren bereit, sich gegenseitig

aufzufressen. Es gab kein Brot mehr. Und außerdem war heute die Post eingelangt. Viele haben Briefe bekommen, aber noch mehr haben keine gekriegt.

Diejenigen, die Briefe bekommen hatten, lasen sie durch, dann setzten sie sich zusammen, umringt von den anderen. Man schimpfte über die Geserdortsgruppen und über den hiesigen Geserd, auf Malkin und auf Refuel Maurer. Die lautesten Klagen waren: Was heißt das, daß die Geserdleute ihren Familien geradezu ins Gesicht lachen, wenn sie um Hilfe kommen, und sie aus den Kanzleien hinauswerfen? Warum läßt man nicht die versprochenen drei Rubel im Tag verdienen, damit man auch nach Hause Geld schicken könne? Warum geben sie kein Brot?

Diejenigen, die keine Briefe bekommen haben, tobten gegen alles: gegen den Komset, gegen den Amur, der aus den Ufern getreten war, gegen die Post, die nur einmal in fünfzig Jahren eintraf, gegen ihre Weiber, gegen sich selbst, gegen Refuel Maurer und gegen Malkin. Zu diesen Klagen fügten sie noch hinzu, daß sie nicht länger Kanäle graben wollen. Die Koreaner sollen Kanäle graben. Sie aber sind hergekommen, um den Boden zu bebauen, und nicht, um Kanäle zu graben. Man soll Boden verteilen, Quartiere anweisen, und zu essen soll man gleich, unverzüglich geben.

Bentschik aus Baku meint, daß, wenn Malkin zu reden anfangen wird, dann kann sich sogar Bentschik, der ganz und gar nicht schlecht spricht, hinter den Herd verstecken. Denn ein Mäulchen hat er, dieser Malkin — wie auf Rädern! Und wenn Malkin ein-

mal spricht, vergißt du, was du früher fragen wolltest: eben noch hattest du eine Menge Fragen auf der Zunge, und jetzt, da du auf den Klötzen neben den Zelten sitzst und Malkins Predigt lauschst, sind alle Fragen wie verduftet. Malkin spricht derartig selbstsicher und entschieden, daß man sich überzeugen läßt und ihm glaubt. Hie und da zieht er durch die rötlichblaue Nase auf, wischt sich die kleinen Schweißtropfen von ihr ab, und nach jeder Phrase macht er eine Handbewegung, als würde er den Satz durchschneiden. Erledigt. Da gibt's nichts mehr zu fragen. Wahrscheinlich ist es auch wahr, was er sagt. Wie sonst könnte er mit einer solchen Selbstsicherheit sprechen?

Malkin sagt, daß alle diejenigen, die bisher gearbeitet haben, sicherlich zu zwei Rubel im Tag verdient haben. Und abgehackt mit der Hand. In der Zukunft wird sich die Lage zweifellos verbessern. Und nochmals abgehackt. Die Pferde und die Schaufeln werden unweigerlich morgen hier eintreffen. Abgehackt. Die Baumeister werden in einer Woche hier sein...

Nach diesem Satz konnte Malkin nicht mit der Hand den Satz abhacken. Er wurde plötzlich unterbrochen. Refuel, der Maurer, war es. Refuel sagt, daß man die Menschen nicht zum Narren halten dürfe. Immer wieder versichere der Genosse Malkin, aber niemals halte er sein Wort. Das sei, könne man wohl sagen, irgendein Bürokratismus. Die breiten Massen dürfe man nicht bemogeln. Hier müsse Selbstkritik in ihre Rechte treten. Und die Masse müsse befriedigt werden!

Nein, das hat Malkin nicht erwartet.

Niemand hat es erwartet. Wie wagte es Refuel, so etwas zu sagen? Wieso unterbricht er den großen Malkin? Er hat ja kein Recht, den Genossen Malkin zu unterbrechen.

Aber bemogeln darf man auch nicht. Was man verspricht, muß man auch halten. Hast du für Samstag Arbeit versprochen, muß sie am Samstag auch da sein; hast es übernommen, vier Hufeisen zu schmieden, dann sollen es vier sein, und nicht drei. Ohne Schaufeln kann man nicht arbeiten. Weshalb sagen sie dann, daß sie ohne Arbeit kein Essen geben?

Obwohl Malkin nichts von seiner Selbstsicherheit eingebüßt hatte, obwohl er die Hände in den Taschen hielt und den Fuß leicht wippen ließ, betrachteten ihn doch alle schon als den Besiegten. Man suchte die roten Flecken auf seinem Gesicht, den Ausdruck der Verlegenheit in den Augen. Jetzt ist das zarte Gewebe, das seine Autorität umwob, zerrissen worden. Die Überwanderer schauten auf ihn, als wäre er nackt...

Jetzt haben schon alle unzählige Fragen... Jetzt, da er nackt ist, kann man ihn in alle diese Fragen eintauchen... Nein, heute wird niemand mehr zur Arbeit gehen. Sogar diejenigen, die Schaufeln haben, werden auch nicht arbeiten. Mit solchen Schubkarren kann man doch nichts machen. Sogar diese zerbrochenen Schubkarren sind auch nicht in genügender Anzahl vorhanden. Viele müssen die Erde mit den Schaufeln abtragen... Ein schönes Arbeiten ist das!

Die Leute lärmen, einer möchte den anderen über-

schreien. Es wurden Stimmen laut, die forderten, daß man Refuel Maurer als einen der „besten Anführer“ wählen soll. Der ist ein Kerl! Er weiß schon, wie man gewöhnliche Menschen behandelt. Einer Masse muß man sich zu nähern verstehen. Höchste Zeit, daß Refuel zum Anführer gewählt wird! ...

Jeder schrie, aber keiner hörte auf den anderen. Malkin stand äußerlich ruhig da, die linke Hand in der Tasche, mit der rechten bohrte er in der rötlichblauen Nase und dachte, offensichtlich vom Lärm ungerührt, an Nebensächliches. So mancher, der sich schon ausgetobt hatte, beobachtete ihn und empfand schon im voraus Mitleid mit ihm.

Plötzlich erschien auf dem Klotzhaufen Dawid Feinman. Er fuchtelte mit der Rechten und bemühte sich alle zu überschreien.

Man soll still sein, er hat etwas sehr Wichtiges zu sagen.

Man beachtete ihn nicht. Alle schrien.

Schließlich brüllte Dawid:

„Genossen! Briefe sind angekommen! Ich habe sie. Seid doch endlich still!“

Zwar wußten alle, daß es nur ein Trick war, daß weder Post gekommen war, noch Feinman Briefe hatte; aber das Wort „Brief“ übt auf die Überwanderer in der Fremde einen solchen Zauber aus, daß man mit ihm den größten Sturm zur Ruhe zu bringen vermag.

Dawid lächelte, aber man merkte ihm an, daß er erzürnt war. Er will vieles und verschiedenes sagen.

„Genossen, hier unter uns ist ein Mensch, der die ganze Arbeit zerstören will! ... Dieser Mensch ist hier, und er steht zwischen uns ...“

Alle schauten um sich, suchten den „Saboteur“, um von ihm abzurücken. Und Dawid sprach schon gelassener, nachdem es ihm gelungen war, die Menge zu beruhigen. Er behauptete, daß dieser Mensch ein Schuft sei; daß er nur seine eigensten Interessen im Auge behalte und sonst nichts. Um zur Führung zu gelangen, sei er bereit, die ganze Arbeit zu zerstören. Und als Dawid schließlich erregt ausrief: „Und das ist der Schmutzian Refuel, der Maurer!“, bemerkten sie, daß Refuel sich inzwischen aus dem Staube gemacht hatte. Das überzeugte sie endgültig, daß er tatsächlich ein Schmutzian ist und daß sie es eigentlich schon früher bemerkt hatten. So sieht ein Schmutzian aus. So ein gelbliches, gerunzeltes Gesicht muß er haben. Gerade solche entzündete, farblose Augen ... Niemand hörte mehr, wie Dawid Feinman den Maurer weiter beschimpfte und alle seine Fehler anprangerte. Dawid erzählte, daß Refuel zuweilen die Nahrungsmittel nicht ausfolgen wollte, wiewohl er sie ganz bestimmt im Magazin liegen hatte, und das nur, um Malkins Autorität zu untergraben und selbst emporzusteigen. Er dachte niemals daran, die Nahrungsmittel für einige Tage vorauszubestellen. Gerade damit wollte er die Überwanderer aufstacheln.

Niemand hörte mehr zu. Alle waren mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Sie überlegten, beurteilten Refuel Maurer, Malkin, ihre Arbeit und sich selbst ...

Eine frische, jung tönende Stimme zog die Aufmerksamkeit auf sich. Es sprach Lajser aus Wynnytzja. Er stellte Rechnungen an, wie man eigentlich gut verdienen könnte. „Und außerdem“, schrie er, „muß man Lust zur Arbeit haben!“ Am frühen Morgen muß man arbeiten, vor den Gnusi braucht man gar keine Angst zu haben. Man soll doch auf ihn schauen, wie er selbst frühmorgens arbeitet, einfach im Morgengrauen aufsteht und arbeitet.

„Der Kriecher“, sagte jemand.

Lajser hörte nicht. Er führte aus, daß man mit den vorhandenen Schaufeln in zwei Schichten arbeiten könnte, aber da müßte man auch am frühen Morgen arbeiten. Auf die Schubkarren kann man auch verzichten. Man kann Tragbretter anfertigen, die noch besser wären als die Schubkarren. Man könnte die Arbeit so anpacken, daß jeder Erdarbeiter einige Rubel täglich verdiene. Jeder soll nur seine Arbeit verrichten, und die Zahl der Karrenschieber kann verringert werden. Man muß nur die Arbeit richtig organisieren, und die Überwanderer werden das Doppelte verdienen als die Koreaner, weil die Koreaner schwach und zu einer Organisation unfähig sind. Sie essen Gras und das ist alles. Er, Lajser, könne mit einer Hand zwei Koreaner abfertigen.

„Kriecher!“ schrie jemand so laut, daß Lajser ihn hören mußte. Er beleidigte sich, stieg vom Klotzhaufen herunter und verschwand in der Menge.

„Ach, mir macht das nichts. Sollen nur reden ...“ brummte er.

Früher noch hatten sich viele Überwanderer zum Wort gemeldet, aber sie hatten sich's überlegt. Alle warteten ungeduldig, daß Malkin etwas sage. Sie warteten und wünschten, daß Malkin jetzt Donner und Blitz herabbeschwöre. Bentschik aus Baku flüsterte zu seinem Nachbarn:

„Ich beneide sie nicht, die vorgetreten sind. Wehe denen, die in Malkins Mundwerk hineingeraten!"

Aber Malkin sprach still und sanft. Er setzte sich auf einen mächtigen Klotz, und alle setzten sich rings um ihn nieder. Es dämmerte stark. Ein feiner Regen begann zu rieseln, aber niemand ging weg. Malkin sagte den Überwanderern, daß ihre Klagen berechtigt seien. Vollkommen berechtigt. Dann wischte er sich die feuchte Nase ab und schlug vor, auch die andere Seite der Frage in Betracht zu ziehen.

Malkin plante ungefähr so: Ein Teil der Überwanderer soll Wasserrinnen graben; ein zweiter Teil Holz herbeischaffen und zu bauen anfangen; ein dritter Teil beim Wegebau helfen, und der Rest wird den Boden parzellieren und bearbeiten.

Aber — um Kanäle zu graben, braucht man eine ausreichende Anzahl Spaten und Schaufeln. Malkin hat schon mehrere Male telegraphisch Schaufeln angefordert. Aber offenbar kann man sie schwer bekommen; jedenfalls hat man sie bisher noch nicht geschickt. Und wollte man zu bauen anfangen, hat man nicht Holz genug und keine Baumeister. Und was das Wichtigste ist — Malkin weiß nicht, wo gebaut werden soll. Dazu ist unbedingt ein Spezialist notwendig.

Das Baumaterial herbeizuschaffen, ist bei solchen nicht ausgefahrenen Wegen oder, richtiger gesagt, bei dieser Weglosigkeit sehr schwer. Man hat versucht, aus Katerino-Nikolsk Bretter zu führen, und die Pferde waren schon nach achtzehn Wersten arbeitsunfähig. Einen ganzen Tag haben sie dazu gebraucht. Man braucht unbedingt einen Straßenbauingenieur; auch ein Bauingenieur ist nötig. Und einen solchen zu bekommen, ist schon gar nicht leicht. Bei den Birobidschaner Verhältnissen ist es besonders schwer. Ein lausiges Agronomchen aus Mohilew, das dort froh ist, wenn es neunzig Rubel im Monat verdienen kann, verlangt in Birobidschan zweihundertfünfzig Rubel monatlich.

Malkin erwog alles bis ins kleinste Detail und schloß damit, daß niemandem etwas zu Trotz getan werde. Es ist eine neue Sache, und man muß eben durchhalten. Man muß eine Zeitlang leiden, aber die Sache ist eine Sache, und noch dazu eine große Sache!...

Es regnete und dämmerte. Aber alle saßen auf den feuchten Klötzen und schauten zu Malkin empor, als sehen sie ihn in der Dunkelheit. Es schien, daß seine Nase blaß geworden war, so schön und zart, daß es angenehm war, zuzuschauen, wie er mit ihr aufzog. Sie glaubten dieser Nase, daß es sich bloß um Tage handelte. Kann man denn wegen einer solchen Kleinigkeit eine so große Sache fallen lassen, daß man einen Winkel in der großen Welt besitzt, wo man arbeiten und einen würdigen Lohn für seine Arbeit

bekommen kann? Nein, das kann man nicht. Auf keinen Fall kann man das.

Alle bedauerten, daß es regnete und dunkel war; daß der Regen die ausgegrabenen Kanäle überschwemmte. Wäre es nicht dunkel gewesen, dann würden alle zu den Kanälen gehen, das Regenwasser auszuschöpfen. Wer würde auf den Regen achten? Mit den Nägeln würden sie die Erde aufwühlen, in Säcken die Erde wegtragen. Einfach mit Säcken, auf dem Rücken ...

Der Regen verdichtete sich. Malkin stand auf und riet den Leuten, schlafen zu gehen. Sie erhoben sich langsam und gingen, in den Pfützen klatschend, auseinander. Einige nur blieben mit Malkin zurück. Sie wollten ihm sagen, daß es für morgen nur ganz wenig Proviant gebe. Sie waren in den Magazinen gewesen, und dort gab's nicht eine Krume Brot mehr. Die Kartoffeln waren auch zu Ende.

Es ist dunkel und es regnet. Der Fluß Samara ist mächtig in die Breite gegangen. Unmöglich aus dem Dorf Nahrungsmittel zu holen. Über die Samara führt keine Brücke.

Schließlich gingen alle weg. Malkin ging noch lange im Hof umher. Dann ging er, völlig durchnäßt, von einer Baracke zur anderen, von einem Zelt ins andere und bat, daß jemand ins Dorf Samarka reite. Er trat in allen Baracken und in allen Zelten ein. Und nachdem er in der letzten Baracke gewesen und die kreischende Türe hinter sich geschlossen hatte, hörte er hinter sich eine Türe gehen, und Dawid trat zu ihm.

„Woher soll man Säcke nehmen?“ fragte Feinman. Sonst nichts.

Feinman zog Malkins Wasserstiefel an und ritt davon. Gleich darauf hörte man zwischen den Baracken hastige Schritte, Wassergeplätscher und dann Hufgetrappel, das sich in derselben Richtung entfernte, die Feinman eingeschlagen hatte. Der zweite Reiter hätte sich am liebsten selbst geohrfeigt vor Wut, daß er nicht als erster ausgeritten war. Anfangs wollte er Feinman einholen, begriff aber, daß es keinen Sinn hätte ...

Und frühmorgens, als der Himmel schon ganz klar war, nur von einem zarten, unbeschreiblich schönen roten Hauch überzogen, erschienen am Rande der Siedlung zwei Reiter. Die schlammbespritzten Pferde trabten müde und wackelten mit den Köpfen, als wollten sie das schwere Gepäck, das auf beiden Flanken hing, abstreifen. Bald darauf konnte man auch die beiden Reiter erkennen. Als erster kam Lajser mit zwei vollen Säcken.

Malkin stand unter den Überwanderern und betrachtete Lajser.

„Feiner Bursch, der Lajser“, dachte Malkin. „Aber er liebt zu sehr den Effekt. So wie ich? ...“

Malkin sah aufmerksamer hin und erkannte im zweiten Reiter, der hinter Lajser geritten kam, Dawid Feinman. Auch Dawid bringt zwei volle Säcke.

Die „Organisation"

Wenn Ljuba diese Zeilen lesen wird, wird sie sicherlich die Zähne zusammenpressen, tief aufseufzen und sagen:

„Das ist alles nicht das, was man braucht."

Zum ersten Male traf ich sie in einem Zelt über einem geöffneten Heft, im Begriffe, etwas zu schreiben; sie erklärte mir, daß sie die Lücken ausfüllen muß, die sich in den Zeitungsberichten bemerkbar machen. Heftig mit der winzigen gebräunten Hand gestikulierend, suchte sie mir zu beweisen, daß man nichts davon merke, daß die Zeitungen über Birobidschan richtig informiert wären: nichts wissen sie von den Qualen der Überwanderer zu berichten; nichts von ihren Freuden; sie übermitteln nicht den richtigen Eindruck vom ...

„Hm ... ich habe vergessen, wie man das sagt ... Das, was die größte historische Bedeutung hat?"

Nein. Nicht das hat sie gemeint.

„Was also haben Sie gemeint?“

Ljuba preßte ihre dichten Zähne zusammen, so daß ihr abgemagertes Gesicht sich noch mehr spannte, erschlug mit der flachen Hand eine Stechmücke und wurde wütend:

„Sie wollen, daß ich Ihnen alles vorkaue und in den Mund lege? Sie sind doch, scheint es, kein Kind mehr!“

Nein, ich bin kein Kind mehr. Ich stand über Ljubas krausem Kopf, redete viel und bewies ihr, daß ich kein Kind mehr bin. Nicht alles müsse man mir vorkauen. Aber das, was sie mir erzählt, ist nicht gar so einfach, daß man es auf einen Schlag verstehe.

Aber Ljuba kann es nicht erklären, obwohl sie Lehrerin werden will und es daher eigentlich vor allem verstehen müßte, zu erklären. Bei ihr ist es nun einmal nicht so. In ihrem Kopf entstehen viele Gedanken zu gleicher Zeit. Jeden Gedanken möchte sie gleich ... nu, wie sagt man ... ins Leben umsetzen. Aber sie stolpert über viele Schwierigkeiten. Diese Hindernisse ... nu, wie sagt man — zersplittern den Gedanken in kleine Teilchen, diese Teilchen in noch kleinere, und so weiter und so weiter, bis der Gedanke ganz in Staub aufgeht. Und ...

„Hm ... ich habe vergessen, wie man das sagt ...“

Gepeinigt, runzelte Ljuba ihr abgemagertes Gesichtel und ließ das Heft fallen. Sie beugte sich, um es aufzuheben, und als sie sich wieder aufrichtete, zitterten in ihren glänzenden schwarzen Augen Tränen. Sie erschlug eine Mücke auf ihrem Gesicht und fragte mich:

„Verstehen Sie mich schon?“

Meine Antwort wartete sie gar nicht ab. Eine Weile dachte sie intensiv nach und beruhigte sich. Die Augen wurden wieder klar und glänzend. Sie lud mich ein zu sitzen. Aber wo? Das ganze kleine Zelt war mit Kisten, Rucksäcken und Körben vollgestopft. Auf ihnen lagen zu Haufen geschichtet angeschnittene und ganze Brotlaibe, verbeulte Teekessel, Lederstücke, Geschirrteile, zerrissene Hefte und schmutzige Gläser.

Wir sahen uns beide nach einem freien Plätzchen um und fanden keines. Ljuba erhob sich und versuchte einige Schritte zu machen. Aber es war nicht einmal Platz genug, den kleinen Fuß hinzustellen. Sie setzte sich wieder nieder und ich blieb weiter über ihrem schwarzhaarigen, krausen Kopf stehen.

Sie schlug ein reines Blatt im Heft auf und zeichnete mit dem Bleistift Punkte, Striche und Figuren darauf. Dann zeigte sie mir, selbst ins Heft schauend und mit dem Bleistift deutend, die Zeichnung, die aber derart verworren war, daß ich mir keine vernünftige Vorstellung daraus bilden konnte. Sie gemahnten eher an zufällig von einer Kinderhand hingemalte Striche als an eine Zeichnung eines erwachsenen Menschen, der mit ihrer Hilfe etwas zu erklären beabsichtigte. Das Wichtigste, das Ljuba anstrebt und das sie mir an Hand der Punkte, Striche und Schnörkel im Heft erklären möchte — ist die O r g a n i s a t i o n. Seitdem sie lebt, hat sie die Organisation geliebt, sich zu ihr hingedrängt gefühlt, so daß alles andere . . . nu, in den Hintergrund trat. Ihr Vater war ein Maurer. Einmal wur-

de in ihrem Städtchen ein Haus gebaut. Man mußte die Ziegelsteine hinaufschaffen. Wie schnell das geschah, wie ... nu, organisiert, und wie schön! So, einfach schön. Die Arbeiter in den verschmierten Maurerschürzen stellten sich in verschiedener Höhe auf, ergriffen schnell und eilig die Ziegel und schupften sie zum Nebenmann. Sie nahmen und gaben, nahmen und gaben ... Diese Art der Organisation erschien ihr damals so einfach, so ...

„Hm ... ich habe vergessen, wie man das sagt ..."

Und später, als sie schon im Technikum studierte, da organisierte einer von den Studenten einen Chor ... nu, einen Gesangchor. Dieser Student besaß große, außerordentlich schöne blaue Augen. Er spielte gut Geige. An den Händen hatte er lange Finger, und man nannte ihn den „Njemtschik". Er selbst war blond und auch sein Spiel war blond und licht, ja, ja, blond und licht.

Dahier erschien die Angelegenheit schon etwas verwickelter: im Chor mußte jeder einzelne etwas anderes singen, und im Resultat sangen sie doch alle e i n Lied.

„Verstehen Sie? Jeder sang eine andere Stimme, aber das ... nu, das Motiv, das Grundmotiv sollte trotzdem dasselbe sein. Das war schon eine ganz andere Organisation ... Aber ich fürchte, daß Sie mich wieder nicht verstanden haben."

Ljuba schaute nicht mehr ins Heft, sondern auf mich. Ihr Gesicht und die schwarzen Augen glühten. Der Ausdruck war angespannt, erregt. Sie fragte mich mit einer tiefen Bruststimme:

„Sagen Sie, haben Sie mich verstanden?“

Sie wartete aber nicht auf meine Antwort, sondern fuhr fort:

Als man im Technikum davon zu munkeln begann, daß man eine Kommune der Jugendlichen organisieren müßte, die nach Birobidschan fahren sollte, war Ljuba als eine der ersten dabei gewesen.

„Sie verstehen? Hier ist die Sache schon sehr verwickelt. Hier muß das ganze Leben organisiert werden. Hier muß man verschiedene Charaktere ... nu, die Neigungen des einen Schülers denen der anderen anpassen. Die Arbeitsinteressen, die bei allen die gleichen sind, sollen so auf die Charaktere einwirken, daß ihre ... nu, individuellen Züge und Kanten sich zu einem einzigen Chor, ja noch mehr — zu so etwas ...“

„Hm ... ich habe vergessen, wie man das sagt ... Aber vielleicht haben Sie doch schon irgend etwas verstanden?“

Und darüber wird in den Zeitungen nichts erwähnt. Viele ergehen sich in Schilderungen der Reise; man lobt Birobidschan über alle Massen, aber wie die Charaktere zu ändern, wie die Sache zu organisieren wäre, darüber wird nichts geschrieben.

Ljuba sprach noch lange. Das Heft hatte sie schon ganz weggelegt. Beide Hände waren vollauf mit dem Töten der Stechmücken beschäftigt, während sie sich bemühte, mir zu erklären, was sie sagen möchte. Aber ihre Gedanken wurden immer verworrener und unverständlicher.

Plötzlich, inmitten eines Satzes, erinnerte sich Lju-

ba, daß sie ja heute als Diensthabende zurückgeblieben war und noch massenhaft viel zu tun hätte: man muß Essen kochen, der Schimmelstute den Verband umwickeln; die Wäsche des Kommunevorsitzenden ist ganz zerfetzt, man muß sie irgendwie flicken; die Kartoffeln für die Saat sind noch nicht ausgesucht. Das Protokoll der gestrigen Sitzung ist noch nicht umgeschrieben, und man muß auch für die heutige Sitzung des Jungkommunistischen Ausschusses Fragen vorbereiten. Und vor allem möchte sie sich waschen und umkleiden. Ich muß sie schon entschuldigen, sie hat sich, scheint es fast, einige Wochen lang nicht den Kopf gewaschen.

„Ach, wie schlecht fühle ich mich, wenn ich schmutzig bin — als wäre ich gefesselt . . .“

Ljuba wand sich aus dem vollgestopften Zelt hinaus.

Die Kommunarden kamen von der Arbeit zurück. Sie waren erschöpft, schmutzig, von den Stechmücken zerbissen, naß und schlammbespritzt. Das Mittagessen war noch nicht fertig. Jeder suchte sich irgendeine Arbeit. Der eine sah zu den Pferden, ein zweiter richtete die Nähmaschine, ein dritter flickte Hosen . . .

„Ljuba, warum hast du der Stute das Bein nicht bandagiert?“

„Ich wollt' es eben tun.“

„Ljuba, warum hast du nicht zu den Tischlern geschaut? Sie haben ja nichts gemacht?“

„Sie hatten zu wenig Holz. Man baut einen viel zu großen Stall. Heute, bei der Ausschußsitzung, werden wir darüber sprechen.“

„Ljuba hast du mir die Wäsche geflickt?“

„Gleich, gleich werde ich sie flicken.“

Man stellte Ljuba viele Fragen, verlangte von ihr viele Antworten. Nicht nur deswegen, weil sie heute Diensthabende war. Man war es schon gewohnt, seitdem man die Kommune zu organisieren begonnen hatte. Und wie hätte es auch anders sein können, wenn Ljuba jeder Kommission angehörte, in manchen sogar Vorsitzende war. Ohne Ljuba wäre keine Sitzung in Gang gekommen. Ljuba übernahm eine Menge Arbeiten, und fast überall hatte sie die leitende Rolle inne. Aber heute fragten alle öfter als sonst, und der Ton, mit dem sie es taten, war etwas erregt. Vielleicht deswegen, weil ihnen heute die Mücken besonders übel mitgespielt hatten, oder weil Ljuba heute zum erstenmal Diensthabende war und man zu wenig gearbeitet hatte. Gerade heute war es den Kommunarden früher als sonst in den Sinn gekommen, mit der Arbeit aufzuhören. Warum? Das könnte keiner erklären. Man war einfach der Ansicht, daß man Schluß machen solle. Heute, bei der Sitzung, muß das aufgeklärt werden. Alle bereiteten sich auf eine diesbezügliche Auseinandersetzung vor.

Abgerackert, schmutzig, müde traten die jungen Kommunarden zur Sitzung zusammen. Jeder wählte sich ein bequemes Plätzchen zum Sitzen: die Sitzung wird, wie alle anderen bisherigen Sitzungen, lange dauern. Meistens dauerten sie bis in die späte Nacht hinein.

Schon beim Besprechen des ersten Punktes begannen

die Klagen. Und merkwürdigerweise war es Fulko, der jüngste Kommunard, der damit begann. Es war gar nicht seine Gewohnheit, so viel zu reden wie heute abends. Während der ganzen drei Jahre Technikumstudiums hat der Bursch nicht so viel gesprochen wie bei der heutigen Sitzung. Im Technikum hatte er die Soziologie und vor allem die Literatur sehr geliebt. Aber nicht das Sprechen. Kam er einmal in die Lage, eine Antwort geben zu müssen, dann traten ihm beinahe die Tränen in die Augen. Man nannte ihn deshalb den „sentimentalen Fulko".

Heute begann er gleich in kriegerischem Ton und gar nicht sentimental:

„... Aber wie lange soll das noch so weitergehen? Man muß sich doch schließlich einmal ausschlafen können! Im Zelt kann man kein Auge zumachen. Die Mücken finden auch dort hinein. Und noch dazu ist es eng, daß man ersticken könnte. Und wenn man nicht ordentlich schläft, dann wollen die Hände nicht arbeiten ..."

Fulko sprach aber doch nicht lange in diesem Ton. Bald darauf lehnte er sich zurück, als wollte er nicht sprechen, sondern in den Himmel starren und träumen. Er riß die Augen weit auf und erzählte, von der eigenen Erzählung fasziniert:

In der letzten Nacht träumte er, Fulko, einen bedrückenden Traum; einen förmlichen Alpdruck ...

Er lag dicht neben der Zeltleinwand, die wie ein dreieckiges Prisma gespannt war, bis über den Kopf mit der wattierten Decke zugedeckt. Wenn man sich

wie er vor den Gelsen fürchtet und den Gestank nicht ertragen kann, der im Zelt verbreitet wird, — dann muß man sich eben unter die schwere Decke verkriechen. Man kann zwar sehr schwer darunter atmen — und die Decke hat noch außerdem einen unangenehmen Geruch, weil sie von Fulkos kleinen Brüdern ehemals benützt wurde —, aber Fulko ist sehr ermüdet und er schläft doch.

Plötzlich ist es ihm, als würde ein heißer Atem seinen Kopf streifen. Er erschrickt, aber er deckt sich nicht auf: er möchte schlafen, fest schlafen. Drum zieht er die Decke noch dichter über den Kopf und zwingt die Augen zum Schlaf. Zugleich fühlt er, daß es immer heißer wird, als würde ein Dampfstrahl über sein Gesicht sprühen. Die Decke wird naß, das Gesicht feucht -- aber Fulko wird sich nicht aufdecken. Der Schlaf lastet schwer auf ihm, und wenn er unbedeckt wäre, würden ihn die Stechmücken peinigen. So bleibt er also reglos liegen. Das Herz hämmert, als wollte es bersten, die Schläfen pochen, daß sie fast die Decke hochhheben. Aber Fulko rührt sich nicht.

Auf einmal fühlt Fulko, daß jemand die Decke über seinem Gesicht zusammenknüllt. Aus Furcht stockt der Atem. Bald, bald wird er vor Dunst und Angst ersticken, er wird's nicht aushalten! . . .

Scha, er wird die Decke unmerklich lüften und hinausschielen . . .

Aber wozu? Wen kann er schon sehen? Fulko weiß gut, daß alle schlafen. Wer kann das schon sein?! Und Fulko bleibt liegen . . .

Plötzlich reibt ihn jemand und macht sich überhaupt an ihm zu schaffen. Jemand bemüht sich, sein ganzes Gesicht zu packen — Fulko wird es nicht aushalten! Er wird ersticken. Der Atem stockt ... Er wird doch aufstehen und hinausgehen! Das ist sicherlich darauf zurückzuführen, daß die Decke so dick ist und stinkig. Er wird hinausgehen ...

Nu gut. Er wird hinausgehen. Aber wie? Das Zelt ist ja mit Menschen vollgestopft. Er liegt in einer Ecke des Prismas, und wenn er anfangen sollte, in dieser Finsternis den Ausgang zu suchen, würde er unweigerlich auf Gesichter, Füße und aufragende Zehen treten müssen. Nein, er wird doch lieber liegenbleiben.

Aber schon, schon erstickt er. Jemand würgt ihn an der Kehle. Man hat ihm den Mund verstopft, die Nase ... Und hier, von oben, frottiert jemand mit aller Wucht sein Gesicht. Mit glühend heißen Tüchern reibt man ihm das Gesicht ab ... Fulko zog leise die Decke vom Gesicht und erblickte seitlich die lichte Spalte des Zelteingangs.

Mit einem Ruck sprang er auf und lief über Köpfe, Füße und Arme zur hellen Spalte ...

Fulko richtete sich auf und wendete sich zu den Zuhörern:

„Und nun könnt ihr raten, wer das war? Das war sie, die Stute ‚Maschka'. Sie stand neben dem Zelt und biß in den Zeltstoff. Maschka liebt die Mücken nicht", schloß Fulko. „Und sie liebt den Rauch so sehr, daß sie sogar am Zeltleinen kaut, weil es nach Rauch riecht."

Fulko verstummte. Die Anwesenden schwiegen. Da ist nichts mehr zu besprechen. Morgen in aller Früh werden sie Sägen und Äxte nehmen, in den Wald fahren, Tag und Nacht arbeiten und ganze Berge Holz herbeifahren. Alles andere muß vorläufig ruhen. Vor allem braucht man eine menschenwürdige Unterkunft. Wozu hat also Ljuba für heute so viele Fragen in der Tagesordnung angesetzt?

Der Vorsitzende der Kommune möchte nur noch auf eines aufmerksam machen: es ist kein einziger Holzklotz für das Haus vorhanden. Das Baumaterial, das man herbeigeführt hatte, wird kaum für den halben Stall reichen.

Zuerst sprach er leise und mit Unterbrechungen, als hätte er nur die Absicht, ein paar Worte zu sagen, worauf man gleich auseinandergehen könne. Aber nach den letzten Worten verdüsterte er sich und fuhr schon erregter fort: Es war doch nicht richtig, so einen großen Stall zu bauen. Über hundert Kühe kann dieser Stall fassen. Und wem zunutze? Aber gibt es denn jemanden in der Kanzlei, mit dem man sich beraten könnte? Und zu alledem führt noch sie, Ljuba, das Oberkommando ...

Obwohl der Vorsitzende seine Worte an niemand besonders richtete und leise sprach, hatten sich doch alle ihm zugewandt und aufmerksam auf das Klappern seiner Tabakdose gehorcht; im Halbdunkel sahen sie ein weißes Blatt Papier schimmern, was ihre Blicke auf Ljuba lockte. Diese preßte in der Dunkelheit die Zähne zusammen und schwieg.

Noch jemand möchte einige Worte hinzufügen: Man hat zu große Vorschüsse auf den Heuverkauf genommen und wegen des Regens hat man nicht ein Viertel dessen eingebracht, was man für sich und für den Verkauf gebraucht hätte.

Sonst hat keiner mehr etwas zu sagen. Einige lange Holzstämme liegen auf dem Boden; die Kommunarden sitzen auf ihnen und schweigen. Jeden Augenblick klatscht eine Hand auf Arme, Nacken, Hals, Wange, und die zahllosen verhaßten Mücken summen. Ja, und in der Mitte des Himmels hängt ein Stück Mond, über dessen Gesicht jedesmal ein Wölkchen streicht. Der Mond hält sich, läßt sich vom Platz nicht verdrängen, bis wieder ein Wölkchen kommt und wieder über sein Gesicht streicht.

„Nu? Schon alles besprochen? Kann man schon weggehen?"

Alle wissen gut, daß Ljubas Frage noch lange kein Zeichen zum Auseinandergehen sei. Ljubas Stimme ist jetzt so tief, als wäre sie heiser. Ihre Zähne knirschen, so fest preßt sie sie aufeinander. Sie kneift die Augen zusammen und blickt zum Mond auf. Die Sitzenden erheben auch die Köpfe, betrachten Mond und Wolken, wie sie einander streifen und dann ihren schwebenden Lauf fortsetzen. Man kann auch sehen, wie Ljubas schwarze Augen glänzen und verlöschen, wieder aufglänzen und wieder verlöschen.

Ja, sie wird gleich anfangen, die Ljuba. Das ist nicht zu vermeiden. Sie wird schon dafür sorgen, daß man die ganze Nacht debattiert. Aber mag sie nur

anfangen. Heute abend, scheint es, wird man ihr die ganze Meinung sagen ...

Ljuba steht auf, richtet das kurze schwarze Kleidchen und bleibt eine Weile stehen. Ihr Gesicht ist finster und böse wie noch nie ...

Vielleicht sollte man auch aufstehen und weggehen?

Aber es geht irgendwie nicht. Man kann doch nicht s o auseinandergehen. Denn geht man weg, ohne Ljubas letztes Wort gehört zu haben, dann ist es einem, als wäre man nicht ausgeschlafen.

Soll sie nur weggehen! Wer hat ihr denn befohlen, überall die Nase hineinzustecken? Viel zu viele Rechte nimmt sie sich heraus, die Ljuba. Man müßte ihr unbedingt ein wenig die Flügelchen stutzen ...

Sie hat aber doch alles auf dem Kopf. Sie leistet nicht wenig. Ihr ganzes Leben opfert sie der Kommune ...

Ja, aber was hat man davon, daß sie sich zu allem drängt, wenn im großen und ganzen so wenig geleistet wurde. Man arbeitet und arbeitet, und die Erfolge sind kaum zu merken. Es ist doch höchste Zeit, mit ihr gründlich abzurechnen und basta.

Oder vielleicht sollte man es noch wie bisher weitergehen lassen? Vielleicht werden ihre Pläne doch zu einem Ziel führen? Klar, daß Ljuba niemanden bemogeln will. Und die Organisation ist ja doch eine wichtige Sache ...

Seht nur, wie viele Arbeiten sie auf einmal machen wollen! Was hat man schon alles begonnen! Dazu braucht man doch eine Menge Leute. Und gerade jetzt

sind zwei Kommunarden arbeitsunfähig geworden: der eine hat sich im Wald die Hand verletzt, dem anderen hat das Roß die Schulter verrenkt. Man braucht jemanden, der die beiden pflegen soll. Die ganze Kommune lebt fortwährend im Fieber, wie Ljuba. Ganz genau so wie Ljuba hasten alle von einer Arbeit zur anderen, und die Resultate sind kaum zu merken.

Wie soll man ihr denn nicht glauben, dieser Ljuba mit dem mageren, angespannten Gesicht, wenn alles, was sie sagt, so offenkundig klar, ganz klar erscheint. Wie kann man dieser Bruststimme mißtrauen! Unmöglich! Sobald Ljuba spricht, vergißt du alle Mißerfolge und glaubst nur der Ljuba, ihrer Stimme, ihrer Zuversicht, daß es nur so und so zu machen ist und daß sich dann alles zum Guten wenden wird ...

So denken viele. Sie wollen weggehen, können es aber nicht. Sie warten auf das Donnern nach dem Blitz und sind voll Unruhe. Aber Ljuba sagt nichts. Sie steht eine Weile und geht dann zu ihrem Zelt. Ljuba hat ein kurzes Röcklein und lange schwarze Strümpfe. Sie geht gelassen, schaut sich kein einziges Mal um. Nur hie und da beugt sie sich nieder, um eine zudringliche Mücke zu vertreiben.

Bei ihrem Zelt bleibt Ljuba stehen. Die jungen Kollektivmitglieder sitzen noch eine Weile, dann erheben auch sie sich und gehen auseinander. Sie haben wirklich die Absicht, sich schlafen zu legen, aber sonderbarerweise sucht jeder eine Schlafstätte im Freien. Sogar die „Muttersöhnchen", die sonst immer im Zelt schlafen, wollen auch draußen übernachten. Und wie

zu Trotz kann sich keiner einen Platz finden. Gestern noch war für alle Raum genug und heute gibt es draußen zu wenig Platz. Alle Wagen sind verlegt; auf dem Tisch steht allerlei Zeug. Das Gras ist durch und durch feucht. Sogar die Plätze unter den Wagen sind auch von irgendwelchen Hunden besetzt. Wie kommen denn überhaupt die Hunde her? ...

Alle treiben sich so lange umher, bis sie, ohne es zu merken, zum Zelt kommen, in dem sich Ljuba befindet. Jeden Augenblick kommt noch einer dazu, und bald steht ein kleiner Haufen Kommunarden bei Ljubas Zelt und wartet, ohne zu wissen worauf.

Ja, Ljuba hatte vergessen, zu fragen: Sind schon Antworten von zu Hause eingelangt, daß die Familien das Geld, das man ihnen geschickt hat, bekommen haben? Nein? Man sollte bei Waßja im Tichonkaer Postamt anfragen.

Und noch etwas möchte sie fragen: Wie wird es mit den Kranken sein? Man muß jemanden hinschicken, damit er sie pflegt ...

Und warum hat man ihr zum Beispiel bisher nicht gesagt, ob der Agronom den Mähbinder geben will? ... Nein? Der verdreht einem wirklich schon zuviel den Kopf ...

Noch eines möchte sie fragen, oder vielmehr nicht eines, sondern vieles hätte sie noch zu fragen und zu sagen: Alle haben es sich angewöhnt, hastig zu arbeiten, nur um das Ganze loszuwerden! Sie müssen doch einsehen, daß nicht alle auf einmal eine Arbeit verrichten können ...

Ljuba stützt sich auf den kleinen Pfahl beim Zelteingang, und alle umringen sie und hören ihr aufmerksam zu. Sie ist nicht ermüdet. Sie spricht nicht leise. Wenn es gilt, jemanden etwas zu erklären, dann kennt Ljuba keine Müdigkeit.

Was soll das bedeuten, daß man heute abend mit der Sitzung so schnell fertig werden wollte? Es gibt ja so viele wichtige Fragen, die alle genau besprochen werden müssen: man muß sich über das Baumaterial für den Stall und für das Haus einig werden; man muß einige Leute zum Heuschlag abkommandieren, damit sie viel Heu schneiden; es gibt zu wenig Pferde; zwei Burschen sind krank; drei andere murren: sie wollen die Kommune verlassen ...

So hatte Ljuba eine ganze Menge Fragen aufgeworfen. Ihr mageres Gesicht spannte sich wieder und wurde ernst wie bei einer Erwachsenen. Die Augen träumten und glänzten, und sie sprach schon wieder mit ihrem zuversichtlichen tiefen Brustton. Sie malte mit dem Zeigefinger Striche, Punkte, Figuren in die finstere Nacht, und aus allen diesen Zeichnungen spann sie nur den einen Gedanken: man muß es so weit bringen, daß alles organisiert vor sich gehe. Da ist ein Punkt. Hier ein Kreis. Der Punkt steht in der Mitte und zu ihm, dem Mittelpunkt, strebt alles vom ganzen Kreis. Und das ist:

„O r g a n i s a t i o n!"

Die jungen Überwanderer, die rings um Ljuba standen, sahen auf einmal alles ebenso klar wie Ljuba, und sie hatten ein peinliches Gefühl, weil sie früher Schlech-

tes über dieses abgemagerte Mädchen gedacht hatten. Es ist ja sonnenklar: Da ist ein Punkt — alle sehen wir ihn, da ein Kreis; jeder Bursch, der nur etwas von der Geometrie gerochen hat, kann sich einen Kreis vorstellen. Jetzt zeichnen wir noch einen größeren Kreis — das ist auch verständlich. Die ganze Kommune wird sich auf diesen Kreis stellen und mit gemeinsamer Kraft zum Mittelpunkt streben, um ihn zu erobern.

So einleuchtend war das alles und alle wußten so genau, was zu machen wäre, daß sie den Tag kaum erwarten konnten, um an die Arbeit zu gehen.

Plötzlich fragte jemand:

„Ja, welche drei Burschen sind es, die aus der Kommune austreten wollen?"

Niemand rührte sich. Keiner wagte zu husten, aus Furcht, er könnte den Verdacht auf sich lenken. Wird denn jetzt jemand noch weggehen, wo alles so klar und nahe ist! Fulko traten Tränen in die Augen. In der Dunkelheit bemerkte es niemand. Aber hätte jemand Fulkos Tränen bemerkt, er hätte auch nichts gesagt. Der jüngste Kommunarde dachte und phantasierte: Das Haus ... die Mücken ... man muß sich ausschlafen ... und wenn es schon so ist, dann mag es dabei bleiben ...

Niemand dachte daran, in die Zelte zu kriechen, sich dort unter einem Berg von Decken und Fetzen zu begraben und trotzdem zu fürchten, daß die Mücken stechen werden. Lieber bleibt man hier draußen, bei der braven Ljuba stehen, um ihr zuzuhören und das

Ziel vor sich zu sehen. Das Ziel sieht man, aber wie soll man sich ihm nähern? ...

Als es der Mond schon satt hatte, wie ein Schreckgespenst inmitten des Himmels zu stehen, so daß ihn jedes Wölkchen am Gesicht kratzen konnte; als er sich von der Stelle rührte und es auf der anderen Seite zu tagen begann — eilten die Burschen zu ihren verschiedenen Arbeiten. Schon in der Früh gab man die letzten Kräfte her. Die Säge biß sich in den Baum hinein, bis zur Hälfte des Stammes, dann blieb sie stecken und ließ sich nach keiner Richtung hinziehen. Die Äste, die sonst beim ersten Axthieb abfielen, blieben heute wie angenagelt. Die Axt sträubte sich in der Hand, verfehlte die Einkerbung. Und dort, auf dem Feld, da haben sie ein Stück Wiese gefunden, daß einen Gott davor bewahren möge, noch einmal im Leben auf einer solchen Wiese Heu zu schneiden. Die ganze Wiese besteht aus lauter Maulwurfkegeln, Wurzeln und kleinem Gesträuch. Die Mähmaschine ist nicht imstande, mehr als drei Drehungen zu vollführen: sie bleibt jeden Augenblick stecken. Und die Zudringlichkeit der Gnusi überschritt alle Grenzen: wie noch nie bissen und peinigten sie. Man konnte keine Minute frei atmen.

Der Anlauf der jungen Kommunarden erlahmte bald. Nichts half, nicht einmal eine längere Rast. Im Gegenteil: nach der Rast fühlte man solche Schmerzen in den Gliedern, daß man sich kaum aufrichten konnte. Einige Male versuchte man, irgendeine Arbeit anzufangen, aber es ging nicht vorwärts. Nicht, daß

man schläfrig oder hungrig wäre, nein: man war einfach außerordentlich erschöpft.

An diesem Tag kamen alle sehr früh von der Arbeit zurück. Zu Hause suchte sich jeder der Burschen noch irgendeine Beschäftigung. Gleich sich hinlegen, um auszuruhen, durfte man nicht: man bereitete sich für eine sehr wichtige, langdauernde Sitzung vor ...

* * *

Nach einigen Tagen begegnete ich Ljuba in Birefeld. Die drei Burschen hatten doch die Kommune verlassen, und Ljuba war hergekommen, um mit ihnen zu sprechen. Ihr Gesicht war noch magerer und ermüdeter als vor einigen Tagen. Sie eilte zu einer Sitzung.

Für eine kurze Weile blieb sie neben mir stehen, aber es genügte, um einen tiefen Seufzer auszustoßen:

„Es ist alles nicht das, was wir brauchen."

In den letzten Tagen hatte Ljuba wieder einiges in den Zeitungen gelesen. Aber in keinem Artikel stand etwas über die Qualen der Überwanderer, nichts über ihre Freuden; sie übermittelten nicht den richtigen Eindruck von ...

„Hm ... Ich habe vergessen, wie man das sagt ..."

Ljuba dachte ein wenig nach, und plötzlich ergänzte sie fröhlich:

„... von der O r g a n i s a t i o n. Sie schreiben nicht, wie die Kommune zu o r g a n i s i e r e n wäre. Und das ist doch die allerwichtigste Frage!"

Wie soll man denn einem solchen Gesicht und solchen Augen nicht glauben? Wer Ljubas tiefe Stimme

gehört hat, der wird ihr alles anvertrauen und ihr recht geben.

Und als ich schon weg war, mußte ich noch lange an Ljubas Augen und Gesicht denken. Ich habe mir gut gemerkt, wie sie mir mit ihrer zuversichtlichen, angenehmen Stimme gesagt hatte, daß die wichtigste Sache auf der Welt die O r g a n i s a t i o n ist.

Die Kommune

Man erzählte, daß diejenigen, die als erste ins „Biroer Versuchsfeld" kamen, die besten Stellen für sich besetzt hatten.

Als erstes kam das „Neidische Kollektiv" hierher. Damals waren noch alle Pritschen in dem großen Stall frei, und alle fünf Mitglieder des Kollektivs stürzten sich, als sie hereintraten, zunächst auf die „Betten", die in der Mitte des Stallraumes standen. Kaum aber überblickten sie den ganzen Raum, liefen sie nach rechts, zur Schlafstätte in der Ecke, und begannen sich dort zu streiten, wem die Schlafstätte in der Ecke gehören soll. Und als sie nicht einig werden konnten, warf sich ein Mitglied des Kollektivs blitzschnell in den gegenüberliegenden Winkel, der dritte und der vierte besetzten die übrigen Ecken, so daß für den Vorsitzenden des Kollektivs, Nissel Grager, der über-

zeugt war, daß sie ihm die beste Schlafstelle überlassen würden, überhaupt keine Ecke blieb. Eine Weile betrachtete er verächtlich seine vier „Untertanen", von denen jeder in seiner Ecke stand und mißtrauisch die anderen musterte, dann warf er geringschätzig hin, daß er eben in der Mitte schlafen werde, aber sie werden es nicht erleben, daß er sich bemühe, für sie Essen zu beschaffen . . .

Der Stall füllte sich allmählich. Alle neu Ankommenden stürzten stürmisch herein, um sich die „besten Stellen" zu sichern, aber es erwies sich, daß sie schon besetzt waren.

Als die große weißrussische Kommune auf dem Hof des Versuchsfeldes ankam, war „der ganze erste Stock" des Stalles schon besetzt. Nicht minder der Dachboden: die Überwanderer hatten auf die starken Deckenbalken Bretter gelegt, Stroh aufgeschüttet und sich niedergelagert. Die große Kommune trat in den Stall, besah sich alles gründlich und gelassen, hielt eine kurze Beratung ab und faßte laut die Resolution, daß sie die linke Ecke für sich mit Beschlag lege. Die Bewohner der linken Ecke gerieten in Aufruhr, brodelten auf — aber der Kommunarden gab es zu viele und es waren durchwegs kräftige Burschen. Sie sprachen so ruhig und selbstbewußt, daß niemand wagte, es mit ihnen aufzunehmen. Man brummte, schimpfte, aber man mußte seine Bündel packen und der Kommune die Plätze in der linken Ecke überlassen.

Eine Kommune ist das! Sie machen sich breit, als wären sie zu Hause. In alle Wände haben sie Nägel ein-

geschlagen und überall ihre Sachen aufgehängt. Sie tun ja, als beabsichtigten sie, in diesem Stall zu überwintern. Eine Pritsche haben sie in die Mitte gerückt und benützen sie als Tisch: sie essen, trinken und schreiben sogar Briefe darauf.

„Hängt euch noch Vorhänge auf die Gucklöcher, und ihr werdet ein Burschuj-Schlafgemach haben", scherzten die Überwanderer.

Alle wissen bereits, daß Sima die Hauptwirtschafterin der Kommune ist. Und eigentlich paßt sie gar nicht zu ihnen, flüsterten die Nachbarn. Sie ist eine Lehrerin, und sie sind einfache Haferschädel aus irgendeiner Bauernschule. Aber sie ist eine gute Wirtschafterin! Sie meint, daß, wenn man auch nur eine Stunde irgendwo verbringe, man trotzdem menschlich wohnen müsse.

Eigentlich sagt sie gar nichts: sie gehört nicht zu den Gesprächigen, die Sima. Im Technikum war sie auch schweigsam gewesen. Deswegen nannte man sie „Sima die Schweigerin". Sie hat die Gewohnheit, sehr leicht zu erröten. Dann hebt sie ihre Arme, angeblich um die Haare zu ordnen, damit man glaube, sie sei nur deshalb rot geworden. Aber bald merkt sie, daß niemand dieses Haarordnen ernst nimmt, dann dreht sie sich um und sucht sich eine Beschäftigung, oder geht sie weg und kehrt nach einiger Zeit mit einem gekünstelten Lächeln zurück.

Ein Umstand bereitete Sima Sorgen: irgendwie konnte sie sich mit dem Vorsitzenden der Kommune nicht vertragen. Sprach sie mit ihm, mußte sie wegen

jeder Kleinigkeit streiten und erröten. Er wollte, daß seine Kommune immer die erste Stelle einnehme, und zwar in jeder Hinsicht: man soll augenblicklich Holz herbeischaffen und gleich mit dem Bau des Hauses beginnen. Sofort mit dem Ackern anfangen und hier, an Ort und Stelle, wenigstens die Kartoffeln setzen; man muß dafür sorgen, schrie er, daß wir einige Kühe bekommen und eine Milchwirtschaft gründen; und er hätte nichts dagegen, daß man die Bitte des Agronomen erfülle und einige Kommunarden als Instruktoren ausbilde.

Beim letzten Vorschlag geriet Sima in furchtbare Hitze, diesmal nicht mehr aus Scham. Das war nur der Zorn. Wohl, die Kommunarden sind mit der Landwirtschaft vertrauter als die anderen: sind sie doch Zöglinge einer landwirtschaftlichen Schule. Aber sie sind doch nicht hierhergekommen, um mit ihrer Weisheit zu protzen. Sie sind nach Birobidschan gekommen, eine Musterwirtschaft aufzubauen, und sie dürfen vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken. Die Gnusi werden sie nicht entmutigen: das wäre ja lächerlich! Und wenn es nötig sein wird, noch einige Stunden im Tag zu arbeiten, wird sich doch niemand hinstellen, um jede Stunde zu schachern. Aber alles auf einmal unternehmen wollen, hieße, nichts leisten.

Alle wunderten sich, Sima so redselig und so kampflustig zu sehen. Und noch dazu gegen wen! Gegen „Mendel Kryzja". Ein ganzer Kerl, die Sima!

Plötzlich wandte sich Sima zu zwei Burschen, wies mit dem Finger auf sie:

„Du, Nechemka, und du, Wowa, ihr bleibt heute zu Hause."

„Was noch!" rief der bärenstarke Vorsitzende aus mit einem Gesichtsausdruck, aus dem niemand klug werden konnte.

„Ich bitte dich, Mendel, heute schweige! Ihre Stiefel sind ganz zerplatzt, und sie sollen Heu schlagen gehen? Sie müßten in der Nässe stehen und würden sich tödlich verkühlen."

„Ech!" winkte Mendel mit der Hand unwillig ab.

Mendel wollte ja eben heute zwei Burschen von der Arbeit wegnehmen. Er hatte die Absicht, auszufahren und einige Kühe zu holen. Auch müßte man wenigstens einen Burschen zum Traktoristen-Kurs schicken: heute beginnen sie gerade. Aber er wälzt alles von sich ab. Er muß heute endlich einmal das Stück Boden zu Ende pflügen, damit man säen könne. Heute ist gutes Wetter. Man muß die Gelegenheit ausnützen, um Heu zu mähen und Holz herbeizuführen, und sie faselt dort von zerplatzten Stiefeln.

„Mendel, protze nicht mit deiner Härte. Wenn sie krank werden, dann wird's noch schlimmer sein."

Sima zog unter dem Bett einige Paar Stiefel hervor und lief zur Tür hinaus. Gleich darauf kam sie wieder zurück und suchte sich eine Arbeit.

Die Kommunarden waren mit dem Frühstück fertig und bereiteten sich zur Arbeit vor. Der kräftige Vorsitzende schaute, scheinbar beleidigt, in sein Notizbuch, teilte mit bündigen leisen Worten die Arbeit unter die Burschen ein und notierte sich etwas.

„Heute werden keine anderen Arbeiten gemacht!" sagte Sima errötend. „Heute wird man nur Bäume fällen und Bauholz führen!"

„Sima!!" rief der Vorsitzende mit einem bösen Blick aus.

Sima drehte sich um, griff unter den Polster, zog irgendeinen Zettel hervor und hielt ihn dem Vorsitzenden unter die Nase. In diesem Protokoll steht es schwarz auf weiß, daß die Baukommission (die Kommission, die den Gebäudebau leitet) berechtigt ist, wenn sie es für nötig erachtet, jeden Kommunarden für sich zu beanspruchen. Alle haben einheitlich dafür gestimmt, und Mendel, der zornige Vorsitzende, war auch unter denen gewesen, die die Hand erhoben. Sima hält Vorsitz in der Baukommission und sie verbietet, andere Arbeiten außer der Beschaffung des Baumaterials zu verrichten. So ist es.

Sima war in Hitze geraten.

Sie wandte sich um, knöpfte die Männerjacke auf, die sie in der letzten Zeit zu tragen pflegte, zog aus dem Busen ein Papierchen hervor und rief:

„Chajim, Eisig, und auch der große Mendel können etwas anderes tun. Einer von den dreien muß in den Wald fahren, eine Fuhre Reisig bringen. Die zwei anderen könnten ein wenig Lehm kneten, irgendwo alte Säcke auftreiben, und schon heute werdet ihr einen leichten, aber geräumigen Stall haben. Ehe Wohnräume für Menschen und Vieh vorhanden sind, darf niemand für eine andere Arbeit auch nur den Finger rühren."

Sima fühlte, daß sie jetzt nichts mehr hinzufügen durfte. Sie drehte sich um und ging. Als sie zurückkam, stand Mendel da, schaute verärgert in sein Notizbuch hinein und verteilte laut seiner Aufstellung die Arbeit. Sima trat auf ihn zu und teilte ihm mit, daß der Agronom die Mähmaschine verborgt habe und daß alle Pferde eingespannt stehen, um in den Wald zu fahren.

Jener, der „Hartschädel“, bestand auf dem seinigen. Er war ein kräftiger, hochgewachsener Bursche, mit einem von Wimmerln übersäten Gesicht, großen Ohren und blondem Haar, das einer Kukuruzmähne glich. Er pflegte immer zuzuhören, zuzuhören, wenn man zu ihm sprach, und seinem nichtssagenden Gesicht konnte man nicht anmerken, ob er einverstanden war oder nicht. Hatte man aber zu Ende geredet, erhob er sich und tat das seine. Aber er war ein guter und ausdauernder Arbeiter.

Mendel hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß es nicht dabei kleiben könne, daß die ganze Kommune nur Baumaterial führe. So ließ er sich ohne Wissen der anderen vom Agronomen Geld geben, ging in das nächste Städtchen und brachte von dort drei Melkkühe mit. Und wenn niemand bereit ist, sich um sie zu kümmern, so übernehme er es eben selbst.

Niemand wollte sich um die Kühe sorgen, und Mendel wich auf keinen Schritt von ihnen. Eine von den Kühen, und zwar die „Schweizerin“, kränkelte aus unbekannten Gründen. So sehr sich Mendel auch um die Kuh bemühte — sie verweigerte beharrlich die

Nahrung. Er überließ ihr seine Brotsuppe, machte sich ganze Tage lang an ihr zu schaffen. Aber die Schweizerin stand mit gesenktem Horn (sie hatte nur ein Horn), kaute schwächlich, und aus ihren Augen troffen Tränen. Einmal hob Mendel ihren Kopf, sah ihr lange, lange in die Augen, wischte dann leicht und vorsichtig mit dem Rockzipfel die Tränen ab und ging mit einem tiefen Seufzer von dannen.

Nach diesem Tag holte er, ohne viel zu reden, zwei Burschen von der Säge weg und ging mit ihnen auf die Wiese Heu mähen. Alle drei arbeiteten drauflos, daß sie nicht einmal Zeit zum Essen fanden. Mendel ging wie ein Stummer hinter der Schnittmaschine einher, reinigte sie jedesmal von den hängengebliebenen Gesträuchern und fuhr weiter. Die beiden anderen trieb er an, das Heu zusammenzurechen und zu Kegeln aufzuschichten.

Sie brachten an diesem Tag sehr viel Heu ein. Es dämmerte schon stark, als sie zu arbeiten aufhörten. Unterwegs überraschte sie ein Regenguß, so daß sie sich kaum nach Hause schleppen konnten. Bis auf den Faden durchnäßt, kamen sie an. Die Kommunarden machten Mendel bittere Vorwürfe, daß er gehindert hatte, einen so schönen Tag voll auszunützen. Jetzt werden die Zimmerleute wieder beschäftigungslos umhergehen und umsonst ihren Lohn empfangen.

Mendel blieb an diesem Abend stumm. Und in der Nacht stöhnte er fürchterlich und lief jedesmal halbnackt zu den Kühen: „Die Augen auswischen“, schrie er, „man muß der Schweizerin die Augen auswischen.“

Man konnte ihn kaum zurückhalten. Am nächsten Tag ließen sie ihn nicht mehr ausgehen.

Was mußte Sima alles ausstehen! Im Stall, in dem Mendel lag, kochte es wie auf einem Jahrmarkt. Jedesmal kommt eine Partie, während die andere weggeht. Das eine Kollektiv beschimpft und zankt sich beim Einpacken der Habseligkeiten. Das andere lärmt beim „Besetzen der besten Plätze".

„Ich bitte euch, seid doch wenigstens eine Minute still", flehte Sima. „Ihr seht doch, ein Mensch ist krank. Laßt ihn doch einige Minuten in Ruhe liegen."

Die Leute schauten sich nach Sima um. Sie stand neben dem Kranken und bat ihn, ein wenig vom Kompott zu essen — dem einzigen Leckerbissen in Birobidschan. Simas Gesichtsausdruck war derartig verängstigt, daß sie für eine Weile verstummten. Aber schon nach wenigen Minuten begannen sie im Flüsterton zu sprechen, der Flüsterton wich allmählich dem lauteren Geplauder ... Und das dauerte bis zum späten Abend, bis alle Gesprächsstoffe erschöpft waren.

Am Abend zankten sie sich noch lauter; abends kamen neue Überwanderer aus den Überwandererstationen in Tichonkaja, aus den Dörfern und von den Abschnitten. Man brachte Neuigkeiten und neue Menschen. Man sprach über die neuen Maschinen, die in Tichonkaja angekommen waren und die Neugier der ganzen Bevölkerung erregten. Maschinen sind das — Maschinchen! Endlich einmal Maschinen! ...

Einer wünscht sich, wenigstens in fünf, in zehn Jahren das zu besitzen, was diese Taugenichtse, die

Kosaken, heute im Vermögen haben. Darauf folgte eine kurze Weile Stille: die Überwanderer rechneten träumerisch ihr zukünftiges Vermögen aus, und dann begannen sie um so eifriger auszufragen, zu erzählen, zu schimpfen und zu zanken, bis alle Erzählungen erschöpft waren.

Dann erst beginnen die Jüngeren zu scherzen und zu singen. Vom Dachboden sickert zwischen den Latten Häckerling durch, fliegt in die Augen, ins Gesicht, in die Teller und die Ohren. Flüche und Geschimpfe steigen empor.

„Sieh mal", verteidigt sich jemand von oben, „sind denn wir daran schuld, daß die Bretter so undicht liegen? Macht eine ordentliche Decke, dann wird nichts herunterfliegen."

Ein Witzbold stellt sich oben auf ein wippendes Brett, wiegt sich darauf und brüllt nach unten:

„Schüttle das Sieb, schüttle das Sieb!"

Und der Häckerling fliegt herab und ergrimmt alle aufs äußerste.

„Wie schlecht doch die Menschen sind", beklagt sich Sima. „Keine fünf Minuten können sie sich beherrschen. Ich bitte euch, dreht den Lampendocht ein und schlaft schon endlich."

„Seht sie an, wie sie uns anbettelt!" wird Sima verspottet. „Als wäre sie seine Mutter!"

Nein, Sima ist nicht Mendels Mutter; nicht einmal seine Schwester. Sie sind nur beide Mitglieder derselben Kommune. Und obwohl Mendel sehr starrsinnig ist, ist er doch ein sehr nützlicher Arbeiter.

Jetzt ist er krank und bedarf der Pflege. Nu, und Sima kann zufällig all das tun, was Mendel braucht.

Sima ist heute Diensthabende. Sie ist keine Minute unbeschäftigt. Jetzt wird sie die Stiefel einfetten. Mehr als zwanzig Paar Stiefel. Man muß ja in diesen Stiefeln im Wasser waten, und dann verdorren sie und zerschinden die Füße der Burschen.

Gebeugt über einen Scherben mit Rizinusöl, saß sie neben der Türe, tunkte jedesmal einen Fetzen ein und beschmierte die Stiefel. Währenddessen dachte sie nach, wen man zum Traktoristenkurs schicken sollte. Ihrer Meinung nach sollte man jemand schicken, der ...

Ein junger Überwanderer beugte sich zu ihr und begann ein Gespräch. Das ist Boris, der Vorsitzende des Rohatschewer Kollektivs, der sich mit seinen Leuten an der Türe breit gemacht hatte.

Ja, Sima liebt es überhaupt nicht, jemanden zu loben. Aber sie errötet ein wenig und sagt, daß von allen jungen Kollektiven das Rohatschewer ihr am meisten gefalle. Die Burschen arbeiten kameradschaftlich, die Zeit ist ihnen nicht zu teuer und, mit den anderen Kollektiven verglichen, haben sie schon sehr viel geleistet. Sie haben bereits ein großes Stück Boden durchgeackert, viel Holz aufgestapelt und eine Menge Heu eingebracht. Nur eine Sache mißfällt ihr: nämlich, daß sie das Mädel, welches in ihrem Kollektiv ist, nicht als Arbeiterin behandeln, sondern wie eine Art „Wirtschafterin", gleichsam als Zierde, Verschönerung! Was das Essen betrifft, ißt sie dasselbe was die anderen.

Aber in derselben Zeit, während der die Burschen arbeiten, hockt sie im Schuppen und wäscht das Geschirr. Und wenn sie jemandem den Knopf annäht, nimmt sie Geld dafür ... So eine „Funktionärin" in einem Kollektiv zu dulden — das ist nicht schön, weder für die Burschen noch für das Mädel. Offenbar wissen die Rohatschewer nicht, was ein „Äquivalent" ist ...

Sima wischte die Hände vom Rizinusöl ab, richtete Mendels Decke, gab ihm etwas Kompott, dann wandte sie sich um und erklärte, was das klingende Wort „Äquivalent" eigentlich bedeute.

Jedenfalls, wenn die Arbeit so schwer ist und jeder Schritt mit Schweißströmen erkauft werden muß — darf ein Mädel in einem Kollektiv nie zu einem häuslichen „Fräulein" werden. Und wenn das Mädel keine Klötze heben könne, so müsse es lernen, Kühe bestellen, Garben binden und — halt ...

Sima legte plötzlich Stiefel und Fetzen aus der Hand, richtete sich auf und riet dem Rohatschewer mit Begeisterung:

„Sag ihr, deinem Mädel, daß sie unbedingt zum Traktoristenkurs gehen soll. Diese Arbeit ist nicht so schwer und sehr, sehr nützlich!"

Sima schloß damit, daß das Abwischen der Teller und das Schleppen und Fällen der Holzstämme, bei diesen ungeheuer schwierigen Bedingungen, keine äquivalenten Leistungen seien.

Sie entschuldigte sich für einen Augenblick: sie muß hinaus, die Fußlappen der Burschen zum Trocknen

aufhängen, denn die Burschen sind heute im Wasser gestanden und völlig durchnäßt nach Hause gekommen.

Offenbar hatte man Sima draußen länger aufgehalten, denn der Rohatschewer schlief bereits, als sie zurückkehrte. Im Stallraum war es jetzt dunkel. Nur eine Lampe blakte schwach über Mendels Kopf. Sima zwängte sich zwischen den Betten zu Mendel durch. Er schlief nicht; lag mit offenen Augen und schaute vor sich hin. Sima beugte sich über ihn und sah in seine Augen. Sie waren weit aufgerissen und feucht. Als sie sich aufrichten wollte, spürte sie Widerstand: Mendel umschlang ihren Nacken mit den Armen. Er hielt sie mit festem Griff.

„Laß aus, Mendel."

„Sima, bleib ein wenig so. Du bist ein braver Kerl, Sima."

„Nu nu, darüber ein anderes Mal."

„Sima, laß mich, bitte, aufstehen. Ich werde mich anziehen. Die Schweizerin ist krank. Sie hat nur ein Horn und tränt noch außerdem. Laß mich zu ihr."

Sima befreite sich. Sie legte ihre kleine Mädchenhand auf seine Stirn. Die Stirne war kühl. Im Stallraum summte das verschiedenartige Geschnarche der Schlafenden.

„Warum stellst du dich so, Mendel? Dein Fieber hat ja ganz nachgelassen!"

Das Mädchen deckte Mendel zu und ging zur Tür. Noch jenseits der Tür summte es ihr im Kopf vom Geschnarche . . .

Jetzt, da es Mendel schon bedeutend besser geht, könnte man sich um irgendeine Arbeit umsehen. Aber der Regen gießt und gießt. An das Holzfällen ist gar nicht zu denken. Auch Heu kann man nicht schneiden. Sima schlägt vor, das Pferdegeschirr in Ordnung zu bringen. Man müßte einige Zugstränge flicken; die Zügel durchflechten und alles mit Teer beschmieren; die Pferde ein wenig pflegen, damit das Gerippe unter der Haut verschwinde. Und auch die Wagen müßte man herstellen. Am besten wäre es, ins nahe Dorf zu fahren und noch eine Kuh und einige Schweine besorgen, und Sima lasse sich den „Kopf abhacken", wenn sie nicht die ganze Kommune mit Milch, Schweineschmalz, Speck und Fleisch versorgen würde.

Wer will ihr schon den Kopf abhacken? scherzt man. Gib her, wir werden ihn lieber küssen!

„Das mit dem Küssen schlage dir aus dem Kopf", meint ein anderer mit gemachtem Ernst, „Sima hat schon jemanden zum Küssen!"

Wen zum Beispiel?

Das Gespräch zieht immer weitere Kreise im Stallschuppen.

Sima glüht. Sie wendet sich ab, knöpft den Männerrock auf, zieht aus dem Busen die Anweisung des älteren Agronomen. Diese Anweisung hat sie ihm herausgelockt, damit man noch eine Kuh und Schweine kaufen könne. Aber wen kann man schicken?

O, o; Mendel ist schon bereit. Er ist schon ganz gesund. Er fühlt in sich die Kräfte von zwei Rössern.

„Mendel, du wirst nicht fahren."

Sieh nur, ein ganzer Kommandant ist diese Sima. Und seitdem sie den Männerrock trägt, kann sie nur noch kommandieren. Die Burschen scherzen und schielen verstohlen nach ihr. Aber Sima ist schon weg. Sie windet sich zwischen den Bettstellen durch und verläßt, im Gehen das Röcklein zuknöpfend und das krause Haar glattstreichend, den Stall. Nach einer Weile teilt sie mit, daß draußen ein Paar Pferde eingespannt steht. Nechmia und Wowa können fahren. Wieder wurde gelacht und gescherzt. Man begleitete die beiden Burschen hinaus und jeder ging an irgendeine Arbeit...

* * *

Ein herrlicher Tag, sonnig und warm. Die lehmige Erde festigte sich. Man konnte schon in den Wald fahren. Auch die darauffolgenden Tage waren sonnig und warm. Man brachte Holz in Mengen, das Gebäude wuchs, es fehlte nur noch der Dachstuhl. Mendel trieb die Burschen, von der „zweiundzwanzigsten Werst" Dachschindeln zu holen, damit das Haus fertig werde.

„Nu, Simale, weil du jetzt in der Kommission für die Bebauung des Bodens bist, schleppst du schon die Burschen zu dir?!"

Ein komischer Typ, die Sima: arbeiten soll nur diese Kommission, der sie angehört!

Es ist nicht wahr. Sima denkt überhaupt nicht so, gar nicht so. Die größere Hälfte der Kommunarden kann ruhig Heu schneiden gehen...

„Nu, und das Haus?"

Das Haus wird nicht davonlaufen. Erstens ist jetzt der Stall frei geworden: die Überwanderer sind auf ihre Abschnitte abgewandert, und es wird niemandem schaden, noch einige Tage im geräumigen Stall zu verbringen. Und außerdem ist das Haus beinahe schon fertig. Es genügt vollkommen, einige kräftige Burschen den Bau beenden lassen. Es wäre jammerschade, so ein herrliches Wetter nicht auszunützen. Jetzt muß man ackern und sehr viel Heu schneiden.

Und Sima ruhte nicht.

Im Feld ratterte der erste Traktor. Hinter dem würdigen, lauten Traktor zog ein Paar Schimmel einen Pflug, der das vom Traktor aufgeackerte Feld nochmals durchpflügte. Hinterher eggte ein lustiges Pony hurtig und fröhlich. Und hinter dem ganzen Aufzug gingen Burschen mit Mützen in den Händen, in denen entzweigeschnittene Kartoffeln zum Setzen sich befanden. Alle waren in ihre Arbeit so sehr vertieft, daß es unmöglich gewesen wäre, sie abzulenken.

Sima rief zwei Kommunarden, von denen sie annahm, daß sie ihr gehorchen werden, und schickte sie auf die Wiese, zum Heuschlag. Sie selbst lief, einen Blick zum Neubau zu werfen ...

Nach zwei Wochen übersiedelte die Kommune aus dem „zweistöckigen" Stallschuppen in das funkelnagelneue hölzerne Haus. Die Kommunarden trugen schwere Bündel, in denen sich ihre Habseligkeiten befanden. Mendel ging mit leeren Händen und stritt mit Sima: nur er wollte „die Waise", ein von Sima auf-

gezogenes und verhätscheltes Kälbchen, in den Armen tragen. Sima aber ließ ihn nicht.

„Es ist ihm doch schwer zu gehen", argumentierte Mendel. „Für so ein Kälbchen ist das ein weiter Weg!"

Macht nichts. Der Teufel wird es nicht holen. Sima tat, als wäre sie zornig und stieß Mendel vom Kälbchen weg.

Das kleine Kälbchen trieb sie mit leichten Schlägen vorwärts.

Fremdwörter und Begriffe

Komset = Zentralstelle (Behörde) für die Kolonisation der werktätigen Juden in der Sowjetunion.

Geserd = Gesellschaft für die Erdeinordnung der werktätigen Juden (siehe Vorwort).

Oset = Geserd in der russischen Abkürzung.

Icor = südamerikanische Bezeichnung für die dortige mit dem Geserd identische Organisation.

Chochol = Schimpfwort für „Ukrainer".

Kazap = Spottname für Russen.

Gurane = gehässige Bezeichnung für „Kosak".

Tajga = was in der Ukraine Steppe, in Amerika Prärie genannt wird, heißt in Sibirien „Tajga".

Kollektivwirtschaften in der *Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken.* Der sozialistische Sektor der Sowjetlandwirtschaft zerfällt in zwei Hauptgruppen: a) in die Staatsbetriebe (*Sowchosen* - Sowjetwirtschaften), meistens Großbetriebe, die sich auf die verschiedensten Zweige der Landwirtschaft, sowohl Ackerbau wie auch Viehzucht, spezialisieren; b) in die

kollektivierten Einzelbetriebe. Diese weisen mehrere Stufen auf. Die unterste ist die „SOZ" („Sowmestnaja obrabotka semli") = „Vereinigung zur gemeinschaftlichen Bodenbearbeitung; sie kennt lediglich Saat-, Spann- und Erntegemeinschaft, das heißt Gemeinsamkeit der Produktion, bei völlig getrenntem Besitz der Produktionsmittel. Weitaus den größten Anteil dieser Gruppe bilden die eigentlichen „*Kolchose*" (Kollektivwirtschaften). Sie sind reine Produktivgenossenschaften bei gemeinsamem Besitz der Produktionsmittel, also des Bodens, des Viehes, der Werkzeuge. Die Kollektivierung des Verbrauches kann wiederum sehr gestaffelt sein. Es gibt Kollektive (sie nennen sich meist „*Artel*"), die bloß gemeinsam arbeiten und jedem, je nach seiner Arbeitsleistung, Lohn zahlen und am Jahresschluß, je nach eingezahltem Anteil, den Gewinn verteilen, bezw. gutschreiben. Andere Artels, in denen Kleintierzucht, Gartenbau, Halten von ein bis zwei Kühen jedem Mitglied gestattet sind, besitzen gemeinsame Speisehäuser, Wohnhäuser usw. Diese letzteren nähern sich der höchsten Form dieser Gruppe, der „*Kommune*".

Die „*Kommune*" kennt keinerlei Privatbesitz und Privatkonsum. Jedes Kommunemitglied wird von der Kommune vollständig erhalten, und zwar alle in gleichem Ausmaß. Es gibt bloß gemeinsame Speise- und Wohnhäuser, die Kinder leben in eigenen Kinderheimen. Artels und Kommunen werden gruppenweise in sogenannten „Kust" zusammengefaßt, die die Kollektivwirtschaften kontrollieren. Die Spitze aller Kollektive ist der „Kolchos zentr" in Moskau.

Inhalt


18°